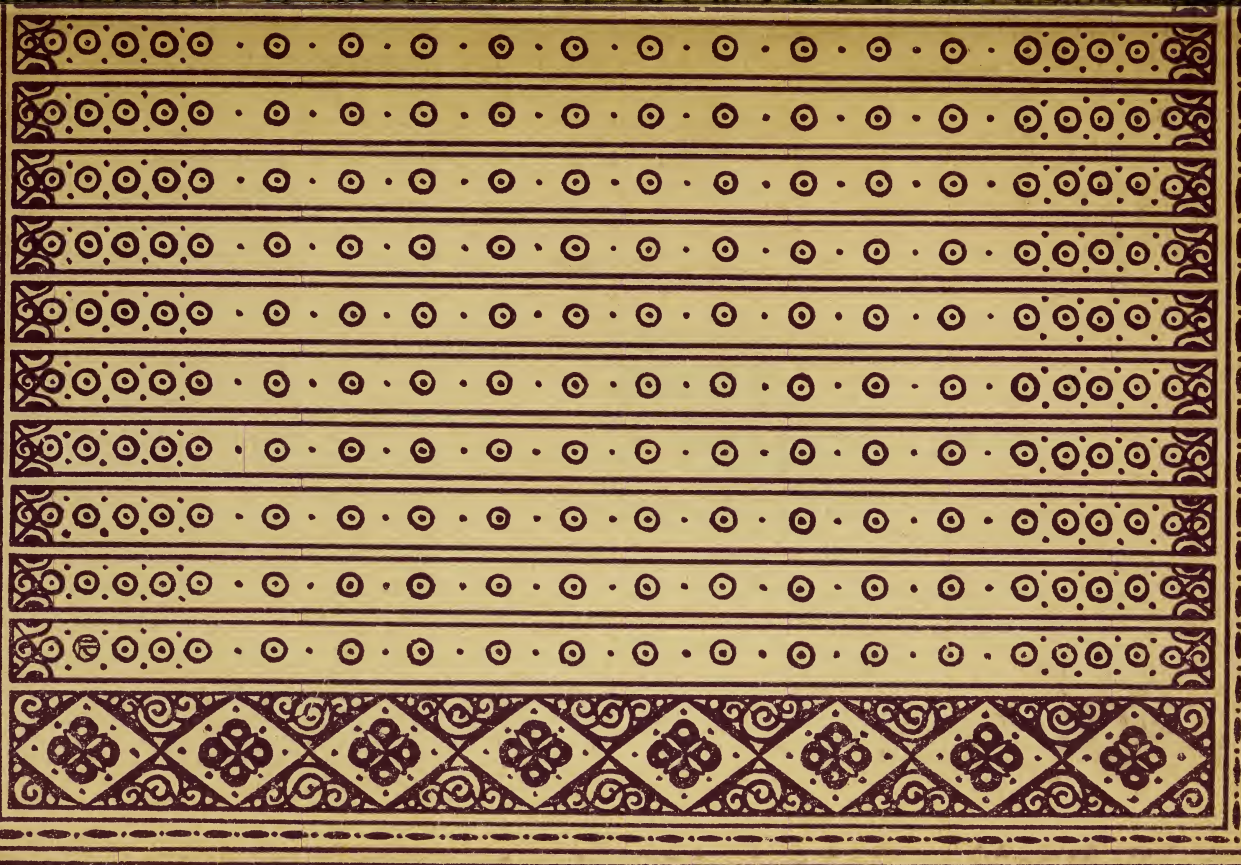


Memoiren Bibliothek

V. Serie

Neunter Band

Jugenderinnerungen eines blinden Mannes

von

Ernst Haun

Jugenderinnerungen eines blinden Mannes

von

Ernst Haun

Mit Geleitwort von
Heinrich Lhotzky

Verlag Robert Lutz Stuttgart

A. g. XIII.

HV2335
++
copy one

Alle Rechte,
insbesondere das Übersetzungsrecht vorbehalten. Amerikanisches Copyright 1918 by Robert Lutz, Stuttgart.
Druck: Christl. Verlagshaus, G. m. b. H., Stuttgart.

Inhaltsübersicht

Inhaltsübersicht

Seite

Geleitwort von Heinrich Lhotzky 17

I. Vom Stamme der Hauns und der Deutes.

Die Hauns im „Handtuch" zu Langensalza.

Großvater Haun und seine Frauen. — Des Großvaters Passionen. — Vom Familienrat ohne Männer. — Ein glücklicher Bücherwurm. — Meines Vaters Jugendzeit. — Der Ritt auf dem Schwein. — Von der Wasserfahrt im Semmelkorb . . . 23

Die Deutes in Raguhn. — Von meiner Eltern Ehe.

Vom Geschlechte der Deute in Raguhn. — Großvater Deute auf dem Handel. — Wie die Großmutter zur Arbeit und zur Religion erzog. — Arbeitswut und Menschenglück. — Erste Ehejahre meiner Eltern. — Meine Geburt. — Was der Ehrgeiz eines Kindermädchens erreicht 29

II. Erste frohe Kinderzeit.

Früheste Bilder von Haus, Hof, Fabrik und Garten.

Vom bunten Leben auf dem Fabrikhof. — „Wolle kommt!" — Von den wilden, blutdürstigen Maschinen. — Wie ich mit dem großen Schornstein Freundschaft schloß. — Wie es im Garten aussah. — Frohe Sonntagnachmittage 35

Die ersten Spielkameraden und Spiele.

Hahnemanns Drachenkampf. — Seine Zauberhose. — Mein Freund Reifegerste, das Faktotum der Fabrik. — Das Spiel mit Mama, das mit der Miez. — Meine gärtnerischen Talente. — Verkaufenspielen 45

Wie mich die Mutter beten lehrte. — Erste Reiseeindrücke.

Seite

Mein Abendgebet. — Feierstunde an der Mutter Brust. — Wie mich die Mutter lehrte, den lieben Gott im Donner zu verstehen. — In Langensalza. — Raguhn, die schönste Stadt der Welt. — Das Kellergespenst. — Vom Großen Brunnen. — Wie Molli in die Familie kam 59

Ein unglücklicher Fall und seine Folgen.

In der traulichen Wollestube. — Der Fall. — Krankheit. — Die Entdeckung des erblindeten Auges. — Elternschmerzen . . 65

Im frohen Herbst. — Winterfreuden.

Im Verkehr mit den Bäumen. — Nächtliche Wohltäter. — Im lustigen Geschaukel der Aeste. — Beim Muskochen. — Im traulichen Wohnzimmer. — Der Kinder Weihnachtsarbeiten. — Das farbenglühende Buchzeichen 68

Weihnachtszauber.

Das Geheimnis vom Weihnachtsmann. — „Wunschzettel ohne Ende". — Der Heilige Abend ist da! — Weihnachtliches Spuken. — Der stille Gang durch die Heilige Nacht. — Ein hehres Wunder. — Am Heiligen Abend bei uns daheim. — Der traditionelle Heringssalat. — „Klemme" machen. — Glückstrunkenheit und Elternseligkeit 74

Das Osterfest daheim.

Wie wir den Winter vertrieben und Alles Erwachen spielte. — Vom schwarzen Mann in der Kirche. — Das fröhliche Eiersuchen. 81

III. Aus der ersten Schulzeit.

Als ABC-Schütze. — Wie ich ein Junge wurde.

Das heimliche Schokoladeessen. — Vom Schulzimmer. — Der Sängerkrieg auf der Schulbank. — „Ich bin Erster geworden!" — Der Eierkuchen. — In Siegerstimmung. — Seifenblasen. — Kuhspielen. — Strietzen und Wichsekriegen. — Das Schurren . 85

Seite

Die Musik in Raguhn. — Das Schützenfest.

Die Raguhner und die Kunst. — In Kämpes Paradies der Kunst. — Von Männerchören und Mädchenherzen. — Wie ich zur Kunst kam. — „Kanter-Herzchen." — Was Kanter-Herzchen nie lernte. — Die Schützenkompagnie. — Auf dem Schützenfest. — Wer wird König werden? 99

Von allerlei Wundern draußen und daheim.

Wie ich durch das goldene Himmelstor sah. — Lebendiges Spielzeug. — Die Wunder von Cöln. — „Da kommt ein Esel!" — Ich sehe Ewigkeiten stürzen und neues Werden. — Beim Kesselklopfen. — Hinab zu den Wundern im Brunnen! — Bei meinem lieben, treuen Vater 108

Anna, Molli und die Miez.

Anna als Mädchen für alles. — Wie Anna mich verzieht und erzieht. — Molli und die Miez. — Molli und ich. — Wie man mir den Hochmutsteufel beibrachte 115

IV. Allmähliche Erblindung.

Die Besuche bei der Weisen Frau.

Was die Weise Frau alles konnte. — Heimlich und verschwiegen durch Schnee und Eis. — Wie die Weise Frau zauberte. — Böses Gewissen. — Vom Begriff „Blindheit". — Schämen der Augen wegen. — Die Wirkung des Zaubers 119

Heiße Seelennöte.

Wie ich die Kurzsichtigkeit zuerst empfand. — Meine Gereiztheit nimmt zu. — Meine innere Not. — Mein Kampf gegen das Verhängnis Blindwerden. — Das Haschen-Spiel. — Abrechnung. — Tiefe Traurigkeit. — Wie ich den lieben Gott suchte und fand. — Stille Feierstunde. — Blick in die Zukunft. — Mein Verhältnis zu den Kindern. — „Ein Blinder! Ein Blinder!" — Wie das Erblinden auf mein Gemüt wirkte. — Der Begriff Blindenanstalt. — Ein Hoffnungsstern 123

V. In der Blindenanstalt zu Stettin.

Der erste Tag. — Die erste Lese- und Schreibstunde.

Seite

Lustiger Rundgang durch die Anstalt. — Die Begriffe Sehender, Blinder, Zögling. — Abreise der Eltern. — Die Blindenschriftfibel. — Selige Hoffnungen. — Die Blindenschreibtafel. — Punktschriftpiekern. — Buchstabenschreiben. — Das Punktschriftlesen . 139

Meine sehenden und meine blinden Freunde.

Raguhner und Stettiner. — In der lustigen Buchenhecke. — Großvater und Ehemann. — Der wohltätige Schachtflicken. — Das Wohnzimmer der Kleinen. — Von allerlei Sonderlingen und eifrigen Pantoffelpromenaden. — Von Schlacht, Schacht, Männermut und anderem 147

Von heimlichen und verbotenen Dingen.

Geschichtenerzählen mit hölzernem Unterstreichen. — Wenn ein Paket kam. — Von schnuppernden Nasen, wägenden Armen und allerlei Kritik. — Glänzende Tauschgeschäfte. — Beim Aepfelstremsen. — Lenchen Neumann. — Schiffsbau. — Waffenfabrikation. — Das gelöste Packproblem. - Wie mich die kultivierten Räuber im Eisenbahnzuge überfielen 158

Schulunterricht der Blindenanstalt. — Musikalisches.

Lehrfächer und Lehrziele. — Die Blindenschrift. — Die Blindenstenographie. — Die Noten der Blinden. — Gutes und schlechtes Lernen. — Die Landkarte der Blinden. — Erziehung eines guten und treuen Gedächtnisses. — Musikunterricht. — Wie mein Vater Musik genoß. — Das Geigenspiel im Eisenbahnzuge 172

Winterzeit in der Blindenanstalt.

Die blinden Jungen im Winter. — Die große Schneeballschlacht. — Schlittenfahren. — Aus der Vorlesestunde 178

Ferienzeit in Freud' und Leid. Seite

Zu Hause. — Geschichtenerzählen. — Das Blindsein bringt neue Schmerzen. — Die wirtschaftliche Lage von Vaters Fabrik. — Düstere Bilder aus der Streikzeit. — Der Bankrott. — Der beste, treueste Freund 184

Hans Spitzer, der Bücherfreund.

Ein sehender Blinder. — Hans und seine Bücher. — Wir Buchbinder. — Beim Vorlesen und Romanschreiben. — Von der Teufelsbeschwörung um Mitternacht. — Das Geschichtchen vom bedruckten Pflaumenkuchen 189

Eine wechselvolle Zeit.

Die moderne Blindenbildung begeistert mich. — Verlassen der Stettiner Anstalt. — Eine Lähmung und ihre Ursachen. — Falsche Bemitleidung. — Vom Phantasiesehen der Blinden. — Meine Jugendbildergalerie. — Lernfrohe Zeit daheim 196

VI. In der Blindenanstalt zu Steglitz.

Der erste Tag in der Blindenanstalt zu Steglitz.

Das tönende Bild der Anstalt. — Der alte Direktor entwickelt sein System der Blindenerziehung. — Otto Blocks Bicepse und meine Zukunft. — „Franzeesch kann er!" — Allerlei lustige Erlebnisse mit den neuen Kameraden 203

Vom Leben und Treiben in der Anstalt.

Der offizielle Keulenschlag. — Wie Franz Lange geweckt wurde. — Morgenandacht, Hausordnung der Anstalt. — Die Baulichkeiten und der Park. — Die Steglitzer Anstalt im Vergleich zur Stettiner. — Wie mich die Konfirmation beeinflußte 209

Im Seilerberuf.

Wie ich die „glänzende Zukunft der Blinden" anzog. — Berufswahl. — Der erste Tag in der Seilerei. — Schulsnickfnack und das Praktische des Lebens. — Die Hände als nützliche Werkzeuge. — Es wird lustig und gemütlich im neuen Leben . . . 216

Seite

Vom fröhlichen Leben in der Seilerei.

Wie man sich unter den Großen fühlte. — Was man alles erlernte und erlauschte. — Geburtstagsfeiern. — Vom feuchtfröhlichen Hanffest. — Fortbildungsunterricht. — Die Unterrichtsfächer. — Meine Begeisterung fürs Lernen. — Die Hiobspost. — Der fidele Streik 221

Abschied von der Heimat. — Ein Schritt in die Große Welt.

Wie ich mein sonniges Kinderparadies verlor. — Spießrutenlaufen in Dessau. — In der Familie Losch. — Wie der Vater Herrn von Losch das Blindenführen lehrte 229

Das Sehen der Blinden.

Körper- und Charakter-Sehen. — Vom Erkennen des Alters. — Wie der Blinde das Mienenspiel, wie er Stummes hört . . 235

VII. Im Männerheim.

Vom lustigen Leben im Männerheim.

Das Heim. — Mein freundliches Zimmerchen. — Besuche und Gegenbesuche. — Die Pensionäre. — „Bums, zwei drei! Bums, zwei drei!" 241

Die Optimisten und Pessimisten im Heim.

Die fröhlichen Optimisten. — Adolf, der Pessimist. — Die Moral des Almosennehmens. — Was der Amerikaner über das Erwerbsleben der Blinden dachte. — Karl siegt mit Humor . . 246

Ein Musikabend in Berlin.

Mein erstes Musikengagement. — Der Wert des Talers. — Wie uns Paul schneidig in die Welt der Sehenden einführte. — Bei der fidelen Geburtstagsgesellschaft! — „A, Ernst, los! A!" — „Marke Kinderwindel" und andere Schnäpse. — Auf dem Höhepunkt des Festes. — Ein Morgen ohne Zeit 254

Aus dem lockenden Frühling der Siebzehnjährigen.

Seite

Klavier, Horn und Flöte. — Solosingen. — Klavierspielen auf der Tischkante. — Wie mir der Frühling am Klavier, im stillen Park, aus den Büchern entgegentrat. — Bei Nachtigallenweinen und Blütenschwelgen am Flügel. — Zartes Liebesidyll. — Wie ich Verschwender, Mädchenverachter und dann „Dichter" wurde. — Im Liebeszauber. — Liebe Jugenderinnerungen 267

Vom Geldverdienen.

Große Arbeitsaufträge. — Arbeiten auf eigene Rechnung. — Die Freude des alten Rex. — Die selbstverdiente Zither . . 281

VIII. Als Blinder drinnen und draußen.

Vom Sicherheitsgefühl und vom Alleingehen der Blinden.

Gehen in der Villen-, in der Verkehrsstraße. — Hindernisse. — Ueberschreiten einer Straße. — Hilfsmittel beim Auffinden eines bestimmten Hauses. — Das Alleingehen, ein Stückchen Lebensfreude. — Vom sechsten Sinn der Blinden. — Der Sturm über den Berliner Christbaummarkt 285

Als Chordirigent und Komponist.

Ich werde Chordirigent und beginne zu komponieren. — Mein Singspiel. — Das hohe C. — Von Beifallsorkanen und seligen Künstlerwonnen 292

Der Zukunft entgegen.

Ich erkenne meinen Weg, das neue Ziel. — Abschied vom lieben, alten Rex. — An des Vaters Seite hinaus in die Welt, der lockenden Zukunft entgegen 301

Zum Geleit.

Dem Buche des Blindgewordenen möchte ich wünschen, daß es jetzt in die Hände vieler käme, denen der Weltkrieg das Augenlicht geraubt hat, auch in die Hände ihrer nächsten Angehörigen, die mit ihnen an ihrem schweren Schicksal teilnehmen. Ernst Haun führt uns hinein in eine ganz neue, eigenartige Welt, die Welt der Nichtsehenden, und wir erfahren, daß es ebenso eine Menschenwelt ist, in der es wie in der Welt der Sehenden Glückliche und Unglückliche gibt. Überraschend viel Glückliche übrigens. Ich habe den unbeschreiblichen Trost aus dem Buche gewonnen, daß der Blinde zum Verzagen noch lange keine Ursache hat. Auch hier ist der Mensch stärker als das Leid. Der Mensch ist die Majestät, nicht die Umstände, denn der Mensch ist Gottes und keiner braucht sich zerleben zu lassen. Auch kein Blinder.

Dabei liegt eine eigenartige Spannung über der Schrift, die das ganz Kleine und anscheinend Nebensächliche des Lebens festzuhalten vermag und so aneinanderreiht, daß der Leser gefesselt wird. Wir fühlen, wie das schwere Schicksal langsam heraufkriecht und die sonnige Kindheit des Knaben Schritt für Schritt in Dunkel hüllt. Wir folgen ihm gern in diese Kindheit im Elternhause, bei der er verweilt, als könne er sich nicht losreißen, und empfinden: Das ist das Letzte, was er auf dieser Welt gesehen hat. Das ist ihm am unauslöschlichsten eingegraben. Es ist eine

Spannung, wie sie Adalbert Stifter in seine behagliche Breite zu legen wußte. Aber dann, als das Tor zur Welt des Lichts geschlossen ist, merken wir mit Staunen und steigender Spannung, daß das Sehen auch ohne Augen nicht aufhört, im Gegenteil, daß der Blinde oft mehr sieht als der Sehende. Ja wir verfolgen ihn, wie er sich zurücktastet in die Welt der Sehenden. Und das alles ist vergoldet mit einem köstlichen Humor, der die anscheinend so finstere Welt mit seinen Lichtern übergießt. Es ist alles wahr und im Tiefsten empfunden, aber alles verklärt in überlegenem Humor. Der Humor ist die köstlichste Gabe des Menschen. In ihm ruht die Kraft, die die ganze Welt überwindet. Nur wer tief an den Menschen und an Gott glaubt, der bringt den Humor zuwege.

Möchte das Buch vielen, die den Humor noch nicht gefunden haben, auch vielen Sehenden, die ihn verloren haben, in seiner schlichten Weise ein Wegleiter sein!

Vielleicht darf ich noch einiges ausplaudern, was nicht in dem Buche steht. Es mag nützlich sein für Menschen, die sich für die geplagtesten und unglücklichsten Planetenbewohner halten. Ernst Haun hat auf dem Kgl. Konservatorium in Leipzig Musik studiert. Er schreibt in einem Briefe darüber:

„Als ich Musiker werden wollte, hat man mich hämisch ausgelacht: Sie mit Ihren harten, steifen Seilerhänden können niemals ein gewandter Pianist und Organist werden! Ich habe gelächelt, habe genickt und — gearbeitet wie ein Pferd. Hindernisse zeigten sich freilich; doch Lehrer und Mitschüler halfen, und die Schwierigkeiten wurden bewältigt. Ich kam rascher vorwärts als ich und andere geglaubt.

Das Leben am Konservatorium war äußerst mannigfaltig und amüsant. Die sonderbarsten Menschen fanden sich da

aus aller Herren Länder zusammen. Ich verkehrte außer mit Deutschen sehr viel mit Amerikanern und Südafrikanern. Zahlreiche Schüler des Leipziger Konservatoriums gingen, waren sie mit dem Studium fertig, nach Amerika, um dort zunächst ein Grundkapital zu erwerben. So beabsichtigte auch ich das. Leicht fand man Verbindungen in diesen Kreisen, alles schien glücklich zum Gelingen zu kommen, da wurde eine erste Musiklehrerstelle an der Blindenmusikschule zu Angers in Westfrankreich ausgeschrieben. Sofort meldete ich mich und wurde auch gewählt.

Die meisten Reisen meines Lebens hatte ich allein unternommen. So fuhr ich denn auch 1904 nach Frankreich allein, ohne Führer. Besondere Schwierigkeiten ergab das nicht; wirklich intelligente Blinde reisen häufig ohne jede Begleitung.

In Angers, einer Stadt von 110 000 Einwohnern, gefiel es mir ganz ausgezeichnet. Mit den Vorgesetzten verkehrte ich kollegial, und die Schüler hingen schwärmerisch an mir. Mit manchen stand ich noch bis vor Ausbruch des Weltkrieges in lebhaftem Briefwechsel. Ich galt allgemein als ein vorzüglicher, ja ungewöhnlicher Musiker. Meinen persönlichen Fähigkeiten dankte ich das nur zu einem Teile, ich dankte es dem Rufe des Leipziger Konservatoriums, der Stadt Leipzig, in der Bach gelebt hat, und vor allem dem hohen, ja höchsten Ansehen, in dem deutsche Musiker in Frankreich standen. In Konzerten und bei besonders festlichen Gelegenheiten wirkte ich als Solist mit, als Organist und vor allem als Sänger. Auch auswärts gab ich verschiedentlich Konzerte. Deutschenfeindschaft begegnete mir fast nie. Allerdings mußte ich erst die sonderbare Denkweise der Herren Erbfeinde kennen und mich ihr anpassen lernen. Wer in Frankreich sagt: „Je suis Prussien!“, der hat nichts als Feindschaft zu gewärtigen; wer aber behauptet, er sei Allemand, dem geht es gut. Die meisten Leute wußten noch vor dem Kriege nicht mit Sicherheit zu sagen, was Allemagne denn eigentlich sei, La Prusse aber kannte jedes Kind.

1907 wurde die Trennung zwischen Staat und Kirche allerorten strengstens durchgeführt. Da mußte auch ich von meinem

Posten weichen. So kehrte ich denn nach Deutschland zurück und lebte da als Musiklehrer. Allein auch mein Gehör wurde leider schlechter und schlechter. Wohl verstand ich noch alles um mich her, aber starke Geräusche verursachten mir sehr rasch Kopfschmerzen. Sausen, Brausen, Hämmern und ähnliche typische Erscheinungen traten häufiger und häufiger auf. Die Aerzte rieten, alle intensiven Geräusche, auch Musik, tunlichst zu meiden."

Er sieht aber voraus, daß auch die Ohren versagen werden. Auch damit ist ihm noch nicht der Mut entfallen. Dann wird er eben nicht mehr Musiker sein, sondern etwas anderes. Sagen wir Schriftsteller. Er schreibt: „Nun, ich nehme an, daß ich noch einige Jahre hindurch leidlich mich verständigen können werde. Na, und was dann kommt? Wer kann es sagen? Ich mache mir darüber kein Kopfzerbrechen, weiß ich doch aus persönlichster Lebenserfahrung, daß es immer besser wird, als man glaubt. Ich werde Romane, Dramen, Lustspiele schreiben und werde damit diesem sinnige Vertiefung, jenem herzliches, frohes Lachen bringen. Kann es schöneres Wirken geben in der Welt? Ich werde also nützlich sein; und nützlich sein, ist glücklich sein!"

Bravo, Herr Haun! Nur den Mut nicht verlieren. Wer den Mut verliert, hat alles verloren.

Der Blinde muß zuweilen vom Sehenden geführt werden. Hier ist ein Blinder, der auch einmal Sehenden einen Weg zeigen kann.

Ludwigshafen am Bodensee, 1918, am Geburtstage des Deutschen Reiches.

Heinrich Lhotzky.

Jugenderinnerungen eines blinden Mannes

I. Vom Stamme der Hauns und der Deutes.

Die Hauns im „Handtuch" zu Langensalza.

Großvater Haun und seine Frauen. — Des Großvaters Passionen. — Vom Familienrat ohne Männer. — Ein glücklicher Bücherwurm. — Meines Vaters Jugendzeit. — Der Ritt auf dem Schwein. — Von der Wasserfahrt im Semmelkorb.

Durch Adam oder — je nach der Weltanschauung — durch den berühmten Uraffen Darwinscher Theorie sind die Hauns mit ungezählten Millionen von Menschen verwandt, und sie freuen sich solch ausgedehnter Sippe. Sie fühlen sich als Brüder, fühlen sich sehr behaglich gemütlich auf dieser Welt und haben sich schon seit alten Zeiten eifrig der allgemeinen Menschenaufgabe gewidmet, die Erde zu füllen, und sie sich untertänig zu machen. In weitverzweigten, kinderreichen Familien saßen und sitzen sie noch heute vorwiegend in Thüringen und den angrenzenden Landesteilen. Ganze Generationen von Geistlichen und Lehrern gibt es unter den Hauns, doch auch Aerzte und Juristen, hin und wieder auch Kaufleute und Künstler entstammen dem Geschlecht. Durch mündliche Ueberlieferung weiß ich nur von meinem Großvater Ernst Haun. Sein Geburtsjahr weiß ich nicht. Er starb 1869 in Langensalza, wo er auch geboren war. Hier in Langensalza, einem freundlichen thüringischen Landstädtchen, besaß er ein altererbtes Haus. Es lag am Marktplatz, und da es sehr hoch und dabei schmal war, hieß es im Volksmund das Handtuch.

In diesem „Handtuch" betrieb seine Frau ein Manufakturwarengeschäft, während er, praktischen Dingen recht abhold, in seinem stillen Hinterzimmer hockte und — studierte — und träumte — und dichtete — und sammelte — und musizierte und überhaupt alles das tat, was ihm nichts einbrachte; es sei denn: kostenfrei bürgerliche Ehrungen und Feinde, Feinde. Wie mir von den verschiedensten Seiten bestätigt wurde, betrieb mein Großvater die sämtlichen sogenannten „brotlosen" Künste mit Leidenschaft, konnte aber nie begreifen, daß es für einen guten Familienvater auch noch anderes zu tun gibt. Nun, er war wohl Logiker und sagte sich daher: Haben deine Frauen die Rechte des Mannes an sich gerissen, die Herrschaft, so mögen sie nun auch seine Pflichten übernehmen, die Ernährerarbeit. Und damit hatte er wohl recht und das traute Familienglück blieb ungetrübt. Seine Frauen verkauften vornheraus, er dichtete hintenheraus im „Handtuch".

Um keinerlei Mißdeutungen aufkommen zu lassen, muß ich hier noch bemerken, daß er keineswegs Türke war und Vielweiberei trieb. O nein! Er hatte nur eine Frau, und die war engelgut. Und vielleicht nur diese Frau hat ihn verstanden in seiner Eigenart. Da gab es aber noch eine Anzahl Tanten und eine Anzahl Töchter. Wenn sie alle zu Rate saßen im Familienrate, da soll es Abwechselung und Vielseitigkeit gegeben haben! Einseitig waren die Hauns nicht! Mein lieber Vater wußte nur ahnend davon zu sagen, weil ja doch männliche Mitglieder weder Sitz noch Stimme im Rate der Frauen hatten. So fehlte es denn nicht an Liebreiz und Anmut im hohen Hause am Markte. Mein Großvater trug es in Demut bis an sein seliges Ende.

Wie er nun so — ob aus Passion, das weiß ich nicht —

Weiblichkeit und immer mehr Weiblichkeit um sich sammelte, so sammelte er — ganz bestimmt aus Passion — Käfer und Schmetterlinge, Steine und Pflanzen, Marken, Siegel, Pfeifen, Schnupftabaksdosen und vieles, vieles andere nützliche und unnütze Gezeug und stapelte es in seinem stillen Hinterzimmer auf mit höchster Akkuratesse und Ordnungsliebe. Alles das liebte er innig. Für alles das hatte er klarstes, sachkundigstes Verständnis. Für alles das hatte er liebevollste, geradezu zärtlichste Sorglichkeit. Das Liebste aber, was er besaß, waren seine Bücher; und immer wieder seine Bücher. Er sammelte sie mit Habgier. Jedoch nicht nur, um zu sammeln. Nein, er las sie, er sprach, er verkehrte mit ihnen wie mit Menschen. Seine Welt lag in seinen Büchern, kam ihm aus ihnen, floß wieder in sie zurück. Durch seine Bücher war er reich, durch sie allein.

Er las, sprach und übersetzte Englisch, Französisch, Italienisch, Lateinisch und Griechisch. In allen Disziplinen des Wissens war er zu Hause. Kaum etwas hat er nicht aus Büchern durchforscht. Wenn sein Bruder, der Rektor des Gymnasiums zu Mühlhausen war, besonders schwierige wissenschaftliche Arbeiten sichten wollte, so suchte er seine Hilfe auf im stillen Hinterzimmer des Handtuchs. Wenn irgend eine wichtige Tagesfrage die Welt bewegte, dann schrieb er dazu in der Zeitung des Städtchens und alle Welt lauschte gespannt und nickte. Wenn die Festglocken zur Kirche luden, dann saß nicht der angestellte Organist an der Orgel, sondern Ernst Haun aus dem Handtuch. Und — das darf auch nicht verschwiegen werden — wenn ein spitziger, wohl auch boshaft-satirischer Artikel im Blättchen stand, dann war er von Ernst Haun aus dem Handtuch. Solche Artikel brachten ihm so manche Feinde, was vornheraus im Handtuch recht wohl zu bemerken

war, aber weltklug wurde er darum doch nicht. Die Lust am Wortkampf, das Frohgefühl seiner Ueberlegenheit auf diesem Gebiete mochten ihn immer und immer wieder reizen, dem lieben und getreuen Nachbar mit scharfer, unwiderleglicher Beweisführung die Kreise zu stören.

Das Seltsamste an diesem seltsamen Manne war aber, daß er alle diese Fähigkeiten und Fertigkeiten aus sich allein heraus entwickelte. Lediglich nur aus Büchern. Niemand stand ihm mit Rat und Tat bei. Sein Wille genügte, etwas zu erlernen.

Ob wohl dieser weltfremde Träumer glücklich war? Ich möchte es bejahen. Denn er besaß eine Welt von Freunden, die ihn nie verriet: die Welt seiner Bücher.

Mein Vater wurde am 10. April 1842 im Handtuch geboren als siebentes und letztes Kind der Familie. Ich habe das Gefühl, daß die ersten sechs Kinder immer nur schüchterne, vorsichtig tastende Versuche waren, ein Musterkind zu schaffen, daß der kleine Oskar nun das gelungene, das vollendete Meisterstück der Eltern war. Verbriefte Bestätigung dieser Meinung habe ich jedoch nie erlangen können.

Die Jugend meines Vaters stand unter einem leuchtenden Glücksstern; denn die notwendigen Erzieher für den Kleinen waren da, waren bereits im Hause, als er diese schöne Welt betrat. Tanten und Schwestern waren da. In nacheiferungswürdigem Wettbewerb widmeten sie sich alsbald der Erziehung des Kleinen. Die besten, die wirkungsvollsten Erziehungsmethoden wurden ausprobiert. Keine Mühe ließ man sich verdrießen, zu zeigen, was man als Pädagog doch verstand. Es war sehr natürlich, daß bei einem so großen Aufwand von Erziehung etwas wirklich Vorzügliches herauskam. Und es kam heraus. Der kleine Oskar wurde ein kräftiger, unverwüstlich gesunder Taugenichts, der die vielen Erzieherinnen

nebst „besten Methoden" eine über die andere auslachte und sich allein nur nach den Gesetzen seiner angestammten Rasse entwickelte. Ein guter Stamm kann eben auch durch viele Gärtner nicht leicht verbogen werden. Näheres über den Entwickelungsweg meines Vaters weiß ich nicht. Ich kenne nur einige Anekdoten aus seiner Jugend, die von den Tanten wie von ihm selbst besonders häufig erzählt wurden. Ich will hier zwei davon wiedergeben, weil sie meine kindliche Phantasie viel beschäftigt haben.

Nachbars hatten ein neues Schwein gekauft, ein hochbeiniges, struppiges, noch jugendfrisches Tier. Die Geschwister Haun trabten nun eiligst hinüber, sich den neuen Hausbewohner anzusehen. In der Ecke des geräumigen Stalles lag das höchst friedsame Tier, eingezäunt von festem Lattengitter. Die feige Bestie „Mensch" regte sich im jungfräulichen Busen der Schwestern. Sie begannen das Tier zu ärgern, zu reizen, so gut es gehen wollte. Doch es gehörte viel dazu, ehe sich der Dickhäuter beleidigt und darum gereizt fühlte. Endlich gelang es aber doch. Das Schwein begann wütend zu grunzen. Wie heiseres Gebell fuhr die Wut aus seinem geräumigen Bauche. Grimmig zeigte es die groben Zähne und grimmig warf es wieder und wieder den schweren Körper gegen die Lattentür, um sie zu sprengen. Das reizte die Kinder zu höchster Anstrengung. Und auch das Tier verdoppelte seine Kräfte. Da geschah das Entsetzliche: die Gittertür öffnet sich plötzlich. Das brüllende Tier stiebt heraus. Fährt wie besessen durch den Stall, bald in die, bald in jene Ecke. Der fürchterlich bellende schwarze Satan wird immer verwirrter, verängstigter. Die Kinder schreien erschrecklich. Schweineangst nimmt ihnen die Sinne fast. Die äußere Stalltür öffnet sich. Die Kinder stürzen hinaus. Das Schwein folgt. Zwischen zwei langen

Mädchenbeinen will es hindurch. Die Kleider verfangen sich an den Ohren des Ungetüms. Das Mädchen stürzt in ihrer ganzen Länge über das Tier. Krallt sich in bleicher Todesangst fest am Ringelschwanz, an dem Henkelgriff, den die gütige Mutter Natur auch dem Schweine verlieh. Das rasende Tier stürzt durch den Hof; durch das Tor, auf die Straße. Drohend brüllt seine grunzende Hupe. Erbärmlich zetert die Jungfrau von seinem borstigen Rücken. Eine muntere Schweinehatz beginnt. Die Spaziergänger genießen einen Extraspaß. Bald ist das geängstete Tier gestellt. Bald ist es wieder zur Raison gebracht. Halbtot wird seine kühne Reiterin heruntergeholt. Zerknittert an Leib und Seele schleicht sie beschämt in ihren wohlriechenden Kleidern heim. Den Schaden hat sie; um den Spott wird sie sich kaum bemühen müssen, der kommt schon nach. Und was war das Ende vom Liede? Mein guter Vater, Oskar, der nichtsnutzige Bengel, der ungezogene Galgenstrick, der soll den Stall schnöde, boshaft geöffnet haben, um sich einen Scherz zu machen! Der arme, kleine Kerl! Wie mag es ihm da ergangen sein!?

Auch die Geschichte vom Semmelkorb muß ich noch berichten:

Ging da der kleine Oskar, um Semmeln und Brot für die Familie zu holen, mit einem Korbe, wohl größer als er selbst, zum Bäcker. Da er nun aber seines Vaters Sohn war, so interessierte ihn einfach alles, und gerade jetzt eine lichte Abendwolke, die schön und still die Straße hinuntersegelte nach dem Schützenhof. Er sah ihr gedankenvoll nach. Und er spazierte mit einem gemächlichen Schritt in den Bach hinunter, der damals noch ungedeckt Langensalza durchströmte. Rasch stülpte sein guter Engel den Korb so, daß der Kleine in ihn zu sitzen kam und nun seelenvergnügt in dem großen

Korbe den Bach entlang segelte, immer der schönen Wolke nach. Das war ein eigenartig neues Vergnügen! Entsetzt stoben Erwachsene herzu. Sie schrien laut um Hilfe. Sie produzierten gewaltige Mengen von mitfühlender Angst. Keiner aber tappte in den Bach, den kleinen Segler zu holen. Warum sollten sie sich um Hauns Jüngsten willen die Stiefeln und vielleicht gar die Hosen naß machen! Der kleine Wiking sah vergnüglich dem lächerlichen Treiben der Erwachsenen zu. Er segelte zufrieden darauf los, bis ihn die Salza sanft und ungefährdet ans Gestade trieb.

Vom zehnten Jahre ab besuchte er das Gymnasium, lernte dann Spedition und Bankwesen und wurde so ein vielseitig gewandter Kaufmann. 1865 trat er in das schwiegerelterliche Geschäft in Raguhn ein.

Die Deutes in Raguhn. — Von meiner Eltern Ehe.

Vom Geschlechte der Deute in Raguhn. — Großvater Deute auf dem Handel. — Wie die Großmutter zur Arbeit und zur Religion erzog. — Arbeitswut und Menschenglück. — Erste Ehejahre meiner Eltern. — Meine Geburt. — Was der Ehrgeiz eines Kindermädchens erreicht.

Meine Vorfahren mütterlicherseits saßen seit alten Zeiten als Tuchmacher in Raguhn, einem kleinen, sauberen Landstädtchen des Herzogtums Anhalt, das auf einer freundlich vom Muldefluß ummurmelten Insel gelegen ist, etwa zwei Stunden südlich Dessau. Immer schon genossen die Deutes hohes Ansehen im Kreise ihrer Mitbürger, das bezeugen uns noch die Inschriften auf den alten Zinnkrügen und -tellern, die wir noch heute besitzen. Mein Großvater betrieb die Tuchmacherei schon im großen, fabrikmäßig. Meine Großmutter stand dem Betriebe vor; er selbst leitete das Kaufmännische. Flink und geschäftig wie ein Wiesel lief das kleine, bewegliche Männ-

lein mit seinem Krückstock auf den Dörfern herum und kaufte Wolle ein, kaufte auch den andern Tuchmachern in Raguhn und Umgegend ihre Erzeugnisse ab und legte ihnen dafür den Kaufpreis bar auf den Tisch der „Putzstuwwe", so hieß in Raguhn die gute Stube. Ganze Wagen voll Tuche führte er dann nach Leipzig zur Messe, wo er im „Anker" in der Hainstraße einen festen Stand innehatte. Auch auf der Messe kaufte er noch Tuche und verkaufte sie gleich wieder. Er war ein rastloser, nimmermüder Mann, der klug die Schwankungen der Konjunktur auszunützen verstand. Da er auch absolut reell und unbedingt zuverlässig war, so wuchs sein Kundenkreis von Jahr zu Jahr. Mehr und mehr erweiterte er darum seinen Betrieb.

Während er so den Handel besorgte, leitete seine Frau die Fabrikation im Hause. Sie kannte ja jeden Handgriff bei der Fertigstellung von Tuchen schon von Kindheit an, hatte ja schon vom vierten Lebensjahre an Garn spulen müssen. Sie war eine äußerst resolute Frau von fast unnatürlicher Arbeitswut. Schonung, Erholung, Lesen, Plaudern waren ihr die sträflichsten Verbrechen. Ja das Essen war ihr eine recht ärgerliche Abhaltung von der Arbeit. So hart und streng wie sie gegen sich selbst war, so hart und streng war sie auch gegen andere und so energisch verlangte sie auch Fleiß und Umsicht von ihren Leuten. Dagegen hielt sie auf gute Bezahlung ihrer Arbeiter. Sie pflegte zu sagen: „Wer gut schmeert, der gut fährt!"

So kam es, daß Deutes trotz strengster Zucht doch immer gute und beständige Arbeitskräfte in ihrem Betriebe hatten.

Als einzige erlaubte, ja erwünschte Erholung für die Leute galt ihr das Singen von Kirchenliedern. Und ein Mädchen, das mit recht durchdringender, selbst das Rasseln der Maschine

überschrillender Stimme sang, das fand ihr besonderes Wohlwollen. Dieses Mädchen kam dann zu ihrem eigenen Nupptisch.*) In der religiös-gesangtechnischen Erziehung ihrer Leute kannte meine Großmutter keine Gnade. Allmorgenlich wurden einige Choräle gesungen, aber hübsch vernehmlich, das war immer eine Hauptsache dabei. Und die Choräle mußten klappen. Notwendigenfalls taktierte ihre lockere Hand auf der Backe der Sängerinnen. So erzog meine Großmutter zur Religion.

Als das alte Haus abbrannte, wurde ein schönes, großes, neues erbaut und eine weit in die Auen grüßende fünfstöckige Fabrik dazu. Der Betrieb war zum modernen Großbetriebe geworden. Meine Großmutter hat dies jedoch nicht mehr erlebt. Das dauernde Gebücktstehen und das zeitweise feste Aufliegen des Körpers auf dem Tisch bei ihrer hauptsächlichen Beschäftigung, beim Nuppen der Tuche, brachten ihr ein Leberleiden. Sie, die nie krank gewesen war, starb nach kurzem, aber schmerzhaftem Leiden schon im 51. Lebensjahre.

Mein Großvater hatte urplötzlich, auf der Leipziger Messe, aus unbekannten Gründen einen Schlaganfall bekommen. Die gesamte linke Gesichtshälfte war schief gezogen, und der linke Arm versagte den Dienst. Allmählich, wohl durch Ruhe, behob sich das Uebel wieder. Und die Arbeit, die rastlos maßlose, begann von neuem.

Die weise Lehre vom Maßhalten kannte mein Großvater noch nicht. Bald trat daher, wieder ganz plötzlich, ein zweiter Schlaganfall ein. Der Kranke wurde geistesgestört, zeitweise tobsüchtig, in seinen kaufmännischen Entschließungen voll-

*) Tisch, auf dem die halbfertigen Tuche von Fadenknoten, Webfehlern usw. mittelst Pinzette befreit, d. h. genuppt werden.

kommen unberechenbar. Er mußte nach Dessau gebracht werden in eine Anstalt, in der er unter dauernder ärztlicher Kontrolle stand. Die Tobsucht ließ nach. Er wurde wieder harmlos wie ein Kind. Aber klares, richtiges Erfassen der Wirklichkeit kam nicht wieder. Er starb lange Jahre darauf. Meine Mutter und der alte Naundorf, ein sehr anhänglicher, alter Arbeiter der Fabrik, der heute, wo ich dies schreibe, noch in Raguhn lebt, haben ihn treulich und aufopfernd gepflegt. Meine Großeltern haben es in ihrem arbeitsamen Leben zu Reichtum und hohem Ansehen gebracht. Ob sie aber glücklich waren? — Nach dem Alltagsurteil, das gern verallgemeinert, wohl kaum. Ich glaube aber doch, daß sie glücklich waren. Arbeiten, Erwerben war ihnen Glück. Das haben sie ausgekostet bis zum Rande. Sie sind Opfer ihres Glückes geworden.

1864, mein Vater stand unter den Waffen, verlobten sich meine Eltern. Wieder im Kriegsjahre, 1866 — wieder stand mein Vater unter den Waffen —, wurde ihnen die kleine Tilli geboren. Kriegerisch also begann meiner Eltern Ehe. Doch äußerst harmonisch verlief sie späterhin. 1872 gesellte sich die kleine Marianne und 1873 die kleine Liesbeth zum Kinderchor; und fortan musizierten in Freud und Leid die drei Kinder gemeinschaftlich, bis ich mich, der Kronprinz, bequemte, zu kommen. Zuvor hatten meine Eltern jedoch noch, zum drittenmale, eine kriegerische Zeit durchzumachen: den Krieg 1870—71. Mein Vater stand in jener Zeit als Leutnant im Anhaltischen Infanterie-Regiment Nr. 93. Er zog mit größter Begeisterung ins Feld. Die Kriegszeit 1870—71 war ihm der Höhepunkt seines Lebens; seine Freude, sein Stolz war es, a u c h mitgewesen zu sein jenseits des Rheins. Mit schöner, strahlender Begeisterung und — das darf ich nicht verschweigen — mit viel Phantasie erzählte er stets von jener Zeit. Und seine Worte

flossen mit äußerster Lebendigkeit und Flüssigkeit. Er schilderte farbig, sprühend, fortreißend geradezu. Und wenn ich ihm so als Kind lauschte, dann stand es schon damals in mir fest, daß ich sein schönes Frankreich auch einmal sehen müßte, unbedingt. Als ich dann später vor der Wahl stand, nach Nordamerika oder Frankreich gehen zu können, da war ich keinen Moment unentschlossen: Ich ging froh und sicher — nach Frankreich.

* * *

1879, am 27. Januar wurde ich zu Raguhn geboren. Und wie ich mir liebe, gute Eltern, so hatte ich mir auch einen standesgemäßen Tag der Geburt ausgesucht, nämlich den Tag, an dem uns Mozart und Kaiser Wilhelm II. geboren sind; anders tat ich es nicht!

Neuneinhalbpfündig, also als schwerer Junge, begrüßte ich diese schöne Welt, und soll mich, wie meine Mutter stets behauptete, sehr bald heimisch hienieden gefühlt haben. Mir erging es sehr wohl; meine Mutter aber wurde krank, schwer krank. Sie mußte sieben Monate das Bett hüten und ging haarscharf am Tode vorüber. Nie hat sie jedoch in dieser langen Krankheit die Zuversicht verloren; immerfort hat sie gesagt: „Ich sterbe nicht! Für mich soll jetzt das Leben, wo ich einen Jungen habe, erst recht beginnen!" Sieben Monate nach meiner Geburt war sie gesund, und ich wurde getauft.

Einen Monat später hätte ich persönlich zur Taufe wandern können. Als meine Mutter krank war, hatte mich ein Kindermädchen unter Annas, des Dienstmädchens, Aufsicht erzogen. Sie hatte wohl, die Gute, zeigen wollen, was sie als Erzieherin könne. Hatte mich überfrüh zum Stehen und selbst zum Gehen angeleitet. Im Alter von neun Monaten ging ich daher auch, aber ich bekam dadurch so schrecklich krumme Beine,

daß meine Mutter große Furcht bekam, ich sei eigens zum Husaren geboren. Der Arzt beruhigte sie dagegen, sagte ihr, die Sache sei durchaus harmlos. Ich habe nur zu frühzeitig vorwärtskommen wollen in dieser Welt, das sei alles. Ich müsse nun geschont werden, und die armen krummen Beine würden wieder gerade. Er hatte recht. Meine Mutter hat mich jedoch seit jener Zeit überängstlich gehütet. Ich bekam ein anderes Kindermädchen. Man ließ mich gar nicht mehr allein gehen. Man überwachte mich mit äußerster Sorglichkeit. So ist es gegangen bis in mein drittes Lebensjahr. Dann ist meinem Vater gelegentlich die Geduld gerissen. Er hat erklärt, ich sei nun groß, ich dürfe nicht mehr so gehütet und bewacht werden, ich dürfe nun allein gehen. Und von diesem Tage an war ich frei: ein großer Junge! Dieses Tages entsinne ich mich noch ganz deutlich. So will ich denn nun auch nach Erinnerungen, persönlichen Erinnerungen erzählen. —

II. Erste frohe Kinderzeit.

Früheste Bilder von Haus, Hof, Fabrik und Garten.

Vom bunten Leben auf dem Fabrikhof. — „Wolle kommt!" — Von den wilden, blutdürstigen Maschinen. — Wie ich mit dem großen Schornstein Freundschaft schloß. — Wie es im Garten aussah. — Frohe Sonntagnachmittage.

Ganz vorn im Bilderbuch meines Lebens stehen die Bilder, die mir Haus und Hof des elterlichen Grundstückes zeigten. Sie sind noch so klar wie eben erst frisch photographiert. Deutlich sehe ich das liebe, alte Haus noch vor mir. Links das Fenster der Blauen Stube mit dem Straßenspiegel, dem Spion. Rechts davon die beiden Fenster der Guten Stube. Dann das mächtige, eichene Tor mit den weit hervorstehenden, geschnitzten Löwenköpfen. Weiter rechts die drei Fenster des Kontors. Auch die Fensterreihe des oberen Stockwerks sehe ich. Aber — merkwürdig! Das Dach des Hauses sehe ich nicht. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals etwas über dieser Fensterreihe bemerkt zu haben. Das scheint mir sonderbar; denn das rote Ziegeldach muß weithin geleuchtet haben.

Das Torweg — wir sagten d a s! — sehe ich noch ganz klar. Aber der Hof mit seinem wechselvollen, buntbewegten Leben muß mir besonders interessant gewesen sein. Denn ich sehe ihn noch in den verschiedensten Belichtungen, in allen Jahreszeiten, Alltags und Sonntags. Rechts begrenzt ihn der mächtige Bau der Fabrik mit seinen zahllosen Fenstern, links die kleinen, schon recht baufälligen Wirtschaftsgebäude, die mir in jedem, aber auch jedem Winkelchen so lieb vertraut waren.

Zwischen beiden Häuserreihen hindurch, parallel zu ihnen, laufen die „Bohlen". Das sind breite Holzplanken, die die Räderspur der Frachtwagen bildeten.

Dicht vor der Fabriktür stand Lords Hundehütte. Wie ein niedliches Schilderhäuschen schaute sie aus mit ihrem niedlichen Dache. Und Lord lag darin und träumte oder philosophierte, je nachdem er gut oder weniger gut gespeist hatte. Ich sehe ihn noch vor mir. Die Pfoten herausgelegt und das gedankenschwere Haupt darauf. Fand ich ihn so, dann mußte ich ihn stets ärgern, ich konnte nicht anders. So laut ich konnte, machte ich ganz plötzlich: „Hau!" Da fuhr sein großer Kopf erschreckt in die Höhe. Seine langen Ohren wackelten. Erbost, racheschnaubend blickte er um sich. Bemerkte er dann, daß ich nur mit ihm gespaßt hatte, dann tat er schnell recht freundlich, leckte sich schmunzelnd den Schnauzbart und lachte mich an. Ich lachte ihm wieder zu, und wir waren wieder ein Herz und eine Seele.

Gleiches, vielleicht sogar noch höheres Interesse fanden bei mir die Haustauben, schon von den ersten Monaten meines Lebens an. Meine Mutter erzählte mir oft: wenn ich als kleines Kind das Leben so recht von Herzensgrunde satt hatte, wenn ich schrie, um zu schreien, wenn gar kein Mittel helfen wollte, mich zu beruhigen, dann fuhr mich meine Mutter in den Hof, so, daß ich die Tauben beim Fliegen beobachten konnte, und aller Kummer war verflogen. Ich jauchzte, ich lachte. Ich war beschäftigt, interessiert für lange Zeit. Deutlich sehe ich sie noch vor mir. Die blauen, die weißen, die bunten und grauen. Und viele schimmerten wie Seide in der Sonne und waren wohl weit zierlicher und artiger als ich. Einzeln oder gleich in ganzen Schwärmen flogen sie von ihrem Schlage nieder und spazierten gemessen auf dem Hofe herum wie brave

Bürger, die wissen, was sie sind. Dann flogen sie wieder ein bissel hoch und dann wieder ein bissel herunter. Und immer gab es etwas zu jauchzen für mich. Ihr metallisch klingender Flügelschlag, ihr monotones Gurren ist mir noch heute als die liebste Sonntagnachmittagsmusik im Ohre. Denn wenn die Fabrik stand, und das war nur Sonntags, dann hörte man fast nur die Tauben auf dem Hofe, sonst nichts. Und das war mir Sonntag.

Auch das menschliche Leben und Treiben auf dem Hofe hat mich immer lebhaft interessiert. Da kamen Männer und Frauen, alte und junge aus der Fabrik und gingen den Hof hinunter. Vielleicht in die Packerei, vielleicht in die Färberei oder in die Wollesestube oder ins Kesselhaus zum Feuermann. Andere kommen in entgegengesetzter Richtung. Manche schreiten lässig, schlürfend, mürrisch, stumpf; andere leicht, elastisch, sich lustig eins pfeifend. Einige tragen sonderbar geformte Dinge, Pakete oder so etwas auf der Schulter, andere schieben eine Karre. Wieder andere rollen Fässer. Da gibt es immerfort etwas Neues zu sehen, und alles ist lustig und lebendig.

Am lustigsten wird es aber, wenn Wagen kommen. Wenn Fuhrmann Rasts dicke, starke Pferde ihren plumpen Kopf durch das Torweg streckten, dann war auch Lords würdiges Haupt und mein Struwelkopf auf dem Hofe. Dann gab es etwas zu sehen. Mit klingendem, klirrendem Stampfen zogen die starken Pferde den Wagen durch das Torweg und durch den Hof bis hin zum Kohlenschuppen. Dort blieben sie ganz von selbst stehen. Sie wußten genau, ob Kohle oder Wolle auf dem Wagen war, sie wußten es oft besser als ihr Meister, der Rast. Waren sie am Schuppen angelangt, dann ließen sie betrübt die Köpfe ein Stockwerk tiefer sinken und warteten geduldig, bis Reifegerste und die andern abgeladen hatten. Dann lenkten

sie um und trabten von dannen. Fuhrmann Rast hatte verständige Tiere.

Spannend, geradezu dramatisch wurde es aber erst, wenn Wolle kam. Dann hörte man vor dem Tor plötzlich etwas knallen und rufen. Das war wie ein Zauberspruch. Mein Vater stürzte aus dem Kontor. Leute stürzten aus der Fabrik. Das Tor flog auf. Starke Fäuste räumten alles zur Seite, was transportabel war. Fässer rollten, Säcke flogen, Kisten suchten hastig eine schützende Ecke auf, denn: Wolle kommt! Rasts starke Gäule stampfen verzweifelt den Boden. Männer schreien, als wenn ihre Stimmen allmächtig wären. Die Peitsche knallt. Die Ketten rasseln. Dumpf rumpelt der schwere Wagen über die Holzbohlen. Etwas wie pulshämmernde Angst schwingt in der Luft. Lord bellt, als müsse er bersten.

Neben dem Oelkeller hält der Wagen. Die Ketten der Pferde klirren zu Boden. Männer schwingen sich auf die Säcke hinauf. Meines Vaters Stimme klingt: „Eins — zwei — 'ub!" Der oberste Sack schwankt, wehrt sich, schwankt stärker. Starke Männerfäuste haben ihn gepackt. Noch ein Ruck, und besiegt saust er zur gütigen Mutter Erde nieder. Dumpf stöhnt er auf, als er das Pflaster berührt. Und es ist, als sollte er sich nun vor Schmerzen am Boden wälzen. Doch er tut das nicht. Er bleibt still, schicksalergeben liegen und rührt sich nicht. Kollege nach Kollege folgt ihm. Bald liegen sie alle wohlgetürmt auf dem Hof wie ein kleines Gebirge. Die Männer stöhnen und schwitzen. Reifegerste stöhnt befriedigt: „Wemer alles kann, muß mer alles machen!" Der Arme!

Doch jetzt beginnt erst das Interessanteste. Ein Kommando meines Vaters. Von oben, aus dem langen Balken des Hausbodens gleitet ein starkes Seil nieder. Schlängelnd, wie eine

giftige Schlange kommt es herunter. „Kling!" macht sein eiserner Haken jetzt auf dem Pflaster des Hofes.

Wieder ein Kommando. Mit lautem Hallo fallen die Männer über den ersten besten armen Sack her. Rasch liegt er über den Haken gewälzt. Das Seil wird um ihn herum befestigt, festgedrückt und ein neues Kommando erklingt. Der Strick strafft sich. Der Sack stöhnt vor Wut, er krungst, als hätte er Magenschmerzen, scheint es mir. Eine kleine Weile kämpft er. Nun gibt er den Kampf auf. Gegen diese rohen Männer gibt es keinen Widerstand. Langsam, ächzend schwebt er empor. „Platz!" hallt es. Der Sack hebt sich höher und höher. Alles folgt ihm mit den Blicken. Er wird doch nicht herausrutschen und herunterstürzen? Aufregend ist es. Doch nein! Er ist fest eingeschnürt. Er bleibt oben. Er wird kleiner und kleiner. Jetzt ist er oben vor der Luke. Jetzt ist er darin. Ich atme erleichtert auf. Wieder und immer wieder beginnt das Spiel, bis endlich alle Säcke oben sind. Der Hof hat wieder sein früheres Aussehen. Alles geht wieder seiner gewohnten Beschäftigung nach.

In all diesem rührigen, starken Leben und Treiben auf dem Hof sehe ich immer meinen lieben, guten Vater als Mittelpunkt, als treibende Kraft, als „König der Arbeit"! Das waren wohl die ersten, starken, stolzfrohen Empfindungen meines kleinen Lebens.

In meinen frühesten Erinnerungen ist mir die Fabrik meines Vaters ein gewaltiger, schier unübersehbarer Steinklotz, aus dem heraus es immerfort rumpelt und brummt und schreit und wütet: ein kaum noch gezähmtes, wildes Tier. Das Knurren und Brummen dieses wilden Tieres hat vom ersten Tage meines Lebens an mir in die Seele geklungen als Grund-

melodie meines Daseins. Aber meine ersten, bewußt behaltenen Eindrücke von der Fabrik dürften die folgenden sein:

Mein Vater hatte mich bei der Hand genommen. Er wollte mir die Fabrik zeigen. In banger Erwartung trat ich hinein in den Riesenbauch des fürchterlichen Ungeheuers. Die Treppen vermochte ich wohl noch nicht leicht zu steigen; denn mein Vater trug mich auf dem Arm hinauf. So kann ich denn wohl annehmen, daß ich damals kaum drei Jahre zählte, war vielleicht noch jünger. Wir traten in einen weiten Maschinensaal und gingen den Mittelgang hinunter. Rechts und links hockten die Maschinen. Noch verharrten sie auf ihren Plätzen; doch mir schien es, als sei diese Ruhe nur schlaue Berechnung, als würden sie uns rücklings überfallen, wenn wir an ihnen vorüber waren. Da schnellten wie im Fieberschauer Arme hinüber, herüber; da zuckten Zungen; da drehten sich Walzen, Scheiben, Räder in schwindelerregender Schnelle. Da schluckte es in sich hinein; da spie es wieder aus. Riemen züngelten über unsern Köpfen hin zur Decke. Der Boden unter meinen Füßen schwankte, und alles, alles um mich her schien gleichfalls zu wanken, wohl gar zu stürzen. Es schrie und schrillte und brüllte und toste um mich her, als sei die Hölle losgelassen. Und alles das fuhr durch Auge und Ohr in meinen armen Kopf und zerrte und riß an den Nerven mit erbarmungsloser Wildheit. Des Einzelnen entsinne ich mich nicht, wohl aber des fürchterlichen Grauens und Grausens, das mich erfüllte, und das mich innerlich fast zu zerbrechen drohte. Angstvoll drückte ich mich an den Vater und hatte nur das eine Gefühl: Schutzsuchen.

Das grauenvollste Erlebnis hatte ich dann erst weiter oben im Spinnsaal. Dort schien es mir zunächst weniger gefährlich. Denn die Maschinen sahen harmloser aus. Wir

standen im Mittelgang. Der Vater verhandelte mit einem Arbeiter. Ich sah nach der andern Seite. Da bemerkte ich, daß eine Spinnmaschine, ein Riesengerippe, langsam auf mich zukam. Erst schien es Spielerei zu sein. Dann aber merkte ich, daß es Ernst, entsetzlicher Ernst war. Sie näherte sich. Sie kam ins Sausen, und ich sah es ihr an: sie wollte mich zerquetschen. Ich wollte zur Seite; die Füße standen gebannt. Ich wollte schreien; die Stimme versagte den Dienst. Und sie kam immer mehr auf mich zu. Die Todesangst stieg mir bis in den Hals. Da — die Maschine war dicht vor mir —, ein Ruck in mir und ich konnte schreien, schrill, mark- und beinzermürbend. Mein Vater fuhr herum. Er sah, er begriff. Einen Blick nur, einen einzigen, bannenden warf er der gräßlichen Maschine zu, — und die Maschine stutzte, stockte, wandte sich. So langsam sie gekommen, so langsam fuhr sie auf ihren Rädern wieder zurück, und ich stand befreit. Fest drückte ich mich an den Vater, der mich schützen konnte, der Gewalt auch über diese grausigen Maschinen hatte.

Unüberwindliches Grauen hat mir die Fabrik dadurch eingeflößt. Selbst noch als älterer Junge ging ich immer nur mit Zagen in die Fabrik.

Eines ähnlichen Erlebnisses, wohl auch aus gleicher Zeit, entsinne ich mich gleich deutlich. Ich stand mit dem Vater auf dem Nußdach. Wir nannten es Nußdach, weil der alte Nußbaum im Garten dort hinauf ein paar lustige Blätterwedel hielt. Was wir dort wollten, weiß ich nicht. Beklommen blickte ich von der Höhe hinab in den Garten, hinab in den Hof; alles schien hier ja so fremd. Der Vater sprach immerfort auf mich ein: „Du kennst doch noch den schönen, großen Schornstein, den du immer im Hof und im Garten siehst, nicht? Das hier ist er. Gucke ihn dir mal richtig an. Kennst du ihn

wieder, ja?" — Den großen Schornstein kannte ich sehr wohl, wie er hoch hinauf in den Himmel zeigt. Aber daß man den auch in der Nähe sehen könne wie irgend ein anderes Ding, das wollte mir nicht in den Sinn. Der große Schornstein war mir bis dahin fern gewesen wie Sonne, Mond und Wolken. Immerfort sprach der Vater auf mich ein. So hob ich den Kopf und sah an dem mächtigen Bauwerk empor, das der große Schornstein sein sollte. Aber so leicht war das nicht. Ich mußte den Kopf immer weiter und weiter zurücklegen, denn der Schornstein war hoch, ungeheuer hoch. Erschauernd begriff ich es: der große Schornstein geht nicht nur bis in den Himmel, er geht noch durch ihn hindurch, er geht bis hin zu den kleinen, weißen Schäfchenwölkchen, von denen mir Mama ja so oft erzählt hatte. Und plötzlich sah ich auch das Ende des Schornsteins, ganz oben bei den Schäfchenwölkchen war das. Da wurde es mir ganz sonderbar im Kopfe. Es wirbelte, es drehte sich. Es schwankte. Und nun bemerkte ich auch, daß der Schornstein zu schwanken begann. Zunächst wiegte er sich fast nur spielerisch. Dann aber schwankte er ganz bedrohlich und fiel plötzlich mit einem unerwarteten Ruck auf mich zu. Ich habe vielleicht schreien wollen, schrie vielleicht. Wollte vielleicht zur Seite springen. Ich weiß es nicht mehr. Denn in mir war kein klarer Gedanke mehr. Ich weiß nur noch, daß ich dann in den Armen des Vaters lag, und daß er mir beruhigend zuredete. Ich sah seine lieben großen Augen fest auf mich gerichtet; und sie lachten. Und wie aus weiter Ferne hörte ich seine warme Stimme. Die sprach mir zu und machte mir klar, daß der Schornstein gar nicht fallen könne, daß er feststehe wie unser Haus und wie Lords Hundehütte. Wieder wußte ich: wenn der Vater bei dir ist, dann kann dir niemand etwas zuleide tun, dann bist du geschützt, dann kann dich selbst

der starke, große Schornstein nicht totschlagen. — Langsam mußte ich nun wieder zum Schornstein aufsehen. Beruhigend klang mir dabei des Vaters Stimme im Ohr. Mutiger als vorher kletterten meine suchenden Blicke hinauf von Höhe zu Höhe und waren endlich wieder oben, ganz oben, wo die Schäfchenwölkchen sind. Und ich sah, wie die kleinen, weißen Schäfchenwölkchen schmeichelnd um den starken Schornstein herumstrichen, gerade wie Miez um den Tisch, wenn sie zu fressen haben wollte. Da begriff ich, daß der Schornstein gut, sehr gut sein mußte; denn sonst hätte er sich das nicht gefallen lassen von den kleinen, leichten Wölkchen. Da rieselte es warm durch mich hin. Ich empfand jetzt, wie lieb ich unsern guten, großen Schornstein nun hatte. Ein neuer Freund war mir erstanden.

Zeigte mir der Hof die ersten Bilder rührigen, tätigen Lebens, betriebsamer Arbeitsamkeit, so empfing ich im Garten die ersten Eindrücke lyrischer Natur. Wie das Brausen der Fabrik, so klang auch das silberne Plätschern des Springbrunnens im Garten schon in meine frühesten Jugendträume hinein. Und das Leben und Treiben des Fabrikhofes, und das Nesterbauen und Apfelreifen sind mir von Anfang an gleich lieb und gleich vertraut gewesen. Den Garten kenne ich noch so genau, daß ich ihn noch heute wirklichkeitsgetreu zeichnen könnte. Da sehe ich noch den „breiten Weg" vor mir, der uns Kindern das Steingeld lieferte, also eine Art Goldgrube. Da sehe ich den alten, ehrbaren Nußbaum, die Boskets, die breiten, schön geschnittenen Rasenflächen. Dort der Springbrunnen, der tausend und abertausend schillernde Wasserperlen in die sonnige Luft wirft, und hier die Veranda mit ihren bunten Fensteraugen. Und wenn ich erst vierbeinig die Stufen zur Veranda hinaufgezappelt war und in dem dämmerigen Raume

stand, ach wie herrlich schön sah dann unser lieber Springbrunnen aus! Blau und rot und grün und silberig blitzte dann sein lustiger Strahl, und ich konnte mich nie sattsehen an seinem gleißenden Funkeln.

War es nun Sonntag, und war es unerträglich heiß, dann saßen wir in diesem gleißenden Märchenhaus, tranken Kaffee und sahen dem Springbrunnen zu und blickten zum alten Kaiser hinüber, der marmorweiß aus dem Grün eines Bosketts herübergrüßte. Ich saß zwischen Vater und Mutter auf der Korbgeflechtbank. Mama hantierte mit dem Milchtopf und fing so, meinte ich, Fliegen. Papa hatte ein mächtiges Stück Kuchen in der Hand, jagte die Wespen davon weg und aß. Noch immer sehe ich seine rundlichen Backen so regelmäßig auf und nieder gehen beim Kauen. Und als braver Junge eiferte ich dem Vater nach und kaute, kaute, kaute.

Waren nun endlich alle Fliegen gefangen und aller Kuchen verzehrt, dann nahmen die Eltern die Zeitschriftenmappe zur Hand, und die Schwestern nahmen mich in die Mitte, und wir gingen in den Garten hinaus. Zunächst ging es gewöhnlich zum alten Apfelbaum, um zu sehen, ob denn noch immer nichts reif wäre. Doch der Apfelbaum schüttelte nur: „Noch nichts reif, Kinder!“ und wir liefen zu den Stachelbeeren. Freigebig hielten sie einem die Zweige voll reifer Beeren hin, daß man nur zuzugreifen hatte. Ich jedoch brauchte nicht einmal zuzugreifen. Ich sperrte nur den Mund auf, so weit, wie ich nur irgend konnte, und die Schwestern steckten immerfort hinein. Von den Stachelbeeren ging es dann noch zu den Himbeeren, und dann zu den Stiefmütterchen und zu den Rosen. Und einmal — dieses Tages erinnere ich mich noch sehr deutlich — waren wir sogar hinausgelaufen auf das Feld, das hinter dem Garten lag. Die Schwestern

wollten Kornblumen pflücken. Während sie auf dem schmalen Feldrain hinliefen, mußte ich an der Gartentür stehen bleiben und warten. Doch weiter und weiter sah ich die Schwestern sich entfernen. Immer kleiner wurden sie, immer mehr vom wogenden Getreide verschlungen. Mir wurde bang; ich fühlte mich plötzlich so verlassen. Vor mir sah ich nichts mehr als gelbgraues Wogen, und als ich aufblickte, sah ich den Himmel so groß und breit, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Er war so weit und breit, daß ich glaubte, ich müsse in ihm ertrinken. Hastig wandte ich mich, riß den Schwestern aus, was ich wohl noch nie getan hatte, und ich lief, lief so rasch ich nur laufen konnte, nach vorn, wo ich den großen Schornstein freundlich ruhig grüßen sah. Und dann war ich vorn, und der Schornstein war dicht vor mir, und ich war wieder froh. Aber meine Mutter stürzte aus der Veranda: „Gott, ach Gott! Die Kinder haben den Jungen allein laufen lassen!" Und schon war sie bei mir und nahm mich an der Hand. Doch auch der Vater war schon da und sagte ruhig: „Laß ihn nur laufen, Riekchen! Er ist doch nun schon ein großer Junge. Nicht wahr, Ernst? Er darf nicht mehr so verhätschelt werden."

Von diesem Tage an durfte ich allein herumlaufen, und ich war sehr froh und glücklich darüber: Ich war nun groß!

Die ersten Spielkameraden und Spiele.

Hahnemanns Drachenkampf. — Seine Zauberhose. — Mein Freund Reifegerste, das Faktotum der Fabrik. — Das Spiel mit Mama, das mit der Miez. — Meine gärtnerischen Talente. — Verkaufenspielen.

Als ich nun von meinem Kindermädchen nicht mehr so ängstlich behütet wurde, als ich allein herumlaufen durfte, da begann erst die schöne, frohe Kinderzeit für mich. Denn nun konnte ich mir auch meine Spielplätze und meine Freunde selbst

suchen nach eigener Wahl. Und das tat ich denn auch. Meine ersten Freunde waren Hahnemann, der Heizer des Dampfkessels und Reifegerste, ein Faktotum in der Fabrik.

Hahnemann hatte sein Reich im Kesselhaus. Kam ich zu ihm, so tat er stets etwas ganz Besonderes, etwas, was niemand so vollendet tun konnte als er. Entweder er schraubte tiefsinnig am Schraubstock herum, und der Ausdruck seines breiten Gesichtes war unvergleichlich geistreich dabei; oder er schippte Kohlen mit unerhörter „Forsche"; oder er saß auf dem Werkzeugtisch, baumelte mit den Beinen und pfiff dazu so schön wie — ja, wie eben nur Hahnemann pfeifen kann und kein anderer. Ich bat: „Du mußt mal stochern!"

Nun grinste Hahnemann geschmeichelt. Er sprang vom Tisch, setzte die Mütze extra schief, denn das sieht forsch aus, und begann die übliche Vorstellung. Zunächst spuckte er in die Hände, damit er stark wurde. Dann griff er zur großen Schippe und öffnete die Feuerung. Mein Herz schlug höher. Grausig gruselig glühten mir die Feueraugen der Kesselheizung entgegen. Sengende Hitze traf mich, und ich wich scheu zurück. Mein Freund dagegen blieb, er war stark. Mit lachender Kraft warf er Schippe auf Schippe voll Kohle in den glühenden Höllenschlund. Und ich bewunderte ihn und sein Tun. Doch das beste, das Stochern, kam nun erst. Hatte er so eine geraume Zeit geschippt, dann warf er die Schippe krachend zur Seite, spuckte nochmals ausgiebigst in die schwarzen Heldenpranken, nahm die Stocherstange und trat wieder vor den feurigen Drachen, der unter dem Kessel brütete und wütete. Er nahm Kampfstellung, also das linke Bein vorgestellt, sah mich stolz, doch lachend an, schwang die lange Eisenstange, zögerte, zielte und zögerte nochmals. Sodann — mit angenehmem Erschauern verfolgte ich sein Tun — stieß er hinein in den geifern-

den Rachen. Feuerfunken spieen heraus: Hahnemann lachte nur. Flammenpeitschen schlugen nach seiner Hand: Hahnemann schürte trutzig weiter. Und mir kamen öfter, sah ich meinen Freund, meinen Helden so kämpfen, nicht selten sündhafte Gedanken: war Hahnemann vielleicht gar noch stärker als der Vater? Würde der Vater diesen feurigen Drachen auch zu meistern wissen? — Doch rasch und unwillig verwarf ich sie. Wenn der Vater in die Hände spuckte, dann würde er sicher auch den Kampf bestehen so gut wie Hahnemann. — Plötzlich, mit einem übermenschlichen Ruck, zog Hahnemann die Stange aus der Glut. Hoch schwangen seine Heldenarme sie in die Luft. Wild drehte er sich im Kreise. Wild rollten seine Augen dazu, so wild, wie wohl der Teufel seine Augen rollt. Und immer wieder kam der böse Gedanke: Wird das auch der Vater können? — Doch ich tröstete mich: Ja, ja, er kann das; nur spucken muß er, so mächtig spucken wie Hahnemann.

War es nun 9, 12 oder 4 Uhr, dann brach Hahnemann seine Vorführungen unvermittelt ab, er öffnete seinen Heldenmund und sprach also: „Nu baß' uff: alleweile kimmt's Feifen!" — Sprach's und entschwebte mit seinen klappernden Holzpantoffeln graziös diesem irdischen Jammertal, entschwand auf dem Kessel. Gleich darauf begann die Dampfpfeife der Fabrik ihr ohrenzerreißendes Schrillen, und ich hielt mir die Ohren zu; denn schon damals war ich wohl sehr empfindlich. Kaum war die Pfeife verstummt, so sprang ich zur Kesseltreppe und rief hinauf: „Nu mußt du runterflitzen, Hahnemann!" — Zwei lange, holzpantoffelgezierte Beine schwangen sich über das Treppengeländer wie der Reiter auf sein Pferd. Ein heller Pfiff erschallte. Und wie dieser Pfiff sich senkte, so flitzte Hahnemann das Geländer hernieder als stolzer Reiter. Pfeilschnell, zauberhaft ging das. Ein heller „Klapp!" der Holzpantoffeln,

und Hahnemann stand wieder vor mir unter uns Sterblichen, ein Sterblicher auch, und dennoch: ein Unsterblicher.

Ich sagte nun: „Jetzt mußt du Feuer aus der Hose zaubern!“ Hahnemann grinste wieder geschmeichelt. Er sprach nicht, er handelte, wie große Männer eben tun. Ein Griff in die Tasche. Ein Klappern darin. Das Knie beugt er nach vorn. Und seine Zauberfinger streichen blitzschnell über die prallgespannte Englischlederne. Und — unglaublich schier — blaues Feuer schlägt aus der Heldenhose. Erst war es blau, dann gelb und endlich rot; und wenn er es mir sieghaft stolz entgegenhielt, dann war es — ein ganz gewöhnliches schwedisches Streichholz, wie Mama sie auch hatte. Bewundernd staunte ich die Feuerhose, die Zauberfinger und den Zauberer an. Und noch heute ist es mir klar: ich hatte meine Freundschaft wahrlich keinem Unwürdigen geschenkt! —

Weit materiellere Bande fesselten mich an meinen zweiten Freund, an Reifegerste. Was Reifegerste eigentlich tat in der Fabrik, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls trug er mehr zur Erheiterung als zur Arbeit bei. Dennoch war er fest davon überzeugt, daß ohne ihn nichts gut gemacht werden könne. Er stöhnte es denn auch bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit heraus: „Wemer alles kann, muß mer alles machen!“ Wie ich mit diesem wackeren Mann in Beziehung trat, dessen erinnere ich mich nicht. Ich entsinne mich nur unserer schönen Vesperstunden.

In der Vesperpause saß Reifegerste auf dem Hof, vielleicht auf einem Faß, und vesperte. Ueber die Kniee hatte er das schöne rote Taschentuch gebreitet. Darauf lagen die zollstarken Brote und der Käse. Mit dem breiten Taschenmesser schnitt er starke Brocken, spießte sie mit der blinkenden Spitze, den Käse dazu, öffnete den großen Mund und balancierte alles

hinein in die weite Futterluke, wie ein Bauer ein Bund Stroh befördert. Ich stand daneben und wußte nicht, was ich mehr bestaunen sollte: die große Futterluke, die großen Happen oder das große Taschenmesser. Das fesselndste aber war der — intelligente Gesichtsausdruck beim Kauen. Größeres, gemächlicheres Wohlbehagen kann wohl auf keinem Gesicht geschrieben stehen. Reifegerste war so selbstvergessen zufrieden, wenn er vesperte, wie ich es allen Menschen von ganzem Herzen wünsche.

Als ich wieder einmal betrachtend neben ihm stand in der Vesperpause, schwoll mir das Herz zum Ueberlaufen: „Aber du hast große Happe!" sagte ich bewundernd.

Reifegerste kaute noch eine Weile schweigend. Dann hob er seine schwelgenden Augen vom Käse und meinte: „Wenns' de willst, daß de groß werd'n willst, denn mußt' de große Happe essen!"

Er hatte wohl recht. Auch Mama sagte ja oft: „Iß tüchtig, damit du groß wirst."

Reifegerste kaute weiter. Pause.

Ich: „Ich will auch groß werden!" Pause.

Reifegerste: „Denne kumm har!"

Ich näherte mich.

„Sparre 's Maul uff!"

Und er balancierte nun auch mir einen mächtigen Brot- und Käsehappen in den Mund. Und ich kaute wie er und bemühte mich, auch seinen von aller Intelligenz traurig verlassenen Gesichtsausdruck nachzumachen. Mir schien wohl dieser Gesichtsausdruck das eigentliche Genießen des Vesperns.

So vesperten Reifegerste und ich so manchesmal hinten im Fabrikhof. Doch einst fand mich meine Mutter so und verbot es. Diese stillen Stunden behaglichen Genießens waren nun vorüber. Schön waren sie aber doch.

Meine ersten Spielgefährten unter den Kindern waren die Schwestern Mariannchen und Lisbeth. Da sie sechs und sieben Jahre älter waren als ich, so stand ich vollkommen unter ihrem Einfluß. Sie spielten mit mir, nicht ich mit ihnen; und ihre Einfälle waren meine Spiele der damaligen Zeit. Sie spielten wohl gern mit den Puppen, und auch ich werde wohl mitgespielt haben; doch ich entsinne mich dessen nicht mehr. Sehr deutlich erinnere ich mich dagegen an unsere Spiele „Mutter und Kind". Lisbeth war stets die Mutter, Mariannchen die Tante, auch wohl der Vater, und ich fungierte als Kind. In dieser Eigenschaft hatte ich bald brav, bald bös zu sein, mußte bald gehorchen, bald auch widerstreben. Immer aber mußte ich in kindlichem, nein, kindischem Tone reden. Bald mußte ich zum Kaufmann laufen und etwas bestellen, bald zu Anna, dem Kindermädchen, gehen. Und oft mögen die älteren Schwestern mehr Vergnügen dabei gehabt haben als ich. Sie erzählten später, — ich weiß mich nicht daran zu erinnern — daß sie mich einmal mit dem Auftrag zu Anna schickten: „Guten Tag! Ich soll einen Gruß von Frau Holle bestellen; und der Bote wäre ein Schaf." — Getreu richtete ich diese Bestellung aus, ohne zu begreifen, warum die Schwestern dann so amüsiert lachten.

Doch bald war mir diese Art von Spielen langweilig, ich mochte nicht immer nur der Untergebene sein, wollte auch herrschen. So haschte ich denn die Miez und schleifte sie erbarmungslos zu unseren Spielen. Sechshändig wurde das gutmütige Tier im Puppenwagen gebettet. — „Unser gutes Kind muß nun schlafen, und fein brav sein, nicht wahr?" flötete Lisbeth süß und mütterlich der Miez in die Ohren, und ich flötete ähnlich nach, denn ich war nun nicht mehr das Kind, sondern — das Kindermädchen.

Ich war Kindermädchen mit Eifer und Gewissenhaftigkeit. Unermüdlich fuhr ich Miez im Wagen hin und her und sang ihr liebliche Wiegenlieder eigener Dichtung und Komposition. Manchmal empfand auch unsere kluge Miez mein zärtlich Bemühen und blieb ruhig liegen. Verharrte Miez einmal gar zu lange still, wurde mir daher die Sache zu lyrisch verschwommen, dann wußte ich die Handlung nicht ohne Geschick künstlich zu beleben. Ich drückte die liebe, gute Miez ein wenig unter das Kinn, dann ließ sie ein klägliches Schreien ertönen. Darauf Lisbeth, die liebende Mutter, gar ängstlich besorgt: „Ach Gott! Unser gutes Kind hat ja Hunger! Da will ich nur rasch ein Milchsüppchen kochen." — Miez hatte wohl „Milch"süppchen verstanden; und da sie sicher mehr Katze als Kind war, so wurde sie plötzlich rabiat und wollte absolut aus dem Wagen vielleicht zum Katzennapf. Sie machte recht beachtenswerte Anstrengungen, frei zu kommen. Doch auch ich versäumte meine Kindermädchenpflichten nicht. Ich rang heftig mit dem ungezogenen Kinde. Lisbeth brachte auch noch rasch das Milchsüppchen, ein sauber ausgeschnittenes Stückchen Papier. Aber es half alles nichts. Miez wollte um jeden Preis aus dem schönen, weichen Puppenbettchen heraus. Und als sich nun unsere sechs Hände zärtlich besorgt um sie bemühten, da begann sie gar zu beißen und zu kratzen. Und im Nu war sie frei und schon entflohen. Wir rasten zwar hinterdrein. Wir lockten mit süßen Versprechungen und drohten mit unausführbaren Strafen; doch alles war und blieb vergebens: Miez wollte eben nicht mehr, sie war schlechter Laune. Das Spiel war aus.

Auch ein sehr schönes Spiel hatten wir erfunden, in dem unsere gute Mutter die Hauptrolle spielte, und dies Spiel war ebenso geschmackvoll und erheiternd wie einfach. Ich glaube,

wir verpaßten ungern die Gelegenheit, es zu spielen. War unsere Mutter müde von der vielen Arbeit, dann setzte sie sich gern auf einen Sessel und machte ein kurzes Nickerchen. Das war die Voraussetzung des Spiels. Ein, zwei Minuten verhielten wir uns mäuschenstill. Gleich begann Mama zu nicken. Nun gab Lisbeth das Zeichen zur Attacke, und leise schlichen wir zum Sessel. Ein kurzes Zögern. Mama nickt friedlich. Lisbeth gibt das Zeichen und: „Wie sieht's aus!" schreien wir drei aus Leibeskräften und springen dabei Mama auf den Schoß. Das Nicken stockt. Um Mamas Mund geht ein sonderbares Schmunzeln, ihre Augen kneifen sich zusammen. Und jetzt öffnet sich ihr Mund wie ein großes, schwarzes Loch, und aus diesem Loch kommt es groß und dunkel hervor: „Schwarz!" Wir jauchzen belustigt auf. Dies „Schwarz" haben wir ja erwartet; es ist der Gipfelpunkt des Spiels. Wir springen zurück und verhalten uns wieder still. Das Spiel beginnt von neuem.

Mama tat meist mit. Sie war kein Spielverderber. Uns aber kam nie der Gedanke, daß wir unsere Mutter quälten, daß wir ihr den so notwendigen Schlaf raubten. Polterte Mama aber doch einmal ärgerlich los: „Könnt ihr denn eure Mutter nicht einen Moment ruhen lassen, ihr unartigen Kinder!" dann war die Freude erst recht groß. Kichernd sprangen wir einem andern Spiele zu, und das war vielleicht nicht minder grausam.

Herrliche Spiele gab es auch im Garten. Da war das Jäten und Pflanzen, bei dem ich so viel Energie und Geschick zeigte. Jedes von uns Kindern hatte ein Beet zu eigener Bewirtschaftung. Und die Konkurrenz zwischen uns zeitigte hier wahrhaft vollkommene Gartenkultur. Mit berechtigtem Stolz darf ich es aussprechen: Mein Gärtchen prangte zumeist

in den leuchtendsten, sattesten Farben. Ich war ein guter Gärtner.

Die Schwestern arbeiteten noch immer nach den veralteten Methoden, sie pflanzten und hüteten ihre Pflanzen, wie man Kinder hütet. Und trotz all ihrer Mühewaltung mußten sie noch die liebe Sonne und den milden Regen bitten, ihnen zu helfen, sonst wäre nichts, rein gar nichts entstanden auf ihren Beeten.

Ich verabscheute dieses veraltete System. Ich war Fortschrittler durch und durch. Auf den Rasenflächen des Gartens pflückte ich Gänseblumen und Pfingstblumen, und auf dem Felde leuchtende Kornblumen. Nun lief ich zu meinem Garten, bohrte mit dem schön gewaschenen Finger Pflanzlöcher in die schwarze Erde, steckte dahinein die Blumen, drückte das Loch zu, und das Pflanzen war beendet.

Noch eine tüchtige Kanne Wasser auf die Stätte meiner gärtnerischen Großtaten: „Mein Garten ist viel, viel feiner als wie eurer, etsch!" machte ich und war froh und stolz.

Die Schwestern lachten zwar; aber ich merkte, daß das nur das Lachen des Neides war. Mein Garten prangte in brennenden Farben.

Das Verkaufenspielen war nicht minder amüsant als das Pflanzen. Da ergriff jeder von uns eine bestimmte Branche: Lisbeth war gewöhnlich die Blumenfrau, ich der Zigarrenmann und Mariannchen die Gemüsefrau.

Man ging Einkaufen. Ich sammelte trockene Zweige verschiedenster Herkunft. Sie wurden in kurze Stückchen geknickt und waren damit — Zigarren geworden. Die Kalikandus-zigarren waren die teuersten, die Kutscherzigarren aber die billigsten. Diese wohlfeile Ware wurde aus den grünen Reben des wilden Weins geschnitten. Nahm man sie in den Mund,

dann bekam man ein unerträgliches Brennen in der Kehle: die Kutscherzigarren waren also vollkommen echt.

Hatte ich nun eingekauft, dann lief ich rasch, Geld zu suchen, das sich auf den Wegen des Gartens reichlich fand. Unser Garten war ein goldiges Land! Steine bedeuteten Geld. Eilig sprang ich auf die Terassentreppe, in meinen Laden also, und eröffnete das Geschäft mit lautem: „Klinglingling! Mein Laden ist offen!" Doch die Schwestern protestierten, es gälte nicht; denn sie wären noch nicht fertig. Erst müßten alle fertig sein. Ich sah das wohl ein und lief daher, Lisbeth beim Einkaufen zu helfen.

Lisbeth war inzwischen damit beschäftigt, Blumentöpfe herzustellen.

Ich: „Ich will dir gleich ein bißchen helfen, Lisbeth, daß du fixer fertig wirst!"

Sie: „Das kannst du ja noch gar nicht. Du bist noch zu klein!"

Ich: „Na, dann helf ich dir spucken!"

Rüstig griff ich in das große Stiefmütterchenbeet vor der Veranda und krallte eine Hand voll Erde heraus. Geschäftig spuckte ich auf diese Hand voll Erde und knetete sie dann ausgiebigst. Immer wieder wurde gespuckt, immer wieder wurde geknetet, bis die Erde die notwendige Klebrigkeit und Dicklichkeit erlangt hatte. Ordentlich schwarzglänzend sah sie nun aus. Diesen edlen Stoff übergab ich nun Lisbeth, und sie formte daraus wundervolle Blumentöpfe. Das waren kleine Pyramiden, Zuckerhüte, in deren Spitze eine Blüte steckte. Sie wurden dann zum Trocknen auf dem Springbrunnenrand aufgestellt und machten sich recht farbenprächtig da.

Mariannchen hatte inzwischen allerlei Blätter gesammelt und fertigte Gemüse daraus. Das geschah durch Zerreißen und

Zerschneiden der Blätter. Ihre Spezialität war es, das Blattfleisch so abzutrennen, daß nur noch die Blattrippen übrig blieben, und auf diese Weise in kürzester Zeit aus Blättern Blumenkohl zu machen. Sie stapelte ihre Waren in ihrem Laden, auf der Treppe der Veranda, in sauberen Häufchen auf, und das Grünwarengeschäft war gar lecker anzusehen.

Hatten die Schwestern ihre Vorbereitungen fast beendet, dann lief ich, ihnen zuvor zu kommen, rasch zu meinem Laden, stellte mich auf die höchste Stufe und krähte, wie der Hahn auf der Hühnerleiter, mein: „Klinglingling! Mein Laden ist offen!"

Doch wieder erhoben die Schwestern Einspruch. Ich sei der Kleine, und erst kämen die Großen. Ich murrte wohl ein wenig, aber ich gab nach. Ich war ja die Bevormundung der Schwestern gewöhnt. Rasch lief ich also zum Springbrunnen, zu Lisbeths Laden, und der Handel begann.

„Ach, schön guten Tag, liebe Frau Blumenfrau! Ich wollte gleich mal schnell ein bißchen was kaufen."

„Ach, schön guten Tag, lieber Herr Zigarrenmann! Das ist aber schön, daß Sie mir auch gleich mal ein bißchen abkaufen wollen. Was wollen Sie denn gleich mal ein bißchen kaufen?"

„Ach Gott, liebe Frau Blumenfrau! Meine selige Frau ist nämlich gleich mal ein bißchen gestorben. Da wollte ich gleich mal ein bißchen schnell kaufen!"

Lisbeth: „Du mußt gleich mal eine Tulpe kaufen wollen."

„Ach ja, liebe Frau Blumenfrau. Ich wollte gleich mal schnell eine Tulpe kaufen. Ich finde!"

Lisbeth (süßlich geziert, vornehm): „Ach Gott, lieber Herr Zigarrenmann! Das ist aber sehr schön! Da habe ich gerade so eine hübsche Tulpe, ach Gott! Die würde so sehr schön für Ihnen passen! Die habe ich nämlich expree aus Leipzig kommen gelassen."

„Ach Gott, liebe Frau Blumenfrau! Was kostet denn die schöne Tulpe?"

„Die kostet bloß zehn Pfennige, lieber Herr Zigarrenmann. Weil Ihre liebe Frau gestorben ist. Die würde sich wirklich so sehr über die expree Tulpe freuen, Herr Zigarrenmann."

„Aber ich finde, liebe Frau Blumenfrau, das ist doch ein bißchen recht ausverschämt teuer!"

„Aber, ach Gott, ach Gott! Sie wissen doch, daß es jetzt immer so sehr schlecht geregnet hat. Da ist alles teuer! Ich finde, lieber Herr Zigarrenmann!"

„Ja, aber, das ist — ich finde aber —"

Lisbeth hilft mir ein wenig. Ich kann meine Rolle nicht weiter.

„Du mußt sagen, daß du sie dann kaufen mußt, weil es immer so schlecht geregnet hat!" belehrt sie mich.

Ich darauf: „Ach Gott, liebe Frau Blumenfrau! Wenn es immer so schlecht geregnet hat, und wenn die Tulpe expree aus Leipzig schicken gelassen ist, dann muß ich die Tulpe gleich mal ein bißchen schnell kaufen. Meine selige Frau wird sich sehr darüber freuen."

„Dummer! Deine Frau muß doch gestorben sein!"

„Ach Gott, ja. Die ist ganz gestorben. Ach Gott, ach Gott!"

„Denn wüll ich Ihnen die schöne Tulpe einschlagen. Ach Gott, die schlechten Zeiten heutzutage!"

Ich reichte Lisbeth mein Geld, und sie zählte ab. Ich nahm die expree Tulpe, und wir schieden, nachdem wir uns wundervolle Komplimente gemacht hatten mit der Versicherung, es sei eine so sehr schwere Zeit.

„Ach Gott, ach Gott!"

Eiligst trug ich meinen Einkauf in meinen Laden und

pumpte schon Luft in die Lungen, mein „Klinglingling!" zu trompeten; aber Mariannchen kam mir zuvor. Sie hatte schon in ihrem Laden gewartet wie die Spinne im Netze auf die Fliege.

„Klinglingling!" singsangte sie, ehe ich ausholen konnte. Ich hatte den Anschluß versäumt.

Lisbeth ging nun zu Mariannchen und handelte mit ihr. Ich saß in meinem Laden und lauschte, um möglichst viel von den Geschäftsgepflogenheiten der Schwestern zu erhaschen. Ungeduldig wartete ich auf den Moment, wo auch ich meine geschäftlichen Talente zeigen könnte.

Endlich ist Lisbeth drüben fertig. Rasch springe ich daher auf die höchste Stufe meines Ladens, wie der Hahn auf die höchste Sprosse der Hühnerleiter und krähe los:

„Klinglingling! Nun ist mein Laden aber auch endlich offen!"

Lisbeth kommt zu mir. Zierliche Knickse und Diener auf allen Seiten.

„Guten Tag, lieber Herr Zigarrenmann. Ich komme gleich mal so ein bißchen vorüber. Da will ich doch gleich ein paar Zigarren kaufen. Was kosten sie denn jetzt eigentlich?"

„Ach Gott, liebe Frau Nachbarin! Jetzt sind die schlechten Zeiten so toll. Und mein Kleiner hat lauter krumme Beine. Und ich habe auch noch zehn Stück kranke Kinderchen bei uns zu Hause. Ach Gott, ach Gott!"

Lisbeth wird ungeduldig: „Erst mußt du doch sagen, was sie kosten!"

„Ja, da habe ich so eine ganz expree Zigarre, die ist aus Leipzig expree; die kostet bloß zehn Pfennige! Ach Gott, ach Gott!"

Lisbeth (von oben herab): „Aber hören Sie mal, guter

Mann! Das ist denn doch ein bißchen recht sehr ausverschämt teuer, finden Sie! Das kann ich denn doch nicht bezahlen. Finden Sie!"

„Es hat doch immer jetzt so schlecht geregnet, finden Sie!"

„Dummer! Die Zigarren wachsen doch nicht! Das gilt nicht!"

Da wurde ich erregt: „Aber meine wachsen eben doch!"

Lisbeth gibt nach: „Na ja, das gilt aber nicht! Du mußt sagen, daß jetzt lauter schlechte Zeiten sind, und daß deine selige Frau gestorben ist, und so."

Ich wische gerührt eine Träne aus den Augen: „Ach Gott, liebe Frau Nachbarin! Meine selige Frau ist so mächtig krank geworden. Und mein Kleiner hat lauter krumme Beine gekriegt. Ach Gott! Und jetzt sind lauter schlechte Zeiten mode! Ach Gott, ach Gott!"

Lisbeth wird ganz gönnerhaft: „Sie armer Mann! Wenn Ihre selige Frau jetzt so krank geworden ist, und wenn Ihr Kleiner lauter krumme Beine gekriegt hat, dann muß ich gleich mal die Zigarren kaufen. Und ich will Ihnen gleich mein ganzes Geld geben. Sie sind ein armer Mann. Ach Gott! Ach Gott!"

Und so ging es jedesmal die Reihe herum. Und einer suchte den andern immer noch zu übertreffen an Großmut und Weinerlichkeit. Ein übermütiges Lachen stand jedoch immer unter den schweren Tränen. Brach es einmal aus Versehen durch, dann wurde das von den andern gerügt. Denn das galt nicht. Dieser Spiele wurden mir nie müde. Wir spielten sie noch, als wir schon 12, 14 Jahre alt waren.

Wie mich die Mutter beten lehrte. — Erste Reiseeindrücke.

Mein Abendgebet. — Feierstunde an der Mutter Brust. — Wie mich die Mutter lehrte, den lieben Gott im Donner zu verstehen. — In Langensalza. — Magdeburg, die schönste Stadt der Welt. — Das Kellergespenst. — Vom Großen Brunnen. — Wie Molli in die Familie kam.

In den ersten Jahren meines Lebens war es wohl meine Mutter allein, die die Entwickelung meines Innenlebens anregte und weiterhin förderte. Und ich glaube, in diesen Anregungen gab mir meine liebe Mutter das weitaus Beste und Wertvollste, was sie mir während ihres ganzen Lebens geben konnte. Sie weckte in meiner Seele einen Schatz primärer Empfindungen und Vorstellungen, der dann mein ganzes Leben lang der feste Grund meines Innenlebens wurde. Schöner, zarter, liebevoller kann keine Menschenseele wachgeküßt werden aus dem Schlummer des Unterbewußtseins. Und doch geschah das so schlicht, so einfach, so ohne jeden äußeren Aufwand.

Meine Mutter war eine fromme Frau. Sie zeigte das jedoch nie. Sicherlich hat sie schon allabendlich an meinem Bettchen gebetet, als ich noch nicht stammeln und sie nicht verstehen konnte. Sie erzählte mir oft, daß ich, kaum einjährig, schon mitgebetet hätte:

Ich bin — „klein",
Mein Herz ist — „rein";
Niemand soll drin w—„ohnen"
Als Jesus — „allein".

Es war nicht das Gebet selbst, das mir Empfindungen auslöste, sondern das Drum und Dran desselben.

Ich möchte sagen mit einem kaufmännischen, hier sicherlich trivialen, aber treffenden Ausdruck: Die Aufmachung des Betens erbrachte die Wirkung.

Da nahm man mich nun vom Spiele der Schwestern, vom Alltagsgeschehen unvermittelt heraus und brachte mich ins einsame Schlafzimmer. Dort war ich plötzlich allein. Der Tageslärm war verstummt. Schweigende Stille schwieg im Zimmer. Das „Ausnahmsweise" überkam mich doppelt stark. Dazu kam noch die Müdigkeit, die eine Abspannung, das heißt Widerstandslosigkeit und damit auch besonders starke Empfindsamkeit der Nerven brachte.

Diese gesteigerte Empfindsamkeit der Nerven ließ die Eindrücke der Stunde doppelt intensiv, doppelt tief auf die Seele wirken. Sie blieben daher doppelt fest und doppelt dauernd in der Seele haften.

War ich entkleidet und zu Bett gelegt, dann mußte ich die Hände falten und mit der Mutter beten. Und schon dies hatte eine gewisse Feierlichkeit, die tief auf mich wirkte. Doch das Gebet selbst war die Nebensache für meine innere Entwickelung. Die Mutter sagte dann noch manch zartes, echt mütterlich mahnendes Wort hinzu, sie stellte noch so manche Frage an mich, die unbeantwortet blieb, aber doch still weiterwirkte. Und diese oft wenigen Worte griffen weckend in meine schlummernde Innenwelt. Die Mutter sagte etwa:

„War denn unser Jungchen heute auch immer recht hübsch artig, ja? —Der liebe Gott sieht alles, was man tut! — Auch wenn man etwas Böses tut, das sieht er auch! — Der liebe Gott weiß ganz genau, wenn einer was Schlechtes getan hat! — Wenn einer lügt und so. — Dann sieht der liebe Gott ganz tief 'rein hier. Und dann muß man sich schämen, daß man so schlecht gewesen ist!"

Wenn die Mutter so zu mir sprach, leise, lange Denkpausen zwischen den einzelnen Sätzen machend, dann stieg in mir das kritische Empfinden und Denken auf, das das böse

Gewissen genannt wird. Ich sagte nichts. Aber alles Tagesgeschehen flog blitzschnell an mir vorüber. Und ich hatte das peinliche Gefühl: der liebe Gott sieht's dir jetzt an, daß du was Schlechtes getan hast. Und ich schämte mich unendlich vor ihm. Dann sagte die Mutter beruhigend:

„Na, unser guter Junge tut's nicht wieder, nicht wahr? — Wir haben doch einen so guten Jungen, nicht?"

Und damit beugte sie sich nieder und gab mir einen langen Kuß. Und oft schlang ich dabei die Arme fest um ihren Hals und drückte den Kopf an ihre Brust. Es war ganz still im trauten Zimmerchen. Niemand sagte ein Wort. Aber lautere, tiefere und schönere Bekenntnisse und Vergebungen haben nie stattgefunden, auch im heiligsten Dome nicht. Solche Stunden sind mir so unvergeßlich klar in der Seele geblieben, als seien es Gegenwartsstunden.

Eine sehr wesentliche Vertiefung und Verbreiterung meines religiösen Empfindens kam mir durch das Gewitter. Wenn grollende Donnerschläge über das Haus hindröhnten, dann kam ich ängstlich zur Mutter. Ich setzte mich auf ihren Schoß, oder, wenn sie nähte, auf das Fußbänkchen und fühlte mich erst jetzt recht gesichert. Wenn droben der Donner rollte, dann sagte sie zu mir:

„Hörst du? Der liebe Gott zankt!"

Und ich horchte bang und hörte das Zanken des lieben Gottes ganz deutlich. Und mein kleines Herz zitterte scheu und bang. Ich mußte die Hände falten. Eine innere Notwendigkeit zwang mich förmlich dazu. Ich hörte ja doch den lieben Gott reden. Und in mir war es so groß und weit und hell wie in einer Kirche. Und es war feierlich in dieser Kirche, wie ich zuvor noch nichts Aehnliches gekannt hatte. Ich sah heilig erschauernd hinein in diese große, weite Kirche und war selbst

erstaunt, daß es da drinnen so groß, so mächtig groß war. Den Begriff „heilig, hehr, erhaben" lernte ich unter den dröhnenden Donnerworten des Gewitters kennen. Aus solchen Empfindungen heraus erwuchs mir meine innere Welt, die Welt, die mir späterhin die äußere doppelt, dreifach ersetzen sollte. Die göttliche Welt der Phantasie!

* * *

Im Herbst 1883 oder im Frühjahr 1884 machte ich meine erste größere Reise, ich fuhr mit dem Vater nach Langensalza. Die Reise an sich war schon ein großes Erlebnis für mich; aber die Stadt Langensalza bedeutete mir noch mehr. Viel hatte mir der Vater schon von seiner Geburtsstadt erzählt, vom Tiefen Keller, vom Großen Brunnen, und ich war daher voll großer Erwartungen, als ich in Langensalza ankam. Doch, vielleicht zum erstenmal in meinem jungen Leben, lernte ich die Enttäuschung kennen. Wohl sah ich da hohe Häuser, lange Straßen, schönes, glattes Pflaster und viele Menschen; aber, so viel ich auch suchte, ein so großes, schönes, gelbes Tor, wie Kochs in Raguhn hatten, einen so blanken, blitzenden Klingelknopf, wie er an unserm Torweg sich fand, den sah ich hier nicht. Und dieser ersten Enttäuschung folgten bald andere.

Bald wußte ich genau, daß Langensalza nicht so schön und so groß war als Raguhn, wußte, daß Raguhn die schönste Stadt der Welt war. Und das hatte ich ja auch eigentlich nur erwartet, schon vorausgesetzt.

Der Tiefe Keller enttäuschte mich dagegen nicht, wohl aber das Gespenst, das dort sein Wesen treiben sollte. Als ich an der Hand des Vaters in diesen unermeßlich tiefen Keller hinabstieg, fühlte ich sogleich, daß hier etwas Besonderes vorlag. Immer kühler, immer feuchter wurde es; kaum vermochte ich

beim flackernden Schein der Laterne etwas Klares zu erkennen. Ich fühlte, ich roch, ja, ich hörte das Gespenst des Tiefen Kellers fast schon, ehe ich ganz unten war. Furcht und Spannung waren in mir. Vorsichtig tappten wir uns vorwärts. Unser schlürfender Schritt hallte unheimlich in dem hohen Raum wider. Kratzte da das Gespenst? Oder vielleicht dort? Wir kamen zum vermauerten unterirdischen Gang, der einst, vor grauen Zeiten, nach dem Rathaus geführt hatte. Stumm tastete ich gegen diese Tür, hinter der schaurige Geheimnisse warten mußten. Ob sie sich wohl zeigten? Da hörte ich etwas. Das mußte das Gespenst sein! Ich zitterte, aber straffte doch die Muskeln, denn ich wollte es fassen und halten, der Vater hatte mir ja versprochen, das Gespenst mitzunehmen nach Raguhn. Kaum hatte ich mich indes in Kampfstellung gebracht, da erkannte ich schon — o weh! Das Gespenst war es nicht, sondern — die Tanten kamen die Treppe herab zu uns. Laut hallte ihr Lachen; laut hallte der Keller, und mein Gespenst — ich glaubte es ja fast schon im Holzstall daheim eingesperrt — das Gespenst — war verschwunden. Eine neue Enttäuschung!

Dagegen hielt der Große Brunnen, was mir der Vater von ihm versprochen. Er stand vor dem Hause der Tanten und sprudelte Tag und Nacht unermüdlich sein kühles Wasser in ein großes Steinbecken. Faßte ich hinein in dies kalte Wasser, dann schien es zu prickeln, zu perlen. Es fühlte sich seltsam an, wie die Geheimnisse, die in ihm liegen mußten. Der Vater hatte mir ja erzählt, daß es aus unergründlichen Tiefen käme, in denen Zwerge und Kobolde aller Art ihr lichtscheues Wesen trieben. Und wenn ich nachts im Bette lag, und alles um mich her war still und stumm, dann hörte ich doch immerfort das leise Plätschern des Brunnens unter meinem Fenster und hörte

es singen und klingen und fühlte, daß es mir etwas sagen wollte. Doch ich verstand es nicht, die Sprache des Wassers kannte ich noch nicht. Oft aber in meinen Jugendjahren hörte ich noch im inneren Ohre dieses melodische, leise Singen und Sagen des Großen Brunnens zu Langensalza.

Doch nicht nur Erinnerungen, auch ein lebendes Andenken brachte ich mir mit heim aus Langensalza, unsern Molli. Den Tanten gegenüber wohnten Hahns. Die hatten junge Hunde, und wir gingen hinüber, sie zu besehen. Ein lustiger Knäuel von Schnäuzchen, Beinchen, Schwänzchen purzelte da umeinander. Jetzt war es ein wildes Chaos; jetzt hockten sie getrennt voneinander, als hätten sie sich gezankt, und jetzt wieder jagten sie in geschlossener Linie hintereinander her wie eine Kriegsschiff-Flottille. Und immer war das lustig und possierlich anzusehen.

Da sagte der Vater unvermittelt: „Wollen wir uns einen mitnehmen?" Das kam mir zu unerwartet; ich konnte zunächst nicht antworten. Doch einer der kleinen Kerle hatte es richtig verstanden.

Er kam zu mir und kletterte winselnd an meinem Stiefel empor; er bettelte richtig: „Nehmt mich mit!" — Ich lachte dem drolligen Tierchen zu, und der Vater sagte: „Den da?" — Ich nickte. Der Vater zog das Portemonnaie, und Molli gehörte uns; ich hatte einen neuen, treuen Freund gewonnen.

Vollgestopft von Neuigkeiten stürmte ich dem Vater voraus hinüber zu den Tanten: „Tante! Tante! Wir haben einen kleinen Molli! Sieh mal da!"

Und schon sprang Molli im Laden herum und erkundschaftete die neue Welt. Jetzt lief er zu den Tapeten und beschnupperte sie. Jetzt zu den Tuchen, nun zu Gardinenstoffen und jetzt gar zur Strumpfwolle und begann, hier hurtig zu wühlen.

Aber da, die Tanten! o weh! — ein grimmes Gezeter erhob sich. Eine wilde Jagd begann. Wurfgeschosse flogen meinem neuen Freunde nach. Die Tanten stürmten hinter ihm her wie besessen. Er versteckte sich geängstet unter einem Tuchregal. Die Tanten erwischten ihn mit dem Meterstabe. Er kroch unter einen Schrank. Auch dahin drangen ihm die aufgeregten Tanten nach. Und plötzlich schrie eine von ihnen: „Betti, fix! Das Vieh hat — — Schnell den Scheuerlappen! Willst du! Du Bestie! — Wo ist er?" Man kam mit dem Scheuerlappen. Aber Molli immer lustig vorweg; die Tanten zankend und lärmend hinterdrein. Und der Vater stand und lachte Tränen. So wurde mein guter Molli von den Haun's aufgenommen.

Ein unglücklicher Fall und seine Folgen.

In der traulichen Wollesestube. — Der Fall. — Krankheit. — Die Entdeckung des erblindeten Auges. — Elternschmerzen.

In der Wollesestube der Fabrik spielte ich besonders gern. Dort waren keine Maschinen, dagegen lagen hier zahlreiche, weiche Wollsäcke, auf und zwischen denen man sich leicht verstecken, wo man spielen konnte. Und Wollese- und Nuppweiber sangen schöne Lieder, besonders an den Winterabenden.

An solch einem trüben Wintertage ist es gewesen, im Winter 1883—84 wahrscheinlich, da wollte ich wieder einmal vom Spiel in der Wollesestube nach vorn gehen, ins Wohnhaus. Doch auf der Schwelle der Tür war es glatt, ich glitt aus und stürzte hart auf das Pflaster. Einen lauten Schrei habe ich dabei ausgestoßen. Die Nuppweiber und mein Vater kamen herzugestürzt. Man fand mich stumm auf dem Pflaster

liegen. Mein Vater nahm mich auf die Arme und trug mich vor; er glaubte mich tot. Meine Mutter saß am Fenster des Eßzimmers. Er winkte ihr zu. Doch sie achtete nicht darauf, sie meinte, er mache sich wieder einmal einen Scherz, wie er das gern tat. Als er herankam, sah sie sein ernstes Gesicht, sah meine Arme leblos herniederhängen, und eine furchtbare Angst befiel sie. Hastig stürmte sie dem Vater entgegen und half, mich zu untersuchen. Bald war der Arzt zur Stelle. Er konstatierte eine Gehirnerschütterung. Ich kam ins Bett.

An all dies erinnere ich mich nicht, weiß es nur aus den Erzählungen der Eltern. Ich weiß einzig nur noch, daß mir der Vater das Blut von der Stirn tupfte; aber daß ich Schmerzen gehabt hätte, wüßte ich nicht. Ich habe etwa vier Wochen im Bette gelegen. Im linken Oberarm hatte ich immerfort Schmerzen; doch konnte der Arzt die schmerzende Stelle nicht feststellen. Abends hatte ich Fieber, sonst aber schien ich gesund. Allmählich ließen die Schmerzen des Armes nach, ich durfte wieder aufstehen und schien vollkommen gesundet.

Die erlittene Gehirnerschütterung ist aber die wahrscheinliche Ursache meiner Erblindung gewesen. Mit Sicherheit läßt sich das nicht feststellen. Die Erblindung des linken Auges trat ein, ohne daß jemand es bemerkte.

Ein halb Jahr später war es. Anna, das Dienstmädchen, die Schwestern und ich gingen spazieren. Wir amüsierten uns damit, jeder einen gewissen Stein von Raguhn nach Kleckwitz zu stoßen, ohne daß er von der Hand berührt wurde. Mit der Fußspitze schleuderten wir ihn vorwärts, liefen ihm nach und stießen ihn wieder weiter. Während wir so spielten, bemerkte Anna, daß ich häufig einen andern, nicht meinen eigenen Stein weiterstieß und das besonders, wenn der Stein auf der linken Straßenseite lag. Ihr kam eine schlimme

Ahnung. Rasch hielt sie mir das rechte Auge zu und eine fürchterliche Entdeckung trat ein! Ich konnte nicht sehen, ich war blind. Nicht die mindeste Lichtempfindung hatte ich auf dem linken Auge.

Sofort reisten nun die Eltern mit mir nach Halle zu Professor Bunge, der ein ausgezeichneter Augenarzt war. Doch auch er, der berühmte Spezialist, wußte hier keine Hilfe. Er machte keinerlei Versuche, mich zu heilen. Zart, schonend brachte er es den Eltern bei: ich habe Sehnervenschwund. Die Sehnerven müßten daher allmählich vertrocknen, wie die Ranken einer Pflanze vertrocknen. Damit war dann die Verbindung zwischen Auge und Hirn unterbrochen, und das heißt: ich war blind.

Natürlich hatte er auch die üblichen Worte zur Hand. Das Blindsein sei heutzutage nicht mehr so grauenvoll wie einst. Die Blindenpädagogik sei heute ganz vorzüglich. Auch Blinde könnten glückliche, zufriedene Menschen sein usw. usw. Dennoch aber, den Eltern war das kein Trost. Erblinden mußte ich doch, wenn auch ganz allmählich erst.

Eine fürchterliche Nachricht für Eltern. Meine Mutter war untröstlich zuerst. Meinem Vater aber lag mein Unglücksfall das ganze Leben über auf der Seele wie eine Last oder richtiger, wie eine Aufgabe, eine schwere freilich. Selten sagte er etwas darüber. Aber immer und überall merkte ich, wie er sich bemühte, mir den Verlust recht schmerzlos zu machen. Immer empfand ich, wie sehr er sich in meine Welt versetzte, mit mir fühlte, um seine Augen meinem Geiste dienstbar zu machen.

Das tiefe, innige Verhältnis zwischen meinem Vater und mir, das danke ich nur der Blindheit. Und ich möchte dies Verhältnis nicht missen in meinem Leben.

Im frohen Herbst. — Winterfreuden.

Im Verkehr mit den Bäumen. — Nächtliche Wohltäter. — Im lustigen Geschaukel der Aeste. — Beim Muskochen. — Im traulichen Wohnzimmer. — Der Kinder Weihnachtsarbeiten. — Das farbenglühende Buchzeichen.

Weder als Kind, noch als Erwachsener bin ich mir je darüber klar geworden, welche Jahreszeit die schönste sei. Immer die gegenwärtige schien es mir.

Die tatenfroheste und tatenreichste war jedoch unbedingt der Herbst. Im Herbst galt es täglich Schätze einzusammeln, und alt und jung mußte fleißig zufassen, sollte all der Segen rechtzeitig geborgen werden. Und alle Welt griff zu; ich nicht als letzter, wenigstens nicht meinem Eifer nach. Ging ich so durch den Garten, dann guckte bald dieser, bald jener Baum blau und rot und grün und gelb durch das dichte Gelaube und fragte hernieder: „Na, liebe Leutchen! Ihr vergeßt mich doch diesmal nicht etwa, was?“ — Und manchmal warteten mehrere Bäume zugleich auf Entlastung und konnten nicht alle so rasch befriedigt werden. Da schüttelten sie denn ungeduldig ihre breiten Aeste und warfen ein paar Früchte herunter. Sie glaubten wohl die Menschen so mahnen zu können. Manche wurden sogar boshaft; denn ging ich nichtsahnend unter ihnen hin, dann warf mir plötzlich einer einen Apfel oder eine Pflaume direkt auf die Nase. Guckte ich nun hoch, woher denn das käme, dann hörte ich es richtig boshaft kichern im Geäst, und ich verstand schon: „Wartet, ihr Menschen,“ sagten sie, „wenn ihr nicht kommt, uns zu erlösen von der Last, dann werfen wir euch, wartet!“

Dann lief ich hastig vor, denn die Neuigkeit drückte mich förmlich im Halse: „Mama, Mama! Papa, Papa! Der Grafensteiner ist ganz reif! Wir müssen fix feste langen!“

Doch für Mama und Papa war das gewöhnlich keine

besondere Neuigkeit. Sie sagten nur: „Ja, ja, Junge!“ und damit war die Sache erledigt. Und die armen Bäume mußten weiter warten, tagelang manchmal: Die Eltern waren eben grausam.

Es gab aber auch gefühlvollere Menschen, die waren dann nicht so hart wie die Eltern. Sie sahen die Tragenot der Bäume, und tiefes Mitgefühl faßte sie. Sie kamen und entlasteten die Bäume. Und sie wandten sogar ihre Nachtruhe daran, die Guten; sie taten das heimlich, wohl um Mama und Papa eine Ueberraschung zu bereiten. Die Eltern aber verstanden das nicht. Sie nannten das: Mausen.

Wurde jedoch nicht gemaust, verpaßte Papa den rechten Zeitpunkt nicht, dann kam er mit der großen Leiter, stellte sie an und stieg hinauf in das grüne Geschaukel und pflückte. Ich stand unten und bangte; das schien mir gar zu gefährlich. Korb voll auf Korb voll trug ich vor. Und Mama lobte meinen Eifer sehr.

Manchmal auch nahm mich der Vater mit hinauf in die lachende, luftige Höhe. Das schien mir zuerst recht bedenklich; denn es schwankte und wankte, und auch auf dem Arm des Vaters schien mir keine unbedingte Sicherheit. Bald fühlte ich mich aber wohl da oben. Ich saß auf einem Ast, an einen Ast gelehnt, und des Vaters pflückende Arme waren schützend um mich her. Alles war anders dort oben als auf der Erde. Die Aepfel lachten einem vertraulich zu. Und hatte man einen gepflückt, dann kam schon ein zweiter, rot vor Freude, auf einen zu und lachte: „Nun iß mich. Ich habe mich schon monatelang darauf gefreut.“ Auch die lustigen Spatzen hausten dort oben, wie Menschen in einer Laube hausen. Und man fühlte sich selbst bald wie ein kecker, freier Spatz. Wandte ich aber den Blick, dann lachte mir unser großer Schornstein

zu, den unten die dichten Blätter versteckt hielten. Und ich lachte wieder zu ihm hinüber und fühlte mich fast froher auf dem luftigen Baume als auf der Erde. Herrlich war es auf dem Baum in Vaters Armen.

Doch nicht nur auf dem Baume gab es Arbeit. Auch auf den Beeten gab es überviel zu tun. Da mußten die Spargelstämme geschnitten werden, das letzte Gemüse mußte geholt, die Kartoffeln eingesammelt werden. Der Komposthaufen war in Ordnung zu bringen und vieles, vieles andere mehr.

Am herrlichsten aber war es in der Küche beim Muskochen. Da saßen die Nuppweiber und Mama und Anna und ich um die große Waschtiene. Wir schnitten Pflaumen aus und aßen tüchtig dabei. Eine Frau stand immer am Muskessel und mußte rühren, bis sie sich gebrannt hatte. Dann kam eine andere an die Reihe. Wir aber sangen wunderschöne Lieder von Nachbars Liese, vom Wilddieb und von der holden Gärtnersfrau und ihrer Liebe Glück. Wenn aber das Mus feste quackerte, und dicker Musnebel die Küche füllte, wenn es ganz behaglich und traulich wurde, dann sagte Mama immer das schöne Gedicht, wo Leonore ums Morgenrot fuhr. Und wir andern paßten auf dazu. Das war dann der Gipfel der Festlichkeit.

* * *

Wenn der Winter ins Land zog, wenn wir Kinder von der unfreundlichen Witterung aus Garten und Hof verscheucht wurden, hinein ins warme Zimmer, dann stand da schon der große, warme Kachelofen und wartete auf uns und warf uns in seiner behaglich gemächlichen Art breite Hitzwellen behäbig entgegen. Und es war uns, als ob wir einen lieben alten Freund wieder begrüßten, der nach langer Abwesenheit wieder heimgekehrt war. Jubelnd liefen wir auf ihn zu und klatschten

ihm grüßend auf seine breiten, glatten Kacheln und probierten lustig hie und da mit dem Finger, wo es wohl am heißesten sein mochte.

Auch Molli wußte Freund Kachelofen zu schätzen. Er wickelte sich in sein dickes, warmes Fell und legte sich dicht an den Ofen, gerade in die größte Prallhitze. Selbst wenn ich lockte: „Mollichen, Mollichen! Komm, Mollichen!" dann kam er nicht. Guckte mich verschlafen schmunzelnd an und drehte sich, vor Behagen stöhnend, herum auf die andere Seite. Auch Molli feierte Winter.

Da schlug plötzlich ein langvergessener, trauter Ton an mein Ohr. Ein leises Zischen kam aus der Ofenröhre. — „Bratäpfel! Bratäpfel!" jubelte ich und stellte rasch die Fußbank an den Ofen. Ich streckte den Kopf in die heiße Röhre. Richtig, da lagen sie, die Bratäpfel und wärmten sich. Gerade wie die Menschen sich wärmen. Und der eine hier vorn, der große, der schmatzte schon in seinem eigenen Fette, als ob er sich selbst schon gut schmeckte. Ich schmunzelte ihm verständnisinnig zu und schmatzte mit. Mama aber auf dem Sofa lachte; und Molli stöhnte.

Da wurde mir denn so recht winterfroh. Ich sprang auf den Stuhl am Fenster und sah hinaus, ob denn der Winter noch immer nicht da wäre, so richtig mit Schnee und Eis. Doch er war nicht da. Mama sagte, er hätte eine so weite Reise. Rußland wäre so fern.

Auf dem Hof war gar nichts Nettes zu sehen. Sturm und Regen balgten sich miteinander. Dann wieder vertrugen sie sich und gingen gemeinschaftlich auf die große Fabrikkarre los, als ob sie sie hochheben wollten. Die Karre wackelte ja ein wenig, aber sie blieb stehen. Da packte der Sturm die Bodenlukentür und alles, was er nur erwischen konnte, und

wollte alles kurz und klein schlagen. Er war überhaupt so unartig wie möglich, das sah ich genau.

Bald kam ich auch dahinter, warum er so boshaft war: er ärgerte sich, daß er nicht auch ein so schönes, warmes Zimmer hatte wie wir, er wollte gern herein und konnte doch nicht. An jeder Fensterritze versuchte er es. Und wenn es nicht ging, dann quietschte er richtig vor Wut. Dann versuchte er es im Schornstein und winselte und bettelte so gottsjämmerlich darin, daß er einem fast leid tun konnte.

Aber Mama kümmerte sich gar nicht um ihn. Und Molli schlummerte ruhig weiter. Da achtete auch ich nicht mehr auf ihn. Er war ja so unartig. Die Bratäpfel schmatzten nun schon ganz laut, und ich schmatzte mit.

Wenn es nun so behaglich war, dann holte ich meine Spielsachen hervor; ich hatte unendlich viel. Da waren Baukästen und Malkästen und Bilderbücher, und vieles, vieles andere. Ich baute Türme und Häuser und malte die prächtigsten Gemälde und schoß endlich gewaltige Heere von Bleisoldaten kühnlich nieder. Dazu schrie ich hurra! und trompetete das Viktoria so laut, daß Molli erschrocken auffuhr und Mama meinte, ich müsse doch nun eigentlich ans Friedenschließen denken.

Nachmittags, wenn die Schwestern die Schularbeiten beendet hatten, begann das Weihnachtsarbeitenmachen. Eifrig und ernst wurde gearbeitet. Spielerei war uns das wirklich nicht. Die Schwestern strickten, stichelten wahre Kunstwerke zusammen; aber etwas so Schönes, wie mein großes Buchzeichen, brachten sie nicht fertig. Das erschien mir das schönste Geschenk des Festes. — Ich hatte nämlich beschlossen, Papa ein großes Buchzeichen zu machen zum Feste, eines, das für sein großes Rechenbuch im Kontor paßte. Mama hatte ich

diesen Plan entdeckt, und sie fand die Idee sehr gut. In der Spielschule, bei Tante Gleim, hatte ich das Buchzeichenmachen ja gelernt; so begann ich denn. Nicht unüberlegt, nicht aus dem Stegreif ging ich an die Arbeit. O nein! Ich erprobte die schmetterndsten Farbenkontraste auf ihre künstlerische Wirkung hin. Und endlich fand ich auch pompöse Zusammenstellungen. Die Schwestern lachten zu meinen Studien; doch Molli besah sie höchst kritisch, wenn ich sie ihm unter die Nase hielt und nickte beifällig mit dem Kopfe. Sprechen, die Muster loben, konnte er ja leider nicht.

Nachdem ich nun die Mittel besaß, ging ich mit Bedacht, doch mit Würde und Selbstvertrauen an die Ausführung der Arbeit. Ein Streifen Karton wurde geschnitten, etwa sechs bis acht Zentimeter breit und 30—40 Zentimeter lang. Er wurde das große Buchzeichen. Darauf setzte ich meinen ganzen Tuschkasten unter Spucke und stellte damit die erprobten Farben im großen her. Dann begann es: die geschmackvollsten Arabesken, Blumenranken, die vor Echtheit fast dufteten, zauberte mein Künstlerpinsel auf das Papier. Das prallte in schmetterndem Farbenbrüllen vom Karton, das schrie dem Beschauer geradezu in die Augen. Das Werk, das prächtige Werk war mir unter den Fingern gewachsen. Größer, gleißender war es hervorgewachsen aus dem Tuschkasten, als ich es wohl geplant hatte.

Und nun blickte ich, überwältigt von der Wirkung, auf mein Werk und erstaunte selbst. Ich blickte immer wieder hin und sah: es war sehr gut.

Der Mama und den Schwestern zeigte ich es nicht, ihnen sollte es ja auch eine Ueberraschung sein; aber Molli legte ich das Wunder vor, und er staunte mit gebührender Ehrfurcht auf all die Pracht und Herrlichkeit. Niemand sah es sonst. Eifer-

süchtig verbarg ich mein Kleinod. Erst der Vater sollte es am Heiligen Abend sehen als erster.

Weihnachtszauber.

Das Geheimnis vom Weihnachtsmann. — „Wunschzettel ohne Ende". — Der Heilige Abend ist da! — Weihnachtliches Spuken. — Der stille Gang durch die Heilige Nacht. — Ein hehres Wunder. — Am Heiligen Abend bei uns daheim. — Der traditionelle Heringssalat. — „Klemme" machen. — Glückstrunkenheit und Elternseligkeit.

Früher und immer früher mußte die Lampe entzündet werden. Das Weihnachtsfest nahte. Und damit stieg auch die weihnachtliche Spannung unter uns Kindern.

Was mochte der Weihnachtsmann bringen? Ob er die Lieblingswünsche genau kannte? Ob er sie auch erfüllte? Ob es denn überhaupt einen richtigen Weihnachtsmann gab?

Unsicher schien mir das, hatte doch niemand nähere Kunde von ihm. Ich tat, als glaubte ich nicht mehr an ihn als Fünfjähriger; doch innerlich, ganz im geheimen glaubte ich doch.

Eigentlich war ich mir selbst darüber nicht klar. Das war eine ganz verzwickte Geschichte. Oftmals schien er durchs Zimmer zu spuken, wenn man am wenigsten an ihn dachte. Einen dunkeln Schatten, einen wallenden Bart oder so etwas glaubte ich ja noch zu erkennen; ihn selbst jedoch nie. Er war wohl zu flink. Und die Frage nach seiner Existenz blieb ungelöst.

Das Fest näherte sich, und schon huschten unverstandene Geheimnisse scheu durch das Zimmer. Ahnungen hockten allerorten und sahen einen groß und verschwiegen an. Doch zu Worten ließen sie sich nicht zwingen.

Einmal — ich erinnere mich des Tages noch sehr deutlich — blickte Mariannchen unvermittelt vom Spiele auf, sah mich groß an und sagte fast feierlich: „Ich weiß, was ich kriege!"

Ich war fast erschrocken. Auch ich starrte sie ernst an und fragte: „Was denn?"

„Eine ganz mächtig große Puppe mit einem richtigen, großen Kompotthut."

Wie verschleiert ihre Stimme klang, wie aus dem Märchen. Und plötzlich ahnte auch ich: „Ich weiß auch, was ich kriege. Eine richtige Feuerspritze, mit richtigem Feuer dran."

Es war ganz still, ganz seltsam im Zimmer. Und ich glaube, hätte ich mich in diesem Moment gewandt, hinter mir hätte ich den Weihnachtsmann gesehen. Doch ich wandte mich nicht. Langsam wendeten wir uns wieder unserem Spiele zu.

Eine große Sorge jener Wochen war der Wunschzettel. Papa verlangte, daß er ganz fehlerfrei geschrieben war. Ich war freilich von dieser Arbeit befreit, ich kam ja erst kommendes Frühjahr zur Schule, aber Mariannchen und Lisbeth zeichneten eifrig, den vorschriftsmäßigen Wunschzettel herzustellen. Immer wieder fanden sich neue Wünsche; immer wieder mußte der bereits geschriebene Wunschzettel zerrissen und ein neuer angefertigt werden. Und schließlich waren es so viele Wünsche, daß sie kein Zettel mehr zu fassen vermochte.

Da machte denn Lisbeth eine sehr pfiffige Erfindung. Sie erfand den „Wunschzettel ohne Ende". Auf einem langen Papierstreifen wurden alle Wünsche notiert, und Ende und Anfang des Streifens wurden zusammengeklebt. So. Nun konnte der Weihnachtsmann immer rundherumlesen, er kam an kein Ende, er hatte riesige Auswahl.

Auf dem „Wunschzettel ohne Ende" stand so ziemlich alles verzeichnet, was schenkbar war.

Immer näher rückte das Fest. Papa und ich hatten bereits den Weihnachtsbaum gekauft. Der Saal, das Weihnachtszimmer, war schon gründlich gereinigt. Alles war längst be-

reit: nur der Heilige Abend nicht. Der kam und kam nicht. Da sagte Mama eines Morgens: „Morgen ist Weihnachten!" Und obgleich ich wohl bei jedem Morgen auf Weihnachten gehofft hatte und dann enttäuscht worden war, jetzt glaubte ich an das Morgen, und ich irrte mich diesmal nicht. — — —

Wir Kinder standen im Eßzimmer und warteten. Es war ja Heiligabend, bald mußten die Glocken zu läuten beginnen. Oben im Saal bumste etwas ganz hell: „Das war meine Feuerspritze," behauptete ich. „Nein! Das war meine Puppenwanne," sagte Lisbeth, und wir horchten weiter. Geheimnisse, Rätsel huschten allerorten, durch die Ritzen, durch die Schlüssellöcher, aber so viel man spähte, man konnte sie nicht sehen.

Anna guckte von der Küche herein: „Draußen steht was!" — „Was denn?" fragte man scheu. Anna legte nur geheimnisvoll den Finger auf den Mund und verschwand wieder.

„Gucke mal!" Lisbeth schupste Mariannchen zum Fenster. Doch die wich zurück: „Da steht ja was!" Und ich, ich rettete mich gleich bis zum Ofen. Es war zu seltsam im Haus.

Jetzt kam Papa durch das Zimmer: „Papa, was steht 'n draußen?" fragte man. Er lächelte verstohlen: „Ein silbernes Nixchen und ein goldenes Warteweilchen!" Er war hinaus, und wir waren nicht klüger als zuvor.

Die Zeit kroch nur noch.

Längst lagen die Ueberkleider bereit zum Kirchgang. Da begannen die Glocken zu läuten. Weihnachten war nun da, wirklich und wahrhaftig; nun konnte es niemand mehr auf der Welt leugnen.

Rasch kleidete man sich an und trat auf die Straße. Mama, die Schwestern und ich gingen zusammen; Papa ging voraus, denn in der Kirche zu Raguhn sitzen die Männer auf der Empore gesondert, die Frauen und Kinder dagegen unten im Schiff.

Stockdunkel war es auf der Straße. Nur hie und da schimmerte ein verlorenes Licht aus einem Hause. Leise Schneeflocken flogen lautlos hernieder. Kein Laut war zu hören, die Glocken allein sangen ihr heiliges Lied. Aus allen Haustüren traten vermummte Gestalten und nahmen den gleichen Weg wie wir. Lautlos.

Ich blickte zur Höhe. Tiefes Dunkel wogte auch da. Und mir war, als müßten sich plötzlich diese dunkeln Dunkel öffnen, als müßte daraus hervorbrechen ein breiter Strom siegenden Lichtes, und die Engelein müßten jauchzend singen: „Ehre sei Gott in der Höhe; Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Doch nichts dergleichen geschah. Dunkel und stumm blieb alles um uns her. Nur die Glocken riefen mit ehernem Klang.

In der Kirchgasse bogen wir um die Ecke. Da — wie ein hehres Wunder stand das schlichte Kirchlein vor mir. Strahlendes Licht brach aus den hohen Bogenfenstern, und brausender Orgelklang jubelte uns entgegen.

Wir traten durch die Kirchtüre. Ich trat in ein Wunder. Tausend Kerzen strahlten vom Kronleuchter, von allen Ecken und Kanten. Der große Weihnachtsbaum vor dem Altar leuchtete mir festlich entgegen. Stumm saß ich auf meinem Platz, die Hände gefaltet, und wagte mich kaum zu rühren. Ich war wie versunken in all dem Licht, in all dem Klang und fühlte mich selbst kaum noch, war nicht mehr Ich, war in einer fremden, fernen Welt.

Diese Christvespern im Kirchlein zu Raguhn sind mir unvergeßlich im Gedächtnis, mehr aber noch im Gefühl geblieben. Sie haben sich zu tief in meine empfindende Seele geschrieben. —

* * *

All die vierzehn Weihnachtsfeste, die ich in Raguhn erlebte, waren im wesentlichen einander gleich. Das Weihnachtszimmer und seine Möbel, der Baum mit seinem bunten Schmuck, die lange Tafel der Geschenke, ja diese Geschenke selbst waren bis zu einem gewissen Grade gleich.

Selbstverständlich stand da hinten der große Teller mit Aepfeln, Nüssen und Honigkuchen, diese nach Art und Zahl immer gleich. Selbstverständlich stand da auch der silberne kleine Leuchter mit seinen drei Lichten. Und selbstverständlich lag da auch für jedes Kind ein neues Buch: selbstverständliche Dinge auf dem Weihnachtstisch, die man dem Weihnachtsmann nicht erst auf dem Wunschzettel zu empfehlen brauchte. Sie waren alle Jahre wieder da. Dies fünfte Weihnachtsfest brachte aber den Tornister und den Federkasten für mich, den ich zum Schulbesuch im kommenden Frühjahre benötigte.

Diese Gleichheit der Dinge und Verhältnisse brachte nun auch eine Gleichheit der Geschehnisse, der Ereignisse mit sich. Weihnachten tat man immer das gleiche. Man wußte im voraus ganz bestimmt, was alles zu geschehen hatte. Und jedes Ding und jedes Geschehnis begrüßte man als einen lieben, alten Freund mit offenen Armen und herzlicher Freude. All diese Freunde kamen ja so selten, nur einmal im Jahre, und sie waren darum um so lieber, wurden um so freudiger begrüßt.

War die erste seligfrohe Jubelfreude ein wenig verebbt, dann klapperte Mama bedeutsam mit Teller und Löffel: Der Heringssalat war jetzt an der Reihe. Einer alten Tradition zufolge galt es als dringend erforderlich, Weihnachten eine tüchtige Portion Heringssalat zu essen. Nicht etwa, wie manche Menschen behaupten, weil man dann das ganze Jahr über Geld hat, nein, sondern — das weiß jedes Kind! — weil das den

Magen trainiert. Und Trainage, Uebung im Verdauen ist Weihnachten nötig. Wenigstens war es bei uns so! Man aß also den Heringssalat mit der sauren Gurke darin und war nun wohl gerüstet, das liebe deutsche Fest siegreich zu überstehen. Hering und Gurke fördert ja wohl die Verdauung.

War der Heringssalat vertilgt, so war das „Klemmemachen" an der Reihe. Anna brachte bereits die Schieber*) und Schinkenbrettchen, und alle verfügbaren Reibeisen und sonstigen Zerkleinerungsapparate waren zur Stelle. Man begann — nur wir drei Kinder — Aepfel, Nüsse und Honigkuchen zu zerreiben, zu zerkrümeln, zu zerschneiden, man begann eben, die köstliche „Klemme" herzustellen. Lagen die Grundelemente der „Klemme" auf dem Schieber in drei sauberen Häufchen wohlgetürmt bereit, dann wurde die Mischung vorgenommen mit äußerster Sorglichkeit und peinlichster Mühewaltung. Es geschah dies nach unerforschlich weisen Gesetzen der Kochkunst, die leider verloren gegangen sind. So denn auch keine wahre „Klemme", keine „Raguhner", richtiger „Langensalzaer" Klemme mehr geschaffen werden kann hienieden.

Waren Aepfel-, Nuß- und Honigkuchen gemischt und geknetet zu einem dicklichen breiartigen Geheimstoff, dann begann — die Klemme, das wichtigste. Ueber das lieblich duftende, grau-grün-gelb-weiße Häuflein Masse auf dem Schieber wurde ein Schinkenbrettchen gelegt. Der Schieber wurde auf dem Stuhl plaziert und man schwang sich, selig wie Großgrundbesitzer, auf seine „Klemme". Man saß auf dem Schinkenbrettchen und „klemmte". Das heißt, man brütete wie eine liebende Hennenmutter beinebaumelnd, weihnachtsliedersingend seine Klemme aus mit Geduld und Liebe. Dann und wann sprang man, wie es auch wohl eine Hennenmutter

*) Schieber = Küchenbrettchen.

tut, von der Klemme, klappte das Schinkenbrettchen auf und probierte, ob die Klemme denn wohl schon recht schön durchzogen wäre. Rasch aber klappte man wieder zu und hockte sich wieder über die Eier. Denn es ging die Sage um, daß die Klemme die beste sei, die richtig warmgebrütet worden war.

All diese Regeln, wie auch die Klemme selbst, stammten aus Langensalza, aus der Kinderzeit meines Vaters. Schien der Klemmkuchen vom Apfelsaft gründlich durchzogen, so kam Papa zu Hilfe und drückte der „Klemme" seinen 180pfündigen, gewichtig wuchtenden Stempel auf.

„Papa! Komm! Du mußt klemmen!" schrie es von allen Seiten, und Papa erhob sich. Er hatte durch ausgiebiges Apfel- und Honigkucheneſſen bereits die rechte Stempelschwere sich erarbeitet. Man sprang von der Klemme, und Papa schwenkte seine Klemmautorität auf den Kuchenbrei.

„Pruch!" ging das, so wuchtig, daß Molli erschreckt aus seinem wonnigen Weihnachtsschläfchen auffuhr und der Weihnachtsbaum beifallnickend zu dieser Kraftleistung seine schöne Spitze neigte. „Pruch!" ging es nun auch auf Mariannchens und auf Lisbeths Klemme, und die Klemme war fertig.

Wir brachten unsere Schieber zum Tisch und hoben die Schinkenbrettchen ab. Ah! — Eine undefinierbare, köstliche Leckerei lag da vor den lachenden Augen. Spiegelblank, verlockend duftend, lag da die Klemme. Papas allgewaltiges „Pruch!" hat sie so dünn gepreßt wie einen Wollappen. Herrlichschön! Man kostete, man leckerte daran.

Und auch Papa und Mama sollten kosten, man war nicht kleinlich! Aber sie versicherten immer wieder, sie wollten uns die schöne Klemme nicht nehmen, wir sollten sie nur selber essen. Wir hatten doch gute Eltern.

Kaum war die Klemme mit Kichern und Lachen verzehrt,

so brachte Mama schon wieder den Glühwein. Der Magen wurde nun — Weihnachten geht alles! — auf „Glühwein und Stolle" eingestellt, und man aß tüchtig, als hätte man seit einigen Stunden nichts gegessen. Das unermüdliche Essen war gewissermaßen ein Dankgebet an den Weihnachtsmann, war die Gegenleistung für dessen freigebiges Schenken. So dankte man ihm denn wacker!

Eine weitere Tradition des Festes war es, daß ich mich „betrinken" mußte. Ob auch diese Tradition, wie die Klemme, aus Langensalza stammte, weiß ich nicht. Nun goß mir ja Mama immer nur Wasser fast ohne Wein in mein Glas, aber ich betrank mich doch. Berauscht von Weihnachtsseligkeit und Kinderübermut sprang ich von Papas Schoß auf Mamas Schoß und dann auf meinen Platz, zu Molli, zu den Schwestern, um endlich immer wieder auf Papas Knie jubelnd zu landen. Ich war betrunken: betrunken zum erstenmal in meinem Leben!

Papa und Mama aber saßen stillvergnügt, glücklich, selig auf dem Sofa und sahen ihren jauchzenden Kindern zu. Das war Weihnachten bei uns.

Das Osterfest daheim.

Wie wir den Winter vertrieben und Alles Erwachen spielte. — Vom schwarzen Mann in der Kirche. — Das fröhliche Eiersuchen.

Auch Ostern wurde in unserer Familie fast immer gleich gefeiert. Abweichungen von dem Althergebrachten gab es kaum.

Die Woche vor dem Fest war es, da wurde im Garten der Winter vertrieben und alles zum Frühlingseinzug vorbereitet: man spielte Erwachen. Die Vogeln und die Kunzen und Christeln und wie sie alle heißen, kamen, und auch Anna und Mama und Papa; Molli und ich fehlten natürlich nicht. Von der Veranda wurden die schützenden Strohsäcke losgetrennt,

so daß die Strohkissen von den bunten Fenstern fielen. Den Weinreben an der Wollesestube wurde die Winterkleidung genommen. Und Papa richtete die hochstämmigen Rosen auf; die hatten an der Erde gelegen und geschlafen. Und als Reisegerste nun auch den Familienstorch auf dem Springbrunnen von seinen Strohbinden befreit hatte, da war die ganze Familie wieder versammelt und sah sich verschlafen blinzelnd an. Ich die Veranda und die Veranda den Familienstorch und der Familienstorch den guten, alten Nußbaum. Und wir mußten alle lachen; Molli mit: das war gar so lustig und froh.

Nun ging das Ostermachen aber erst richtig los. Die Frauen kamen mit Wasser und Scheuerlappen und gingen auf die Veranda und auf den Springbrunnen und auf die Treppen der Terrasse los, die waren ganz schwarz vom Winter. Und die Schwestern und ich, wir holten unsere Harken vor und harkten die Wege und den Rasen. Das Laub wurde zusammengekarrt auf den Komposthaufen. Es gab Arbeit über Arbeit.

Aber nebenbei guckte ich mir immer schon meine Eierflecker für Ostern an, wo Papa immer Eier hinsteckte. Und wenn Papa vorbeikam, dann sagte ich: „Du, Papa! Hier ist eigentlich auch ein schöner Eierfleck!“ Und Papa nickte ganz heimlich.

Als nun Ostersonntagmorgen war, sagte Mama zu mir: „Du kannst heute auch mit zur Kirche gehen, kommst ja nun in die Schule!“ Da freute ich mich sehr; denn am Tage war ich noch nicht in der Kirche gewesen, bloß abends in der Weihnachtsmesse. Wie wir dann aber in die Kirche kamen, war es ganz anders, als ich gedacht hatte. Da brannte kein Kronleuchter und auch keine tausend Kerzen. Die Kirche sah ganz kalt aus und langweilig. Ich setzte mich also still auf meinen Platz und wartete, was da alles kommen würde. Erst spielte die Orgel und die Leute sangen dazu, daß es nur so kreischte.

Dann kam der Herr Pfarrer und erzählte immerfort. Und ich merkte sehr bald, daß es richtig war, was die Leute immer sagten, daß nämlich die Frauen immer schliefen, wenn der Herr Pfarrer anfing. Und die Kirchenbank war mächtig hart, und der Herr Pfarrer erzählte immer weiter. Endlich klappte er aber doch die Arme runter und sagte: „Amen!" Da war ich froh und rutschte gleich von der Bank, weil ich dachte, nun wär's aus. Aber Mama guckte mich so eigen an und zeigte auf ihren Handschuh. Dadrinnen steckten die Kirchenpfennige. Da wußte ich, daß man nun erst bezahlen mußte.

Während nun wieder die Orgel spielte und die Leute sangen, kam ein schwarzer Mann aus der Sakristei. Der hatte eine lange, schwarze Stange. Und an der Stange war der Klingelbeutel. Der war wie so ne Schlafmütze. Wo aber die Bummel ist bei der Schlafmütze, da war hier eine Bimmel, die bimmelte immerzu. Und diese Schlafmütze hing nach unten, damit die Leute ihre Kirchenpfennige hineinstecken konnten. Nun ging der schwarze Mann durch alle Reihen und reichte den Klingelbeutel in jede Bank hinein. Und kassierte ein. Und wenn es im Beutel pumperte, dann wußte man, daß der da bloß einen Knopf hineingetan hatte; und wenn es klimperte, dann hatte einer einen Kirchenpfennig hineingeworfen. Und manche, die machten bloß so mit der Hand, dann klappte es gar nicht. Manche schliefen so schön, daß der schwarze Mann feste klingeln mußte mit dem Klingelbeutel, bis die Leute aufwachten. Und dann schüttelten sie gewöhnlich den Kopf als wie: „Jehk doch man, Dummer! Ich hawe gerade keen Jeld niche!" Die Leute aber sagten nachher, der hätte gerade kein Kleingeld gehabt, und Großgeld wollte er dem Pfarrer nicht anvertrauen.

Endlich war die Kirche aus, und wir gingen nach Hause. Fix lief ich nun zum Gartengitter und wartete, da ich der erste

sein wollte. Als sich nun alle versammelt hatten, Mama und die Schwestern und Anna und Molli, da rief Papa aus dem Garten: „Kommen!“ Aber da! Ich hatte schon die Türe auf und stürmte in den Garten. Molli war mir aber immer voraus. Fix rannte ich nach allen meinen Eierfleckern, die ich Papa schon gesagt hatte. Und richtig, überall steckten Eier: im Pilz, im Springbrunnen, unter dem alten Kaiser, in der Dachrinne und überall. Und ich fand mächtig viel Eier. Aber Anna fand mir auch ne Menge Eier und legte sie ganz heimlich in mein Eierkörbchen. Manchmal sagte Papa, wenn ich wo suchte: „Aber da brennt's!“ Dann wußte ich, daß da ein Ei steckte, und ich suchte mächtig. Aber die Schwestern kamen auch und suchten mit, und lauter Hände suchten durcheinander; das Ei war schwer zu finden. Papa versteckte die Eier immer sehr schön. Wie das Ei nun einmal gar nicht zu finden war, da dachte ich: wartet! Und ich rief Molli: „Such, Mollichen! Such!“ Da kam Molli angestußt und schnupperte und suchte. Die Schwestern riefen, daß das nicht gilt; aber Papa sagte: „Laßt 'n nur!“ Mit einmal fing Molli mächtig an zu wühlen und zu kratzen; er hatte das Ei schon gemerkt. Papa hatte nämlich einen Blumentopf im Beet herausgenommen und hatte das Ei daruntergelegt und alles wieder zugemacht. Wie ich das merkte, nahm ich fix den Blumentopf heraus und nahm das Ei, ehe Molli es erwischen konnte: nun hatte ich es gefunden, und auch Papa sagte: „Das gilt.“

Als alle Eier gefunden waren, gingen wir auf die Veranda, und Mama teilte die Eier und die Osterhasen und alles. Jeder kriegte sein Körbchen voll, Anna auch.

So war das Osterfest in Raguhn.

III. Aus der ersten Schulzeit.

Als ABC-Schütze. — Wie ich ein Junge wurde.

Das heimliche Schokoladeessen. — Vom Schulzimmer. — Der Sängerkrieg auf der Schulbank. — „Ich bin Erster geworden!" — Der Eierkuchen. — In Siegerstimmung. — Seifenblasen. — Kuhspielen. — Strietzen und Wichsekriegen. — Das Schurren.

Ostern 1885 wurde ich in die Schule zu Raguhn aufgenommen. Ein neuer Zeitabschnitt begann für mich, doch muß ich das wenig empfunden haben, wenigstens erinnere ich mich nicht daran. Mir scheint, der Schulbesuch hat wenig Eindruck auf mich gemacht.

Sehr wohl erinnere ich mich, daß ich aus der Schule heimkam, ein umfangreiches Paketchen Schokoladentafeln unter dem Arm. Diese Schokoladentafeln sollte der Lehrer von dem großen Baum des Schulhofes geschüttelt haben, so sagte man mir. Doch ich glaubte es nicht. Sehr deutlich weiß ich auch noch, wie ich hinter der fast geschlossenen Schranktür meines Spielschrankes, fast in ihm, hockte und ganz heimlich, ganz unbeobachtet, wie ich meinte, die Schulschokolade verzehrte. Und ich muß gestehen, daß ich das so heimlich tat, um nicht an die Schwestern abgeben zu müssen. Dabei wußte ich aber nicht, daß mir die Schwestern heimlich über die Schranktür hinweg zusahen beim hastigen Knuspern und sich köstlich amüsierten. Sie erzählten mir das erst viel später.

Ebenso deutlich entsinne ich mich auch noch des Eindruckes, den die Schule selbst auf mich machte. Den nüchternen, kahlen Klassenraum, die regelmäßig gestellten Schulbänke sehe ich noch

klar vor mir. Es schienen mir unerhört viele zu sein. Die Bänke selbst waren abgenützt, abgesessen; hie und da schaute das rohe Holz durch die Lackfarbe; Flecke zeigten sich überall. Unwillkürlich verglich ich diese Schulmöbel mit den blankpolierten Möbeln daheim, und die Schule kam mir ärmlich vor; wollte mir minderwertig erscheinen.

Das eigentlich Fesselnde und Interessante an der Schule war mir der Schulgang, das Klappern mit dem Federkasten im Tornister, das Naßmachen und Naßerhalten des Tafelschwammes und das Abwischen der Tafel. Den Schreibkünsten legte ich wohl weniger Bedeutung bei, aber — das Abwischen der Tafel, das war mir von größter Bedeutung, darauf verwandte ich viel Mühe und viel Kraft. Und ich war fest davon überzeugt, daß niemand in der Klasse schöner wischen könne als ich.

Zunächst nahm ich an allen Unterrichtsfächern der Klasse teil. Vom Lesen wurde ich jedoch, meiner Kurzsichtigkeit wegen, sehr bald „dispensiert". Vom Schreiben sonderbarerweise nicht. Meine Eltern hofften vielleicht, ich werde auch später, als Blinder, diese Schrift schreiben können; die meisten Späterblindeten tun das. Ich lernte Buchstaben, Worte und selbst Sätze schreiben, jedoch nur auf der Schiefertafel, mit der Feder nicht. Im zweiten Schuljahre erließ man mir dann auch die Schreibübungen, und die mühsam erlernte Kunst kam in Vergessenheit. Heute kann ich nur noch meinen Namen schreiben.

Die Befreiung vom Schreib- und Leseunterricht empfand ich als Vorzug. Dagegen schmerzte es mich oft sehr, daß ich im Anschauungsunterricht auf der untersten Bank sitzen mußte bei den faulsten und dümmsten der Klasse. Man hat mir sicherlich erklärt, daß ich da nur der Kurzsichtigkeit wegen säße, doch machte das nicht den gewünschten Eindruck auf mich. Und ich

suchte durch regen Eifer einen besseren, geachteteren Platz zu erlangen. Doch ich blieb „auf der untersten Bank".

An meine Raguhner Lehrer erinnere ich mich nicht sehr deutlich. Ein Loch scheint da in meinem Gedächtnis. Deutlich erinnere ich mich nur noch des Herrn Klink und seiner Gesangstunden. Herr Klink war, entsinne ich mich recht, ein kräftiger, breitschultriger Mann mit einem großen, runden Gesicht und einer lauten, aber gutmütigen Stimme. Wenn er morgens in die Klasse trat und uns sein dröhnendes: „Guten Morgen, Kinder!" entgegenrief, dann brüllte man ihm begeistert zu: „Gu—ten — Mor—gen —, Herr — Klink!" Und all die aufgespeicherte Lehrerliebe und -begeisterung lag in diesen Worten.

Wenn er aber Gesangunterricht erteilte, das war ein Fest, und kein kleines. Die Klasse lag voll Sonnenschein. Der starke, breitschultrige Mann da vor uns war bald auf dem Katheder, bald unter uns, zwischen den Bänken. Und sein starker Arm ruderte gewaltig mit dem „Fiddelbogen" und schabte so liebliches Tönen aus der braven, alten Schulgeige. Das begeisterte Wimmerholz schrillte leidenschaftlich in das wilde Stimmengetöse, was Schulgesang sein sollte, hinein. Packte die Stimmen, stürmte ihnen voraus als unentwegter kühner Wegmacher, als Pfadfinder, wie weiland die berühmte Feuersäule den Kindern Israel vorausstürmte. Die Geige lockte, zog, zerrte den wilden, chaotischen Stimmenhaufen hinter sich her in jauchzendem Triumph. Der derbe Rindlederstiefel des tapferen Führers paukte stampfend den Takt dazu, so schön, nein, schöner als die Pauke der Schützenkapelle, wenn sie in dröhnendem Gleichtakt vor den Schützen herzog. Auf der Stirn des unentwegten Führers perlten die Begeisterungstropfen. Sein Mund war groß und rund geöffnet und starrte uns entgegen wie eine schwarzgähnende Miniatursonnenfinsternis.

Doch nicht etwa eisstarres Sphärenschweigen tönte aus diesem großen, dunklen Schacht; o nein! Nichts davon! Kunstenthusiasmus, Volksliederwut schmetterte uns daraus entgegen in posaunenden Fanfaren.

Das weckte Begeisterung in fünfzig Kinderherzen. Da öffneten sich die Münder und es brach los, o wie schön! Es gab einen heißen, harten Kampf, ein wildes, stürmisches Ringen. Herrn Klinks dröhnende Posaunenstimme, seine zeternde Geige hatten es so manch liebes Mal anders beschlossen, als wir es ahnten. Bald zog er nach unten und wir nach oben; bald zog er nach oben und wir nach unten. Die Schweißtropfen perlten. Die Miniaturſonnenfinsternis quälte sich verzweifelt, sich selbst noch zu übertreffen. Der rindlederne Paukenstiefel bummste gewaltig in den Rhythmentaumel. „O, welche Lust, offiziell schreien zu dürfen!" — Draußen aber, auf dem Schulplatze, in der üppig grünenden Linde, lauschten wohl staunend in kunstgenießendem Erschauern die holden Piepvögelein solch kühnem Singen. Und wenn sie eifersüchtig wurden auf Herrn Klinks wackere Sängerschar, wer wollte es ihnen verargen? — Wer sang so holdselig wie wir? — — —

In der Raguhner Schule saß ich, von den Anschauungsunterrichtsstunden abgesehen, wie bereits bemerkt, fast immer auf den obersten Bänken, also auf denjenigen, die vom Lehrer am weitesten entfernt waren. Mir schien das eine Selbstverständlichkeit, ja, eine Notwendigkeit. Wie konnte denn meines Vaters Sohn, der Sohn eines Mannes, der so viele Arbeiter beschäftigte, der so große Achtung, so großes Ansehen genoß in der Stadt, wie konnte der — unten sitzen! Unten bei den Dummen, den Faulen und Unartigen! Das ging einfach nicht! Unmöglich! Es war Ehrensache für mich, oben zu sitzen. Zur Ehre der Raguhner Schule und ihrer Lehrer muß ich

aber sagen, daß man mich nicht etwa aus Rücksicht auf meinen Vater oben sitzen ließ. Nein! Sondern ich saß da aus eigenem Verdienst und Würdigkeit. Welch eigentümlich verschiedene Verdienste da allerdings gelegentlich mit in Frage kamen, das soll das Nachstehende zeigen:

Bin ich da eines Tages, strahlend vor Seligkeit, zu meiner Mutter in das Zimmer gestürzt:

„Mama! Mama! Ich bin Erster geworden!"

Mama hob den Blick von der Arbeit:

„Du? — Junge! — Du bist Erster?! — Worin denn? Was hast du denn gekonnt?" Mama mochte lange fragen. Ich war längst hinaus, hinüber ins Kontor.

„Papa! Papa! Ich bin Erster geworden!"

Und auch Papa hob den Blick aus dem großen Rechenbuch, zu dem ich das schöne Buchzeichen geschenkt hatte, und leuchtete mich an:

„Worin denn, Junge?" Und seine Augen fragten weiter. Doch wenn man Erster geworden ist, hat man keine Zeit zu vielem Antworten. Solche Nebensachen sind dann gleichgültig. Ich war schon wieder hinaus. War bei Hahnemann, war bei Reifegerste. War bei den Nuppweibern in der Wollesestube und posaunte sie alle an: „Ich bin Erster geworden! Erster geworden!" Und zuletzt schrie ich die Siegesbotschaft meinem lieben Molli zu. Und er und ich, ich und er, wir rasten zusammen vor Freude in den Garten und feierten „Ersterwerden". Hoch in sommerlichen Lüften schwang ich das glorreiche Taschentuch wie ein schimmerndes Siegesbanner und jauchzte und rannte. Und Molli folgte, sprang nach dem erfolgreichen Taschentuch und bellte und schnappte. Auch er wollte seinen Anteil am Erfolge, ich merkte es ihm an.

Nachher auf dem Mittagstisch — na ja, Erster werden

ist ja auch wahrlich keine Kleinigkeit! — da prangte ein gelbschimmernder Eierkuchen, eigens für mich von Mama schnell noch gebacken. Der Eierkuchen schwamm in lieblich duftenden Blaubeeren, ich in Wonne. Deutlich fühlte ich an diesem Eierkuchen, wie groß mein Erfolg doch war. Und ich begann nun erst recht mit Würde meinen Erfolg zu genießen. Er war extragut gebacken, der Eierkuchen, das schmeckte ich.

Als ich nun endlich zur Ruhe gekommen war, sollte ich erzählen. Die Eltern fragten, wodurch, worin ich denn eigentlich Erster geworden sei. Ich mußte gezwungenermaßen das Erfolgessen unterbrechen für einen Moment:

„In Taschentuch!"

Es war stumm einige Augenblicke. Die Eltern mögen sich verständnislos angestaunt haben. Ich konnte ungestört essen.

„In Taschentuch?" wurde ich gefragt. „Was ist denn das? Wie war denn das?"

Da mußte ich denn erzählen: Herr Klink hatte die Taschentücher kontrolliert. Denn in der Raguhner Schule hielt man wohl auch auf saubere Taschentücher. Da habe ich denn eben das sauberste gehabt und bin daher Erster geworden „in Taschentuch"! Die Eltern mögen von den Erfolgen ihres Sohnes ein wenig ernüchtert gewesen sein. Mir schmeckte aber der Eierkuchen ganz vortrefflich.

Dieser Eierkuchen war — bildlich ausgedrückt — der erste Lorbeerkranz, den ich errang. Wie er geschmeckt hat!

Doch auch aus Intelligenz, meiner Antworten wegen bin ich einmal „Erster" gewesen; ein einziges Mal in meinem Leben. Das kam so:

Vor allem waren es Otto Glockenmeyer, der Sohn vom Ratskellerwirte, Kurt Naumann, der Sohn des Mühlen-

besitzers und ich, die hart und, man kann wohl sagen, erbittert miteinander rangen um den „ersten" Platz. Wir waren die besten Freunde; aber in der Schule waren wir Rivalen, Feinde. Kurt war weniger zu fürchten; denn obgleich er vielleicht intelligenter war als ich, tat er einem seltener Schaden. Er stotterte nämlich sehr. Dadurch half er einem häufig auf die Antwort, die man zuvor nicht gewußt hatte. Otto dagegen war mir in wohl jeder Beziehung überlegen. Er blieb daher auch fast dauernd der Erste der Klasse. Ihn zu stürzen, war schwer, sehr schwer! Einmal aber glückte es mir doch.

Ich weiß nicht mehr, in welcher Unterrichtsstunde es war. Hageldicht flogen die Fragen, die Antworten. Man kam in Eifer, wurde warm, unüberlegt. Da: „Otto Glockenmeyer!" knallt Herrn Klinks Stimme ins Gefecht. Otto schießt in die Höhe. Schweigt. Wird blutrot. Schnappt nach Luft. In meinen Kopf braust eine jähe Welle von Schadenfreude; denn ich, ich habe die richtige Antwort bereit. — Otto stottert etwas. — Falsch! — In mir triumphiert's.

„Otto!" macht Herr Klink väterlich mahnend. Aber Otto schweigt beharrlich. Meine Kniemuskeln straffen sich, zum Hochschnellen bereit. Die Antwort liegt mir auf der Zunge wie eine Pistolenkugel im Laufe. Wann wird er da vorn abdrücken?

„Ernst Haun!"

Knall! Die Antwort fliegt heraus, trifft Herrn Klink direkt ins Gesicht. Er stürzt nicht wie ein gefällter Baum. Er steht und lächelt. Ich stehe entspannt, erlöst, aufatmend von dem Druck. Eine kleine Pause.

„Richtig! Wechselt die Plätze!" Er hat es gesagt. Er hat gesagt, ich soll — soll mich über Otto setzen. Ich habe es gehört wie aus weiter Ferne. Verstanden habe ich es kaum.

Aber mein Körper handelt schon danach, ganz mechanisch handelt er. Ich bemerke, daß ich Tornister und Tafel nehme, mich an Otto vorüberdrücke, seinen Platz nehme. Etwas Schadenfreude fühlte ich wohl; aber auch ein gewisses gönnerhaftes Mitleid mit dem gestürzten Freunde. Ich nahm mir vor, nun doppelt freundlich zu ihm zu sein. Ich ordne meine sieben Sachen. Hierhin kommt der Federkasten, dahin die Tafel. So soll der Schwamm immer liegen. Es ist gerade, als solle ich auf diesem Platz meinen Lebensabend beschließen.

Um mich tobt die Frageschlacht. Ich sehe dem Treiben wie aus seligferner Weite zu. Mich scheint das alles nicht zu kümmern. Ich fühle nur: hier, auf diesem stolzen Platz werde ich nun sitzen und die Klasse überschauen wie ein König, wie ein Feldherr. In der Pause werde ich, sind die Kinder zu laut, „Ruhe!" schreien, daß die Fenster klirren. Und ich weiß schon, ich werde genügend laut schreien können, ganz sicher. Um mich brüllt der Kampf. Meine Gedanken reisen. Ich bin bei dem Siegereierkuchen. Und ich konstatiere voll Befriedigung, daß Mama diesmal wohl zwei Eierkuchen backen wird; denn diesmal bin ich nun richtiger Erster, „richtiger!" Das soll aber schmecken! Und was Papa wohl sagen wird?

Was geschieht plötzlich? Mein Körper wird in die Höhe gerissen! Was denn? O weh! Das Stichwort „Ernst Haun!" ist gefallen. Und ich weiß nicht, warum. Steil aufgerichtet stehe ich und starre in die Klasse. Die Klasse scheint mir leer. Nur Herrn Klinks breites, rundes Gesicht steht dort vor mir und fragt und fragt. Ich starre hinein in das große Gesicht. Und mir ist, als ob das wächst und wächst und immer näher käme.

„Ernst Haun!" klingt wieder die väterliche Stimme; aber sie findet keinen Widerhall in mir. In mir ist alles leer. Ich

fühle: „Ruck! Ruck! Ruck! Ruck!“ wie ich immer tiefer und tiefer sinke und kann mir dies Sinken nicht recht erklären. (Heute weiß ich, das waren die Speichen des berühmten Glücksrades. Die knacken so.) Und als ich unten angekommen bin, da hocke ich wieder auf meinem früheren Platz. Und Otto, Otto ist wieder Erster! Mir fiel der Eierkuchen ein. Der blieb nun ungegessen.

* * *

Blicke ich mein Leben zurück, so erkenne ich kaum, daß der Weisheitsstrom, so die Raguhner Schule emsiglich in mein unkultiviertes Leben träufelte, mich geändert hat. Konnte mich die Schule denn nicht emporläutern? War Hopfen und Malz, — oder hier passender: Ernstes Erzieherwort und Rohrstock an mir verloren? War das so? — O nein! Ich darf wohl mit Stolz bekennen, auch mich hat die Schule beeinflußt, allerdings nicht so, wie es erstrebt worden sein mag. Nicht klüger, braver, gesänftigter wurde ich durch die Schule, ein „Braves Lämmchen, weiß wie Schnee!“ wurde ich nicht. Sondern das Gegenteil, genau das Gegenteil! Meine Mutter hat das wenigstens immer behauptet. Durch die Schule wurde ich zum Jungen, zum echten, rechten Jungen, mit allen seinen Ungezogenheiten und Wildheiten, mit all den tollen Eigenschaften, die die Eltern zumeist mit stolzem Lächeln auf dem Höschen des hoffnungsvollen Sprößlings applaudieren.

Bis zum Beginne der Schulzeit hatte ich fast keinen persönlichen Freund, keinen zweibeinigen wenigstens; mein Bruder war noch zu klein. Molli, mein lieber, guter Molli, war mein einziger Spielkamerad. Mit Molli spielte ich, wenn die Schwestern in der Schule waren oder Schularbeiten machten. Und er tat immer mit. Waren die Schwestern aber frei, dann

spielte ich mit ihnen und ihren Freundinnen. Fast alle diese Kinder waren aber älter als ich, ich war und blieb daher in diesen Spielen stets der Untergeordnete, der oft willenlos Mittuende. Als ich nun in die Schule kam, dort neue Kinder, vor allem Knaben kennen lernte, wurde das anders. Auch ich fand Freunde, persönliche Freunde und Spielkameraden, und damit begann mein Spielen in ein neues Stadium zu treten. Ich war nun nicht mehr der „Kleine". Ich war gleichberechtigt. Ich fühlte, daß mir die neuen Spielgefährten nicht mehr überlegen waren, wie früher die Freundinnen der Schwestern. Ich merkte, daß ich auch etwas konnte. Ich wagte, Ideen zu haben. Ich wagte, anzuregen, wurde kühn, selbstvertrauend, selbstsicher, knabenfrech. Mit einem Worte: Ich wurde ein Knabe, wurde ein Junge, ein echter Junge. Dies brachte mir der Besuch der Schule.

Da kam Kühnels Willi von drüben, und wir kleinen Kerle kletterten selbstsicher die wackelige Leiter hinauf in die Luke des Strohbodens. Dort saßen wir, die Beine ins Leere baumeln lassend, und bliesen Seifenblasen. Dabei führten wir tiefsinnige Gespräche über Welt und alles, was darinnen ist, beugten uns weit vor und sahen den Seifenblasen nach, wie sie entschwebten und wußten nicht, daß, verloren wir nur einen Moment das Schwergewicht, unser Leben erloschen war, wie die Seifenblase vor uns zersprang. Da kam Kurt Naumann aus der Mühle, Otto Sauerland, Otto Glockenmeyer und vor allem Pfarrers Jungen: Georg und Adolf Büschel.

Da spielte man nicht mit den frommen Blümelein, wie die Schwestern es trieben. Man sprang verächtlich über sie hinweg, man übte, über die Beete zu springen. Man kletterte auf die Bäume, man ruhte nicht im Tollen, bis ein Kleiderdefekt die übermäßige Lust merklich dämpfte. Ringen und

Balgen — in Raguhn sagt man „Kampeln!“ — war das Schönste. Wildsein war die Losung. Wie herrlich war das „Kuhspielen“, das „Strietzen“, das „Schurren“.

Da kroch man auf dem Rasen auf allen Vieren umher, „muhte“ in allen Tonarten und fraß Gras, wie man das von einer richtigen Kuh sehr wohl verlangen kann. Man suchte den Gegner mit dem Kopf stoßend zu verdrängen, man rang mit den struppigen Häuptern. Beißen und kratzen galt aber nicht. Und das hieß „Kuhspielen“.

Dann aber erst das „Strietzen“, das war noch weit schöner.

Einer aus dem lustigen Chorus wurde zum „Strietzer“ ernannt. „Strietzer“ heißt auf Hochdeutsch: „Spritzer“. Der „Strietzer“ kletterte nun auf die Tuffsteine inmitten des Springbrunnens, wo der eiserne Reiher stand; die Paten nannten ihn Familienstorch. An die ausgebreiteten Flügel des wackern Familienstorches klammerte sich der Strietzer nun an, allhiero mit Geschick und tunlichster Bosheit seines Amtes zu walten. Die übrigen Herren Frechlinge waren außerhalb des Springbrunnens. Sie durften aber den Rasenplatz nicht verlassen und sich so dem drohenden Wasserstrahle entziehen. Das schöne Spiel begann. Der Strietzer drückte mit dem Finger auf die dünne Rohröffnung im Schnabel des Familienstorchs und lenkte dadurch den senkrecht aufschießenden Wasserstrahl von seiner stolzen Richtung ab in eine seitliche. Durch Drehen des Fingers suchte er den Strahl zu lenken, zu meistern nach seinem Willen, was nicht ganz leicht war. Mit diesem Strahle suchte er die übermütigen Kobolde zu treffen, die da draußen um den Springbrunnen herumsprangen und höhnten und spotteten, und den „Strietzer“ reizten, so viel sie nur konnten. Da stand man in seinem Rücken und lachte seiner Bemühungen. Doch

er war hinterlistig. Mit einer unerwarteten Wendung des Fingers flog der zischende Strahl herum. Mit silbernem Schreien stürmte man davon, auf die andere Seite des Rasenplatzes. Doch auch der Strietzer, war er geschickt, folgte mit seiner kühlen Waffe. Pfeilschnell zischte der Strahl hinter den Entfliehenden her. Manch einer bekam eine Dusche und johlte dann um so mehr. Das war ein lustiges Jagen. Kein schöneres Spiel haben Kinder je gespielt.

Noch sehe ich Kurt Naumanns Gesicht vor mir stehen, als es ihn einmal erschrecklich gepackt hatte. Ein breiter Strahl von Hohn quoll aus seinem weitgeöffneten Munde dem Strietzer entgegen. Und da, wie von ungefähr, stob ihm der zischende Strahl gerade hinein in den weit geöffneten Mund. Er stand entgeistert, erstarrt. Er vergaß vor Schreck sogar, den Mund zu schließen, sich zu wenden. Er stand und schluckte. Die Tränen traten ihm aus den Augen, es war, als wollte er ersticken. Wir andern, wir standen um ihn her und lachten Tränen. Er machte eine zu komische Figur in seiner überraschten Hilflosigkeit.

Das Ende des Spieles war gewöhnlich, daß wir von den naß auf dem Körper klebenden Anzügen daran erinnert wurden, daß wir Unrecht taten. Dann brach man ab.

Sowohl meine Mutter wie auch Frau Pfarrer Büschel waren gegen dieses Spiel. Sie verboten wieder und wieder, es zu spielen. Jedoch nicht mit dem mindesten Erfolg. Es wurde immer und immer wieder gespielt. Erwischte uns denn unsere gute Mutter bei dem schönen Spiel, so mochte es sehr wohl geschehen, daß sie mich gleich an Ort und Stelle ohne viele Umstände in die rechte Erziehungsstellung brachte und mir handgreiflich klar machte auf den nassen, klatschenden Höschen, was Ordre parieren genannt wird.

Da meine Mutter nun aber eine Frau von raschem Handeln ohne viele Worte war, so nahm sie dann meist auch gleich meine strietzenden Kameraden unter ihre Erzieherhand, so die Reihe herum. Und wir fanden das auch eigentlich durchaus gerecht, denn: „Mitgefangen, mitgehangen!"

Mamas Hand schmerzte nicht. Man drückte, mehr aus Anstandsgefühl, weil es doch dazu gehörte, ein paar Tränlein heraus. Wandte sich Mama jedoch, dann kicherte man wieder, und das Gefühl: „Gleiches Recht für alle!" ließ die Kollegialität nur um so stärker und froher machen. Man war wieder guter Dinge, ehe man recht eigentlich schlechter Dinge geworden war. Das war eben ein Spiel gewesen mit Frau Haun, weiter nichts. Und rasch ging man zu einem andern Zeitvertreib über.

Da hatte ich, wohl unter Hahnemanns Anleitung, ein wundervolles Spiel entdeckt: das Schurren. Das zeigte ich nun meinen Freunden. Man stob zu Hahnemann in den Kohlenschuppen. Dort lagen die Kohlen hochgetürmt bis zum First der Schuppenmauer. Ich hieß die andern sich aufstellen an der gegenüberliegenden Mauer und begann mit Würde und Selbstvertrauen die Vorführung meiner Kunst. Behutsam, möglichst wenige Kohlenklötze ins Gleiten bringend, kletterte ich den mächtigen Kohlenwall empor. Oben angelangt, wandte ich mich. Nahm königlich stolze Haltung an und schaute hoheitsvoll hernieder zu den Menschlein dort unten. Dann, mit breiter, würdiger Geste, gab ich mir einen Schwung, einen Ruck durch den ganzen Körper. Die Kohlenklötze unter meinen Füßen begannen zu zittern, schwankten, bewegten sich. Ich kam ins Gleiten, ins Rutschen, ins „Schurren". In königlich stolzer Haltung verharrend, begann ich mit den gleitenden Kohlen zu Tal zu fahren. Rutschende Kohlen rauschten und klapperten um mich her. Dicker schwarzer Staub wallte auf

und hüllte mich bald in einen dichten Schleier ein. Mit schmetterndem Kriegsgeschrei, in schwarzen Rauch gehüllt, rutschte ich wie Zeus, der greise Olympier, grollend, unheilschwanger hinab ins irdische Jammertal zu den Sterblichen. Schön, unvergleichlich würdig fuhr ich zu Tal.

Die lieben Freunde schrieen vor Vergnügen, klatschten jubelnd Beifall. Und meine Kunst machte Schule. In wilder, kühner Konkurrenz stürmte alles, was da begeisterungsfähig war, hinauf auf den Kohlenberg, mir das prächtige Schauspiel, das herrliche „Schurren" nachzumachen. Nicht gar so lange dauerte es, da waren alle Kohlenklötze zu Tal gerollt, der Kohlenschuppen hatte sein Aussehen vollständig verloren. Und auch wir hatten unser ursprüngliches Aussehen ganz wesentlich verändert. Das Weiße war schwarz und das Schwarze noch schwärzer geworden. Wenn Mama uns so erwischen sollte, dann — „Gnade Gott, der Hose dein!"

Doch Hahnemann, mein allezeit gütiger Freund und Gönner wußte Rat. Mit einer Bürste ohne Borsten und einem Scheuerlappen indifferenter Couleur, doch feucht, kam er heran, und begann uns zu säubern, so gut er es eben vermochte. Und wo sein Können nicht reichte, brachte sein guter Wille Ersatz. Auch war ja sein mit Spucke liebevoll benetzter Finger allezeit helfend zur Hand.

Da nun aber, wie wir wußten, meine gute Mutter eigensinnig auf einer andern Kulturstufe verblieb als mein treuer Freund aus dem Kohlenhof, und dessen Reinigungsmethoden und -resultate nicht anerkannte, so griffen wir dann noch zur Selbsthilfe. Man lief zum Springbrunnen und wusch sich. Man half sich gegenseitig, wie es Papa im Krieg 1870 auch gemacht hatte. Und sofort war auch das wieder ein Spiel, ein herrliches Spiel mit viel lustigem Lachen. Denn aus dem

schwarzen Kohlenstaub ließen sich prächtige Masken zeichnen mit wenigen Fingerstrichen.

Lustiges, Lustiges gab es immer und überall in meiner sonnigen Jugend.

Die Musik in Raguhn. — Das Schützenfest.

Die Raguhner und die Kunst. — In Kämpes Paradies der Kunst. — Von Männerchören und Mädchenherzen. — Wie ich zur Kunst kam. — „Kanter-Herzchen." — Was Kanter-Herzchen nie lernte. — Die Schützenkompagnie. — Auf dem Schützenfest. — Wer wird König werden?

In Raguhn wurde viel musiziert, mit Eifer und Begeisterung. Und war das ein Wunder? Anregung und Aufmunterung war ja da. Siebzehn Minuten Bahnfahrt entfernt lag Dessau mit seinem Herzoglichen Hoftheater und seinen mancherlei sonstigen Anregungen. Und alles, was „gebildet" sein wollte, fuhr im Winter regelmäßig zum Theater.

Hin und wieder fuhr auch ein Raguhner nach Leipzig, ein Gewandhauskonzert zu besuchen. Und hatte er da einen Musiker von Weltruf gehört, etwa Rubinstein oder Joachim, Eugen Gura oder die Patti, dann umgab ihn ein geheimnisvoller Nimbus, der seinen weihenden Schimmer auf Wochen oder Jahre nicht wieder verlor. Der Geweihte verfehlte natürlich nicht, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten von seinen großen musikalischen Erlebnissen zu sprechen.

So war es denn sehr natürlich, daß auch in Raguhn die Musik mit Selbstvertrauen „in die Mache genommen" wurde; so drückte man sich in Raguhn aus. Und recht erkleckliche Quantitäten an Kunstlärm — Musik genannt — wurden täglich produziert zur Freude der heiligen Cäcilie und weihten und adelten das Alltagsleben des Raguhners.

An der Spitze des Raguhner Musiklebens stand Musikmeister Kämpe mit seinen wackern Gesellen. Auf der Skala

des öffentlichen Interesses stand die Stadtkapelle des Herrn Kämpe obenan. Die Feuerwehr und die Turner standen wohl darunter. Höchstens die Schützen mochten gleiche Beachtung finden. Und nur der kann sich darüber wundern, der nie die wackeren Kämpen in die blankgeputzten Tuten hat stoßen sehen und stoßen hören mit voller Lungenkraft. Nur wer das einmal sah, nur der kann recht verstehen, was es sagen will:

„Kämpe kimmet!"

Herr Musikmeister Kämpe besaß weit draußen in der Schloßstraße eine „Villa". Dort hauste er mit Weib und Kind und allem Gesind; auch alle Musikerzeugungsbediensteten waren dort versammelt zu löblichem Tun. Wer in jener Gegend der Stadt wohnte, der mochte wohl lachen; denn den ganzen lieben Tag hindurch wurde er mit erlesensten Kunstgenüssen förmlich überschüttet. Freigebig, sehr freigebig waren hierin die Kämpen! Wie aus der wonnigen Hochzeitslaube von Nachtigall und Drossel, so lieblich und süß schmetterte und flötete es allezeit aus der Kämpeschen Villa heraus, und so mancher Wanderer mochte lauschend stehen bleiben und staunen. Auch ich stand manches Mal dort und horchte den wundersamen Tongewirren zu. Einmal aber war ich drinnen in dieser jubelnden Hochzeitslaube und durfte persönlich Zeuge sein von den begeisterten Kunstproduktionen der Kämpes.

Aber Raguhn leistete nicht nur in der Instrumentalmusik Bedeutendes, es pflegte auch Vokalmusik mit viel Geschick und Glück. Da sangen nicht nur die Chorknaben in der Kirche, da sangen auch Männerchöre und jauchzten ihre tiefsten Gefühle schonungslos in die Lüfte. An lauen Sommerabenden sang die „Lyra" und die „Liedertafel" im Ratskellergarten aus voller Kehle und frischer Brust hinter vollen Seideln und immer frischen Achteln sich Begeisterung in den musikfrohen Männer-

busen. Da versicherten sie weitschallend, daß ihr Lied aufstiege „wie ein stolzer Adler". Und dann wieder teilten sie den lauschenden Raguhnern mit, daß sie „einen schönen Edelstein" kennten „von köstlich reiner Art".

Wenn dann aber erst der zwirnfadendünne Tenor wie der dicke Bierbaß in tonwutschnaubender Wollust ins Dämmerdunkel schrieen, daß „ein getreues Herze wissen" „des höchsten Schatzes Preis" sei, und sie dann am Kehrreim donnernd vor Ueberzeugung schrieen: „Ja, ich weiß ein treues Herz!", dann lauschte jedes Raguhner Mädchenherz, und jedes fühlte, daß es da angejubelt wurde, daß es selbst dies „treue Herz" sei. Und alle Hunde, unser guter Lord nicht als letzter, fielen mit ein und sangen in langen Schleifennoten beseligt mit. Das waren Konzerte, wie sie nicht jede Stadt aufzuweisen hat. Ja, Raguhn war musikalisch!

Doch nicht nur in der breiten Öffentlichkeit prangte und prunkte die Raguhner Musik, auch im verschwiegenen Kämmerlein, in der friedlichen Bürgerstube wurde die Musik mit gleicher Liebe und gleicher Begeisterung gepflegt und gehegt. Wenn die Wollese- und Nuppweiber ihre tränenträufelnden Volkslieder mit schmachtenden Schleifern ins Alltagsgrau der Wollesestube sangen, wenn Hahnemann, auf dem Werkzeugtisch sitzend, seine kunstvollen Triller zum Takte des Maschinenkolbens pfiff, dann lächelte wohl die heilige Cäcilie gar liebreizend auf Raguhn hernieder. Und wenn alle heiratsfähigen Jungfrauen, ja junge Frauen selbst noch am Klavier saßen und mit zärtlichen Fingern die „Klosterglocken" und das „Gebet einer Jungfrau" in die weißen Tasten drückten, dann wird auch der verbissenste Kunstkritiker und Chronist nicht mehr leugnen, daß mein Raguhn eine hochmusikalische Stadt war. Er wird den boshaften Kritikerstift entwaffnet, besiegt zur Seite legen

und lauschen, lauschen, wie ich es tat in meiner sonnigen Jugend.

* * *

Einer so musikalischen Stadt entsprossen, ist es denn kein Wunder, wenn auch ich mich nach der Kunst, die das Leben adelt, sehnte. Zunächst allerdings spielten wohl nur meine Eltern Schicksal für mich. Eines Tages, ich zählte sechs Jahre, wurde ich zu „Kanter-Herzchen" gebracht, geprüft und sogleich in die Schule genommen. Damit war auch mein Leben für die Kunst gewonnen, für die Raguhner Kunst natürlich!

„Kanter-Herzchen" nahm mich in seine treubewährten Erzieherhände mit Liebe, Sorgfalt und übergroßer Geduld. Ich fingerte wie alle andern geduldig die Tonleitern, die Uebungen, meine niedlichen Stückchen. Und rasch kam ich vorwärts. Ich überflügelte bald die meisten andern Künstler der Stadt. Auch ich ergoß meine tiefsten Gefühle sehnsüchtig in die „Klosterglocken", in das „Gebet der Jungfrau" und auch in den „Perlenregen".

„Kanter-Herzchen" und ich, wir schwärmten uns immer gegenseitig etwas vor von unserem Können. Was davon echt, was Lehrerliebe oder Schülerverehrung war, läßt sich nicht leicht feststellen. Aber hier muß ich meinen „Kanter-Herzchen" doch als Erwachsener einmal anschwärmen, und da will ich echt sein in meinem Urteil.

Auch „Kanter-Herzchen" ist einmal geboren worden, wo, wer weiß das? Aber es muß ein unendlich mildes, freundliches, liebes Land gewesen sein, das ihn gebar und erzog; denn Hartes, Rauhes, Scharfes, Peinvolles kann Kanter-Herzchen nie gesehen haben in seinem Leben, wenn anders die Theorie recht behalten soll, daß der Mensch das Produkt seiner Umwelt ist.

Seit Menschengedenken hauste Kanter-Herzchen in Briorau, einem Dorfe bei Raguhn, als Kantor und Lehrer. Und er erledigte da mit unendlicher Liebe und zärtlichster Sorgfalt die Erzieherarbeit an der jugendlichen Bauernschaft. Er war allgemein beliebt, vielleicht auch ein wenig gehänselt; doch merkte der gute Mann das nicht. Eine jungfräuliche Schwester besorgte ihm seinen bescheidenen Haushalt, und um sie versorgt zu wissen, glaube ich, hat er nie geheiratet. Seine ganze Liebe gehörte seinen „Herzchen", das heißt seinen Schülern. An zwei Tagen der Woche, ob die Julisonne sengend brannte, oder ob der Weihnachtsschnee den hohen Muldewall fast verweht hatte, ganz gleich: Kanter-Herzchen trabte nach Raguhn, seine Klavierstunden zu erteilen. Und kein Raguhner Schullehrer vermochte ihm Konkurrenz zu machen. Seine pädagogischen Talente und — das wohl vor allem! — seine Preise waren einfach konkurrenzlos. Eine ganze Stunde kostete 30, eine halbe 20 Pfennig. Mit fast schwärmerischer Anhänglichkeit hing er an meiner Familie und vielleicht besonders an mir.

Soweit ich mich erinnere, hatte Kanter-Herzchen allezeit das gleiche Aussehen. Einen Wandel der Zeiten verspürte man an ihm nicht. Ein langer schwarzer Rock mit langen Zipfeln umschaukelte fröhlich bewegt seine freundliche Gestalt. Die derben Krempenstiefeln waren von seinem Briorauer Schuster nach echt Briorauer Fasson gemacht und wurden unermüdlich mit echt Briorauer Tran neu eingefettet. So war denn Kanter-Herzchen nicht nur zu sehen und zu hören, wenn er nahte, nein, er war auch zu — riechen. Und nach der Klavierstunde mußte stets erst sehr gründlich gelüftet werden, wenn nicht — wie Tilli behauptete, — die Blumen eingehen sollten.

Kanter-Herzchen war jederzeit zufriedenster, ausgeglichenster Stimmung. Niemand hat ihn je bedrückt oder gar traurig

gesehen; niemand sah ihn aber auch übermütig, ausgelassen. Die dicke schwarze Tuchhülle seines Körpers, die unverwüstlichen Transtiefeln schützten ihn nicht nur vor Sonnenbrand und Schneegestöber, sie hielten ihm auch alle Seelen- und Herzensungewitter fern. Kanter-Herzchen war ein Begnadeter unter den Menschen, ein Sonnenschein im Sonnenschein.

Mein lieber Kanter-Herzchen hatte so mancherlei Eigentümlichkeiten, war überhaupt ein Original. So war, zum Beispiel, ihn marschieren, traben, steigen, wandeln, schweben zu sehen durch diese schlimme Welt ein wahres Vergnügen, eine wahre Herzensstärkung. Kanter-Herzchen ging nicht einher wie andere Menschen. Er setzte nicht, wie andere, Bein gedankenlos vor Bein, und trug dadurch seine irdischen Reste vorwärts. Kanter-Herzchen musizierte sich von Ort zu Ort. In seinem Gehen lag Seele. Marschierte er durch den wabernden Sonnenglast des baumlosen Briorauer Walles, oder knetete er durch den zehn Zentimeter tiefen Morast vor der Raguhner Brücke, immer lag um seine lieben, treuen Augen die gleiche weltfremde Zufriedenheit und Seligkeit. Seine Lippen waren halb geöffnet und auf ihnen träumte, halb gepfiffen, halb gesungen, ein frohes Wanderlied. Seine unverwüstlichen Briorauer Transtiefeln klopften rüstig den Takt dazu auf dem tennenharten Wege. Seine Arme aber baumelten nicht wie bei andern Menschen nichtsnutzig an der Seite herum, nein! In der Linken trug er die Noten, in der Rechten — seinen Regenschirm, den Immergleichen. Bei der derben Krücke hielt er dies bauschige Ungetüm gepackt. Die Spitze stieg senkrecht in die Lüfte. Steil, starr, wie der salutierende Degen eines Generals stand Kanter-Herzchens Schirm nach oben und wankte und wich nicht von dieser stolzen Haltung.

So sang sich, lächelte sich, taktierte sich und präsentierte

sich Kanter-Herzchen durch diese Welt. Und kreuztest du von ungefähr seinen Pfad, dann sagte Kanter-Herzchen voll Würde und dennoch voll Demut:

„Guten Tag, mein Herzchen!" Und zähltest du auch sechzig schier, und stammtest du vom fernen Kamerun: „Guten Tag, mein Herzchen!" sagte er doch zu dir, unser Kanter-Herzchen.

Bei den Schwestern erregte Kanter-Herzchen immerfort Anstoß durch seine Eigenheiten. Kam er nämlich zur Stunde und stand im Torweg vor der stets verschlossenen Glastür, die die inneren Räume des Hauses vom Torweg schied, so hätte er klingeln müssen wie jeder Fremde es tat. Nun ja: „wie j e d e r Fremde es tat." Aber Kanter-Herzchen, der Kanter von Brire, war doch nicht ein „Jederfremde"! Er klingelte eben nicht, sondern nahm den Schlüssel, — seinen Haken wußte er — und öffnete sich selbst. Er durchschritt den kleinen Korridor, öffnete nach kurzem Klopfen, ohne ein „Herein!" abzuwarten, die Türe des Guten Zimmers, und er war — da. Seelenruhig entledigte er sich des Ueberrocks, zog und putzte die Brille, suchte Noten hervor und begann zu spielen. Und niemand im Hause wußte, daß Kanter-Herzchen schon da war. So hätte er gespielt, mit und ohne Noten, bis an den jüngsten Tag, wenn nicht Anna sich seiner regelmäßig erbarmte und ihm die Schüler herbeiholte.

Die Schwestern versteckten sich regelmäßig, wollten sich nicht finden lassen. Sie hätten kein Klingeln gehört, sie wüßten nicht, daß er schon da sei, er sollte doch klingeln! — Er klingelte nicht! Sie versteckten vor der Stunde den Glastürschlüssel. Er suchte ihn sich mit Engelsgeduld. Er klingelte nicht! — Man bat ihn darum. — Er klingelte nicht! — Sie ließen ihn eine halbe Stunde wartend spielen, ehe sie kamen. Er empfing sie so lieb und gut wie immer. — Er klingelte

nicht! Und war der Schlüssel absolut nicht zu finden, dann klingelte er dennoch nicht. Er trabte über den Hof, trat zu Anna in die Küche:

„Der Schlüssel ist wohl verlegt, mein Herzchen?" Sprach's, und nahm den Weg hinten herum durch alle Zimmer. Kanter-Herzchen konnte wohl erziehen, aber erzogen wurde er selbst nicht. In diesem Punkte nicht! Kanter-Herzchen ging einher wie der liebe Sonnenschein, der auch nicht anklopft und fragt: Darf ich kommen? Er war eben da. Und er war gern gesehen.

Ich war schon erwachsen, da erfuhr ich erst, daß Kanter-Herzchen nicht „Kanter-Herzchen" hieß, sondern „Herr Kantor Hermann".

Nach Noten zu spielen lernte ich nicht. Meiner Kurzsichtigkeit wegen erließ man mir dies wohl. Kanter-Herzchen spielte mir Partie nach Partie eines Musikstückes vor, bis ich es erlernt hatte. Und er zeigte dabei unendliche Geduld und außerordentliches Geschick. Ich lernte rasch nach seiner Anleitung. Er rühmte mir besonderes Talent nach. Und begeistert nahm er manchmal plötzlich die Noten vom Pulte und trat ins Nebenzimmer zu meiner Mutter — natürlich, ohne anzuklopfen! —:

„Das hat nun unser Ernst alles in einer Stunde gelernt!" Und die helle Lehrerfreude brach aus seiner milden Stimme hervor und Mutter und Lehrer schwammen in froher Hoffnung. Ich aber merkte, „daß ich ein Begnadeter sein müsse". Die hohe Kunst selbst hat mir später eine gründliche Revision dieses Urteils aufgezwungen! Mochte sie es tun. Sie tat recht daran, wenn sie mich erzog. Aber unseren lieben, guten, treuen Kanter-Herzchen mit seinem sonnigen Lächeln vergesse ich nicht! Ich liebe ihn immer!

* * *

Das größte Fest im öffentlichen Leben der Stadt war das Schützenfest. Es war alle Jahre in allem gleich, und war immer gleich ersehnt für jung und alt; auch für mich. Am Sonnabend vor dem Fest war es — man wartete schon längst mit Ungeduld auf den großen Moment —, da platzte plötzlich ein prasselnder Hall durch die Straßen: „Kämpe hat anjefungen!" jubelten die Kinder und Erwachsenen, und alles strömte nach dem Rathaus, wo Kämpes Stadtkapelle den Schützenmarsch spielte. Mächtig zeterten die Trompeten, gewaltig prasselten die Posaunen, und die Pauke, das schönste Instrument der Kapelle, bumste unvergleichlich imponierend. Rotfeuer flammte auf, Grünfeuer. Kinder strömten herzu. — Unvermittelt brach die Musik ab. Die Fahne wurde gebracht. Herr Schützenhauptmann Gräbner — Gerbermeister im Zivilberuf — pumpte Luft in seinen dicken Schützenbauch und kommandierte. Die Schützenkompagnie stand stramm. Wir Kinder staunten die militärische Pracht an. Wieder spielte die Musik. Wieder erschallten Kommandos, und endlich war alles zum Umzug durch die Stadt bereit. Ein letztes Kommando aus Schützenhauptmann Gräbners umfangreichem Bauch, und die Schützen marschierten. Der Schellenbaum mit lieblich klingelnden Glöckchen voran; die Musik folgte und dann die Schützen selbst. Das dröhnte wie die Tuba des Weltgerichts; das schmetterte wie die Trompete vor den Mauern Jerichos. Die vielen Schützenbeine flogen, als würden sie an einer Schnur gezogen; und erst die gefährlichen Donnerbüchsen — nein, ich gebe es auf, diese Pracht, diesen Schneid zu schildern. Es war überwältigend schön! Und oft bedauerte ich, daß mein Vater nicht auch Schütze war, er war nur Soldat —, daß ich nicht auch, wie die meisten andern Kinder, neben meinem Schützenvater einherschreiten durfte, stolzbewußt die Beine schwenkend.

Ich glaube auch, aus jenen Tagen schon stammt meine Vorliebe für Musik. Ich beneidete schon damals die Musikanten ein wenig, denn sie konnten sich ja den ganzen Tag etwas vorbumsen und vortrompeten, wenn sie nur wollten. Ich beschloß daher, auch Musikant zu werden.

Das eigentliche Schützenfest spielte sich jedoch weit draußen vor der Stadt ab, in einem Gartenrestaurant. Da standen Schießbuden, Würfelbuden, Zuckerbuden; da lärmte ein Karussell; da knallten die Schüsse der Schützen, und Kämpe spielte seine Weisen. Und in all dem bunten Durcheinander war Raguhn versammelt. Die Kinder, alte wie junge, amüsierten sich zwischen den Buden. Die Mütter tranken Kaffee im Garten und strickten dazu. Und die Väter, die schossen, rangen um die Königskrone von Raguhn, wahrlich nichts Leichtes!

So ging es zwei und einen halben Tag gemächlich hin. Dann aber, am Dienstag nachmittag, dann wurde es wirklich bitterer Ernst; denn nun galt es, den Königsschuß zu tun. Die schicksalschwangere Frage: „Wer wird König werden?" lag auf aller Lippen. Wer wird das kommende Jahr das Zepter der Herrschaft in Raguhn schwingen? Mich berührte diese Frage weniger. Gern hätte ich die Raguhner Königskrone hingegeben für Kämpes allgewaltigen Dirigentenstab.

Von allerlei Wundern draußen und daheim.

Wie ich durch das goldene Himmelstor sah. — Lebendiges Spielzeug. — Die Wunder von Cöln. — „Da kommt ein Esel!" — Ich sehe Ewigkeiten stürzen und neues Werden. — Beim Kesselklopfen. — Hinab zu den Wundern im Brunnen! — Bei meinem lieben, treuen Vater.

In den großen Ferien 1885 fuhren wir über Cöln nach Aachen zur Kur. Diese Reise muß starken Eindruck auf mich gemacht haben, denn ich habe viele Bilder von ihr noch scharf im Gedächtnis. Da sehe ich mich noch im Zuge sitzen auf

dem Bahnhof zu Magdeburg. Ich blickte aus dem Fenster. Leuchtendes Abendgold, so schön, wie ich es noch nie beobachtet hatte, flammte am Himmel. Und eine mit Bäumen besetzte Landstraße zog scheinbar geradenwegs hinein in den flammenden Purpurglanz. Ich sah es: hier vorn waren die Bäume noch groß, waren als solche erkennbar; dann wurden sie kleiner und kleiner und waren schließlich nur noch winzige, verschwimmende Punkte. Es war mir, als laufe da eine lange Kette, hier mir noch erfaßbar, weit hinein in den brennenden Abendhimmel, als laufe die Kette von mir hin zum lieben Gott, hin zu seiner hehren Herrlichkeit. Heilig ernst wurde mir zu Sinn. Stumm, staunend, mit gefalteten Händen starrte ich in die schöne Erscheinung hinein. Und in mir und durch mich flossen seltsam verworrene, seltsam unverstandene Empfindungen, wohl auch Gedanken. Mir war, als blicke der liebe Gott, von dem mir Mama ja so oft erzählt hatte, von dort her in mich hinein, heilig ernst und schön; und doch war mir auch, als sähe ich in mich selbst hinein, in mein Inneres, und als sei es da ebenso licht und schön und rein wie dort draußen am flammenden Abendhimmel. Wie gebannt starrte ich immerfort und wußte und fühlte nicht klar, was ich da sah. Fast mit Gewalt mußte ich mich von dem goldenen Gleißen losreißen, als man mich wieder ins Gespräch zog. Seltsame Minuten waren das.

Dann wieder war es am Morgen des folgenden Tages. Die ganze Nacht über hatte der Zug gepoltert und geschüttelt. Ich war wohl erwacht und blickte aus dem Fenster des Abteils. Da — wieder ein Wunder! Vor unsern Fenstern senkte sich der Boden tief zu Tal, und dort unten hockten — wie deutlich ich das sah! — niedliche weiße Häuschen. Wie Spielzeug, so nett sah es aus, und ich hätte die ganze Herrlichkeit am liebsten

gleich in die Schachtel packen und mitnehmen mögen. Vor den Häuschen standen Bäume und neben ihnen, das war das sonderbarste, trippelten richtige, lebendige Frauen herum und hingen Wäsche auf: es grüßte zu nett und freundlich zu mir herauf. Ich konnte mich kaum von dem lieblichen Anblick trennen.

Dann aber erst in Cöln! Da gab es Wunder über Wunder zu bestaunen. Da standen wir am Rhein, am herrlichen, mächtigen, deutschen Rhein. Papa hatte mir längst erzählt, wie prächtig und wie groß er war. Erwartungsvoll trat ich darum zu ihm hin. Zunächst imponierte mir die breite Wasserfläche auch; dann aber kam die Kritik in mir zu Worte. Ich verglich den Rhein mit der Mulde bei Raguhn, die doch auch ein mächtiger und prächtiger Strom war. Bedächtig maß ich den Strom mit den Blicken. Nun ja, ganz hübsch breit war ja wohl der Rhein, aber — überlegte ich es mir recht —, die Mulde war auch ganz hübsch breit. Und wenn man so auf der Mühlbrücke in Raguhn stand und sah die Mulde hinunter, dann war — wenn das da auch der herrliche, prächtige, deutsche Rhein war —, die Mulde wohl doch noch breiter als der Rhein. Wieder maß ich die Wasserfläche vor mir, und etwas wie Mitleid mit dem deutschen Rhein wollte mich fassen; denn jetzt wußte ich ganz genau, daß der Rhein doch nicht so prächtig und so herrlich und groß war als die Mulde.

Aber ich ließ den Rhein diese meine Geringschätzung nicht merken, zeigte sie nicht. Im Gegenteil! Ich tat bewundernd. Während ich nun aber so stand, sah ich, daß plötzlich die große, mächtige Rheinbrücke sich auftat, auseinanderging. Sie teilte sich in zwei Hälften. Kaum traute ich meinen Augen, denn es war ja fast unglaublich, daß man diese lange Brücke auseinandernehmen konnte wie ein Spielzeug. Doch es war

Wirklichkeit, ich sah es genau. Und in mir stieg etwas auf wie Bewunderung, Bewunderung vor den Cölnern. Die Mühlbrücke in Raguhn war auch hübsch groß, aber weder Reifegerste noch Hahnemann konnten diese Brücke auseinandernehmen und selbst Schutzmann Engel nicht; und ihm traute ich doch alles zu. Die Cölner vermochten das.

Doch jetzt — schon wieder ein Wunder! Schiffe kamen. Ein Dampfer rauschte vorbei und schleppte gleich eine ganze Reihe von Schiffen hinter sich her. Und dann — und dann dicht vor der Brücke klappte das Schiff einfach seinen Schornstein herunter, als sei das ein Garnichts und kroch lustig unter der Brücke durch, gerade wie wenn Molli seinen Schwanz runterklappt und unter Mamas Fußbank durchkriecht; genau so. Ich mußte lachen, es sah gar zu drollig lustig aus.

Doch kaum hatte ich Zeit, all die Wunder richtig zu bestaunen. Schon wieder hörte ich Mamas Stimme sagen: „Fix, gucke mal! Da kommt ein Esel." Ich fuhr herum. Richtig, da trabte ein Esel, ein richtiger, einer ohne Räder, an uns vorüber und zog einen Wagen hinter sich her. — „Esel! — Du alter Esel!" schrie ich ihn voll Begeisterung an, ich hatte ja einen richtigen Esel noch nie geschimpft. Doch der Esel schien daran gewöhnt zu sein; denn er kümmerte sich gar nicht weiter um mich, trabte vorbei und ließ mich unbeachtet stehen. Zu gern wäre ich zu ihm gelaufen und hätte ihm ziehen helfen an seinen langen Eselsohren, die weit nach rechts und links abstanden; aber Mama ließ mich nicht fort.

Den Rhein in all seiner Pracht und Herrlichkeit hatte ich noch belächeln können; die Brücke, all die Dampfer hatten mir bereits imponiert; aber der Esel, der Esel von Cöln hatte mich besiegt: so schöne große Esel wie in Cöln gab es in Raguhn nicht.

Ebenso lustig und ebenso herrlich war es dann auch in Aachen. Und als ich nach sechs Wochen wieder heimkam, da konnte ich erzählen wie ein Buch, noch schöner als das.

* * *

Als wir von Aachen zurückkamen, hatte sich daheim so manches geändert. Mein Vater hatte das Nachbargrundstück erworben, um die Fabrik erweitern zu können, und mit dem Niederreißen und Neubauen war bereits begonnen. Da sah ich Mauern stürzen, die — für mein Empfinden wenigstens — für die ganze Ewigkeit gebaut schienen. Da sah ich Bäume sinken, die, so hatte es mir geschienen, von Urzeiten her hier standen. Und ein Stück meines Ich sank mit Mauern und Bäumen dahin. Wehmütig empfand ich das. Die hohe Mauer des Kohlenschuppens wurde umgelegt. Hier konnte ich nun nicht mehr schurren. Und das war doch so lustig gewesen! — Unter dem Nußbaum wurden einige Bosketts und damit auch der Kalikandusstrauch weggenommen. Hier konnte ich nun nicht mehr in gewohnter Art Zigarren einkaufen. Das war alles, alles aus!

Stumm, halb unbewußt, erkannte ich die tiefe Tragik des Vergehens. Doch auch das Werden sah ich vor mir. Mauern, Häuser sah ich unter meinen Blicken neu aus dem Boden wachsen. Treppen entstanden. Und nach Feierabend kletterte ich auf ihnen mit dem Vater in den Neubauten herum. Der Vater hielt die Bauzeichnung in der Hand und maß und rechnete; ich stand wichtig und ernst neben ihm und nickte zu seinen Notizen. Die Baukommission mochte ruhig schlafen; tüchtige, verständige Leute kontrollierten den Bau. Und dann kam der neue Dampfkessel, ein riesiges, eisernes

Ding, und wurde gelegt im neuen Kesselhause. Darauf wurde der alte geklopft, das heißt, vom Kesselstein befreit. Und auch ich kroch mit dem Vater durchs „Mannloch" in das Innere des Kessels, und wollte Kesselklopfen helfen; doch schon nach wenigen Minuten mußte man mich wieder hinausziehen, denn die Ohren schmerzten mir zum Zerspringen. Das fürchterliche Klopfen hatte mich fast taub gemacht.

Und endlich, als schon fast alles wieder fix und fertig war, durfte ich dem Vater in den Fabrikbrunnen folgen. Das war ein Ereignis erster Ordnung für mich. Schon seit frühester Kindheit war es mir ein schweres Geheimnis, ein banges Rätsel gewesen, was wohl da unten im Fabrikbrunnen sein, wie es dort aussehen mochte. Nun durfte ich selbst hinuntersteigen und das Rätsel lösen helfen.

Eine lange Leiter stand im Brunnen. Auf ihr stiegen wir langsam, Sprosse um Sprosse, in die dunkle Erde hinab, und des Vaters starke Arme waren immerfort schützend und haltend um mich her. Ich zitterte vor Furcht; doch die Wißbegier ließ mich nicht haltmachen. Tiefer und tiefer ging es in den schaurigen Riesenbauch der unbekannten Erde hinein. Ob dort unten wohl glühende Lava floß? Glutende Flammen schlugen? — Ob es dort in Eis und Nacht starrte? — Ob dort wohl grausige Ungeheuer auf Menschenleiber lauerten: Drachen? Schlangen? — Dunkler wurde es, immer kühler. Kaum noch empfand ich die Leitersprossen unter Händen und Füßen, kaum noch empfand ich mich selbst. Mir war, als könnte ich nicht mehr genügende Luft finden für die Lungen, eine grausige Beklemmung hatte meinen ganzen Körper gepackt. Doch immerfort hörte ich ja des Vaters ruhige, ernste Stimme hinter mir, und sie gab mir Mut, es war, als lebte ich einzig nur von dieser Stimme, als müßte ich vergehen, wenn sie verstummte. Da, unerwartet —

mein Fuß trat auf etwas Festes. Ich stand wieder, stand sicher. Wir waren auf der halbkreisförmigen Plattform unten im Brunnen angelangt, auf der die Dampfpumpe ruhte. Wohl zitterte ich noch heftig; doch wie eine Erlösung begann es mich zu durchfluten, eine merkwürdige, große Ruhe fühlte ich in mich hineinrieseln, wie ich es noch nie zuvor empfunden hatte. Immer noch hörte ich des Vaters erklärende Stimme mich sorglich liebevoll umflügeln mit herzlichem Wohlklang, und ich fühlte mich plötzlich sicher, geborgen und froh hier unten. Ich wagte es, mich vorsichtig umzuschauen. Keine glühende Lava sah ich und keine greulichen Ungetüme. Auch hier unten schien alles natürlich und erklärlich zu sein; keine Rätsel und unlöslichen Geheimnisse schienen hier zu warten. Mutiger sah ich nach oben. Dort blickte fern, winzig der Tag herein, das Leben, die Welt. Mir war, als ginge mich das jetzt nichts mehr an, als sei ich längst von dort weg, als sei das belanglos geworden für mich. Mir war, als sei ich längst gestorben und blicke aus einer andern, fernen Welt hinüber in die Welt, wo die Menschen sind. Da fühlte ich eine heiße, eine schwärmerisch heiße Liebe zum Vater in mir auflohen, die durchflutete mich wie mit glühender Flamme und schmolz ihn und mich zusammen zu einem einzigen Wesen, zu einer Einheit. Ich empfand in unnatürlicher Klarheit, wie lieb ich den Vater hatte, daß er, sein ganzes Sein, sein Sehnen und Wollen immer nur mir und meinem Glücklichwerden diente, daß der Vater und ich nicht mehr zu trennen waren in Freud und Leid. Und ich fühlte wonnig erschauernd, wenn jetzt der gierige Bauch der Riesenerde gekommen wäre und hätte uns verschluckt, hin ins Nichts, gern wäre ich gegangen. Ich war ja beim Vater, bei meinem lieben, treuen Vater.

Anna, Molli und die Miez.

Anna als Mädchen für alles. — Wie Anna mich verzieht und erzieht. — Molli und die Miez. — Molli und ich. — Wie man mir den Hochmutsteufel beibrachte.

Anna, unser langjähriges Dienstmädchen, hat eine recht bedeutende Rolle in meinen Jugendjahren gespielt. Sie war meine Gönnerin und Beschützerin in kleinen und großen Leiden. Bereits in ihrem zwölften Lebensjahre kam Anna in unsere Familie als Lisbeths Kindermädchen. Allmählich erlernte sie das Kochen und Wirtschaften unter der Anleitung meiner Mutter und wuchs so ganz unmerklich in die Familie hinein, wurde fast ein Kind derselben. Musbrot und Schelte, gerecht und gleichmäßig verteilte sie meine Mutter unter uns Kinder und Anna. Im Familiensonnenschein und Familienregen wurde Anna „Unsere Anna" und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie war eine sonnige, glückliche Natur. Schlimme Laune kannte sie wohl gar nicht. Immer war sie heiter, frisch und zufrieden. Schelte traf sie nur momentan. Sie schüttelte sich, und alles Leid war entschwunden. Den ganzen Tag über schmetterte ihre helle, frische Stimme aus der Küche, aus dem Hof, aus dem Garten. Immer wußte man, wo Anna war.

Rasch und leicht konnte ich mich, hatte Herzeleid mich getroffen, zu ihr retten und war dann wieder froh. Brach ein Streit aus unter uns Kindern, gab es gar ein Weinen, so trat Anna nicht selten schlichtend oder strafend auf, und ich, der Ernst, war dann niemals der schuldige Teil in ihren Augen. Sie verwöhnte und verteidigte mich gegen jeden und unter allen Umständen. O, Anna war eine streitbare Schützerin!

Doch Anna verzog mich nicht nur, sie erzog mich auch. Mancherlei kleine Handgriffe hat sie mich gelehrt. Wir fütter-

ten zusammen die Schweine, schlichteten gemeinsam die Streitigkeiten zwischen Molli und der Miez. Ich half ihr beim Gänsenudelmachen und beim Schotenkernen, beim Gießen und Jäten des Gartens. Lange Stunden des Tages war ich um sie beschäftigt.

Wohl nie war sie unfreundlich oder kurz zu mir. Einmal doch mußte sie mich schelten. Das kam so. Auch beim Bleichen der Weißwäsche hatte ich Anna oft geholfen. Wenn die weißen Laken auf dem kurzgeschnittenen Rasen um den Springbrunnen herum ausgebreitet waren, dann hatte meine kleine Gießkanne eifrig auf das blendende Linnen herniedergeregnet; und Anna hatte meine Arbeit stets gelobt. Auch Molli verjagen hatte ich geholfen, denn der wäre gar zu gern immer auf die weiße Wäsche getappt. Eines Tages breitete nun Anna Betten zum Sonnen aus, wo sonst die Wäsche gelegen hatte. Ich half ihr natürlich wie immer. Als nun aber Anna mit der zweiten Last Betten in den Garten trat, sie stand noch auf der Terrasse ganz vorn — hui, die Schelte! Ich war schon fleißig damit beschäftigt, die Betten zu gießen, wie ich ja auch die Wäsche gegossen hatte. Rasch flog die Gießkanne zu Boden, und schon verschwand ich spurlos hinter den Sträuchern des Grasgartens. Anna grollte noch immer über den dummen Jungen, als ich bereits mit Molli ein neues Spiel begonnen hatte.

Auch Molli und Miez waren treue, anhängliche Glieder der Familie.

Vielleicht schüttelt mancher verächtlich den Kopf und denkt: Es sind ja bloß Tiere! — Gewiß sind es Tiere. Aber was für welche! — Und mit gleichem Recht könnte ich dem unfreundlichen Kritiker antworten: Und du bist ja bloß ein Mensch! — Denn wer unsere Miez und unsern Molli kennt, der wird wissen, daß Mensch und Tier recht viel Gleiches haben,

daß außerdem in einem der Mensch, im andern das Tier intelligenter ist. Freilich, Molli konnte nicht sprechen. Aber er konnte bellen! Und ich konnte ihm das nie vollendet nachmachen. Freilich: Molli konnte nicht lange und rasch auf zwei Beinen laufen; aber wer läuft, wie er, lange auf vieren? Wer läuft so schnell wie er? — Wohl konnte weder Molli noch Miez „Lott' ist tot!" auf dem Klavier klimpern mit einem Finger wie ich; aber wer kann den Kopf an die Erde halten und herausschnuppern, wer da vor zwei Minuten vorüberging? Kann das ein Mensch? — Niemand kann all das! Und so bleibe ich denn dabei: Molli und Miez leisteten Bedeutendes, den Menschen Ebenbürtiges.

Dem Molli Hochmut zu bezeigen, wäre somit töricht und ungerecht gewesen. Doch ich tat das auch nicht. Hätte gar nicht dazu kommen können. Denn Molli hatte so viel Kameradschaftliches in seinem Wesen, so viel Kordialität, daß ein Konkurrenzgefühl gar nicht aufkommen konnte. Wir waren echte, rechte Freunde, teilten alles miteinander. Gab es zu sprechen: ich sprach mit für ihn. Gab es zu schnuppern: er schnupperte mit für mich. Und galt es zu essen: wieder teilten wir gemeinschaftlich. Ich nahm das Fleisch und er bekam die Knochen. Jeder weniger selbstlose Freund hätte da gemurrt. Mein Molli murrte nicht. Er dachte nur: der arme Ernst kann die Knochen mit seinen erbärmlichen Menschenzähnen nicht beißen. Gut, ich beiße für ihn. Hatte ich eine große Freude, so schrie ich sie meinem Molli zu, und lustig und übertoll sprang er mit mir herum und freute sich für mich. Bekam ich Haue, weil wir beim Tollen einen Blumentopf umgerissen hatten, treulich teilte ich ihm die Hälfte aus: immer, immer wurde geteilt.

So war es gewesen, ehe ich in die Schule ging. Als ich

nun aber ABC-Schütze wurde, überkam auch mich der Hochmutsteufel, der ja in der Schule so boshaft heimlich den jungen Menschlein eingeimpft wird. Sie lehrten mich „Rauf, runter, rauf" schreiben, und „Einmal eins ist eins" rechnen, und sie brachten mir so ganz hinterlistig den Gedanken bei, daß ein Mensch mehr könne als ein Tier. Sie begannen in mir Feindschaft zu stiften zwischen Mensch und Tier. Sie vernichteten in mir allmählich den Paradieseszustand, der keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Gottesgeschöpfen kennt. Ich wurde, wie die Menschen so schön heuchlerisch sagen: sehend.

Und nun sah ich wirklich, daß mein Freund Molli — wie sage ich gleich — nun, doch noch um etwas geringer war als ich. Wenn man mich beispielsweise fragte: „Ernst Haun! Was liegt an der Mulde?" schoß ich empor wie ein Stehauf und schnurrte herunter: „An der Mulde liegt Dessau, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogtums Anhalt!" — Und ich wußte, daß das richtig war. Wenn ich nun aber Molli gefragt hätte: „Mollichen! Was liegt 'n an der Mulde?" — Er hätte mich schwanzwedelnd verschmitzt angeblickt und dabei gedacht: „An der Mulde? Nu, was soll 'n an der Mulde groß liegen: große, runde Kieselsteine zum Apportieren!" — Und auch er hatte dann recht. Aber die Haupt- und Residenzstadt Dessau war doch noch ganz was anderes und wichtigeres als Molli seine Kieselsteine, das wußte ich. Molli war eben nur — nur ein Hund!

IV. Allmähliche Erblindung.

Die Besuche bei der Weisen Frau.

Was die Weise Frau alles konnte. — Heimlich und verschwiegen durch Schnee und Eis. — Wie die Weise Frau zauberte. — Böses Gewissen. — Vom Begriff „Blindheit". — Schämen der Augen wegen. — Die Wirkung des Zaubers.

Inzwischen muß mein Sehvermögen immer mehr geschwunden sein. Ich selbst empfand das allerdings nicht, denn es kam ganz langsam und darum unmerklich; aber den Eltern fiel es wohl auf. Auch das rechte Auge erblindete allmählich, und kein Arzt wußte Hilfe. Da versuchte man denn das Letzte, das vielleicht Unsinnigste: man ging mit mir zur „Weisen Frau". Meine Eltern taten, was der Ertrinkende tut, der nach dem schwachen Strohhalm greift. Da wurde denn „die weise Frau von Turland", einem Dorfe bei Raguhn, konsultiert. Ein nicht unbedeutender Ruf ging ihr voraus. Die Raguhner erzählten, sie triebe böse Geister, die sich im sündlichen Gehäuse des Körpers als Krankheit eingenistet hatten, aus.

Sie heilete desgleichen eine jede Uhr, „so nich jung wie den Harrn Baster seine Gerchuhr". Zu diesem Behufe kratzte sie die Uhr aus mit der Fedderkiele: „un alleweile junk se. Wenn nu aber der Sieher von de janz busonersch hartnäckige Sorte war, denne junk er eben niche. Denne kreiete s'en bei'n Vullmonde hinner de Scheine un busprach 'n: un nu junk e' aber uff'n Bunkt mit'n Harrn Baster seine Gerchuhr." Das wußten die Raguhner! — Zu ihr sollte nun auch ich gehen.

Es war an einem dämmerigen Winternachmittag, ich muß sieben Jahre alt gewesen sein. Mama hatte mir ganz heimlich verstohlen anvertraut, heute sollte ich zum erstenmal nach Turland zur „Weisen Frau" gehen. Die sollte mich von der Blindheit heilen; Blindheit sei doch etwas so Schreckliches. Vierhändig waren Mama und Anna um mich bemüht, die Schwestern waren wohl in der Schule, sie erfuhren nichts von alledem. Warm wurde ich angezogen, so warm als nur möglich. Ganze Berge von Broten wurden mir in die Taschen gesteckt, so daß ich aussah wie der Knecht Ruprecht. Mama brachte Bratäpfel herzu, und Anna eine Tüte Bonbons, die sie für ihr eigenes Geld gekauft hatte.

Schon an der rührenden Sorgfalt und Liebe hätte ich merken müssen, daß etwas Besonderes mit mir vorgehen müsse. Und ich dachte: Blindheit müsse doch etwas sehr Schlimmes sein, daß man sich so um mich ängstigte und sorgte.

Die Frau Christeln kam, mich zu holen, und bei Mamas letzter Umarmung fühlte ich, wie sie zitterte. An der Hand der Christeln ging ich hinaus. Wir nahmen nicht den üblichen Weg durch die Straßen der Stadt, sondern schlüpften hinten herum, durch den Garten. Alles das war so heimlich und verschwiegen, daß ich merkte, wir täten etwas, was man nicht gern erzählt, dessen man sich schämen muß.

Zwischen tief verschneiten Feldern hin stapften wir unsern Weg, und das Ausnahmsweise berührte mich tief. Auch als wir nach Turland kamen, benutzten wir nicht die Dorfstraße, sondern gingen außen herum, damit uns niemand sehen konnte. Durch einen Garten, durch eine Scheune traten wir. Alles einsam und verstohlen. Aus einem Stall sah ein Mann heraus, stumm wie ein Geist. Und wir traten in ein niedriges Bauernhaus.

In der Stube dieses Hauses saßen mehrere Frauen und luden uns freundlich zum Sitzen ein. Im Ofen surrte der Kaffeetopf und auf der Bank davor saß ein großer Kater und schnurrte dazu. Eine alte Bauersfrau holte Kaffee und mächtige Stücke Kuchen, und wir mußten essen und trinken, bis wir wieder warm waren. Die alte Frau und die Christeln erzählten allerlei Geschichten, und es war sehr schön bei den Leuten.

Als es Abend geworden war, mußte ich nun mit der alten Frau hinter die Scheune gehen, und ich merkte sofort, daß es nun erst richtig losgehen sollte, aber Angst hatte ich nicht. Ich mußte mich an die Scheune stellen, so, daß mir der Mond gerade in das Gesicht fiel. Die alte Frau stellte sich neben mich und fuchtelte mir nun mit den gespreizten Fingern der Hand immerzu vor den Augen rum. Das war, als ob ein Gitter vor den Augen hin und her huschte. Zwischen den Fingern durch fiel mir der Mondschein so hell in die Augen, daß sie mir fast wehtaten. Dazu brummelte die Frau allerlei komische Zaubersprüche, die ich nicht verstehen konnte, und ich wußte nun ganz genau, daß das eine Hexe war.

Wie lange das gedauert hat, weiß ich nicht. Schließlich gingen wir wieder zur Christeln in die warme Stube. Und die Zauberin — sie sah aber gar nicht so aus! — gab mir nochmal Kuchen. Nachher gingen wir weg.

Als wir beim Heimgehen dann wieder durch die Felder stapften, war mir ganz gruselig. Die Bäume sahen aus wie lauter tote Gerippe mit langen Armen. Und der Mond glänzte so hell, daß ich ihn gar nicht mehr ansehen konnte. Ich hatte Angst vor ihm bekommen.

Es blieb auch nicht bei diesem einen Besuche in Turland. Am folgenden Tage ging es mir sonderbar. Es war mir,

als hätte ich ein schlechtes Gewissen, als hätte ich etwas Böses, etwas Unerlaubtes getan. Wenn mich die Leute auf dem Schulgange freundlich grüßten, glaubte ich schon, sie müßten mich fragen: „Nun, Ernst, was hast du denn gestern gemacht?" Und fragten sie nicht so, dann glaubte ich zu bemerken, daß sie mir mit ganz sonderbaren Augen nachsahen. Als aber Tage vergingen, und mich niemand fragte, und nichts Absonderliches geschah, da wurde ich wieder ruhiger und unbefangener.

Doch in mir waren neue Gedankengänge und Vorstellungen erwacht, und sie beschäftigten mich quälend und zwangvoll. Der Begriff „Blindheit", „Blindsein" war in meine Seele getreten. Längst wußte ich, daß es blinde Menschen und Tiere gibt. Ich wußte, daß die dann eben nicht sehen konnten. Doch was ging das mich an? Gar nichts! Ich sah ja. Mir fiel ein, daß damals Anna mein blindes Auge entdeckt hatte, daß die Aerzte die Köpfe geschüttelt hatten, daß die Eltern sehr bekümmert gewesen waren, daß Papa so still dabei gesessen, daß Mama so geweint hatte. Doch das alles hatte mich nicht tiefer berührt. Ich sah ja, bemerkte keine Abnormität an mir. Nun brachte ich all dies in Beziehung mit den Gängen nach Turland, die waren doch auch nur meiner Augen wegen. Und diese Gänge wurden heimlich gemacht. Man sprach nicht davon. Mußte es sich da also nicht um etwas Schlechtes, Böses handeln? Um etwas, was man nicht sagt, weil man sich dessen schämt?

Und plötzlich wußte ich: ich mußte mich meiner Augen wegen schämen, ich war mit etwas Schlechtem behaftet. Ich wußte nicht klar womit, hätte darum gern jemand befragt. Vielleicht den Vater. Aber auch der Vater sprach nie von diesen heimlichen Gängen, auch er mußte sich also um meinetwillen schämen. Wie konnte ich ihn fragen? — So schwieg

ich denn. Und die peinigenden Gedanken blieben in mir ungelöst und unerlöst.

Aeußerlich hat man mir von diesen inneren Nöten wohl nichts angemerkt, sonst hätte man mich doch aufgeklärt. Ich zeigte mich so frisch und froh wie immer.

Diese heimlichen Gänge nach Turland sind, glaube ich, ziemlich lange fortgesetzt worden, wohl aber nicht bis in den Frühling hinein. Wenigstens entsinne ich mich nicht, auch bei warmem Wetter hinter der Scheune in Turland gestanden zu haben.

Meine Mutter behauptete später, durch diese Behandlung seien meine Augen, die in letzter Zeit stets so unruhig gezuckt hätten, wieder ruhiger geworden. Ob das richtig ist oder nicht, das kann jetzt nicht mehr entschieden werden. Niemand hat von diesen verstohlenen Wegen erfahren außer den Eltern, der Christeln und Anna.

Heiße Seelennöte.

Wie ich die Kurzsichtigkeit zuerst empfand. — Meine Gereiztheit nimmt zu. — Meine innere Not. — Mein Kampf gegen das Verhängnis Blindwerden. — Das Haschen-Spiel. — Abrechnung. — Tiefe Traurigkeit. — Wie ich den lieben Gott suchte und fand. — Stille Feierstunde. — Blick in die Zukunft. — Mein Verhältnis zu den Kindern. — „Ein Blinder! Ein Blinder!" — Wie das Erblinden auf mein Gemüt wirkte. — Der Begriff Blindenanstalt. — Ein Hoffnungsstern.

Beim nächsten Osterfest, es war das neunte meines Lebens, fiel mir, glaube ich, mein Schlechtsehen zum erstenmal bewußt auf. Wir suchten da Veilchen. Die Schwestern und selbst der kleine Oskar fanden immerfort — und ich suchte eifrig und fand — wenig. Und in mir sagte es: an dir selbst, an deiner Bemühung liegt das nicht. Du siehst nur schlechter als sie. Und das schmerzte mich.

Da spielten wir Fangball. Und ich sah, daß die meisten andern Kinder hundertmal den Ball abfingen, ehe er zur Erde

fiel. Mein Ball fiel oft schon beim ersten Wurf. Und wieder schrie es in mir quälend: das liegt nicht an dir, das liegt an deinen Augen. Du siehst eben schlechter als sie. Du siehst den Ball nicht. Da beobachtete ich, daß die Kinder über etwas sprachen, sich über etwas amüsierten, was in weiter Ferne lag — und ich, ich sah das nicht.

Nicht erst vom Osterfest ab mochte das so geworden sein, denn mein Nichtsehen oder doch Schlechtsehen kam ja sehr allmählich, aber ich hatte das früher nicht beobachtet. Erst jetzt war ich wach geworden, erst jetzt beobachtete ich mich kritisch. Auch jetzt lachte ich mit den Kindern und tat, als sähe auch ich gut; aber mein Lachen klang in mir bitter nach. Ich sah ja nicht recht, und schlecht sehen war ja — das hatte ich bei den Gängen nach Turland bemerkt, — eine Schande!

Einmal in der Turnstunde war es. Wir sollten über eine Leine springen. Die andern Schüler sprangen darüber, ich darauf. Und die Mitschüler lachten. Ich lachte mit. Der Lehrer fragte: „Du siehst doch die Leine?" — „Ja!" antwortete ich fest. Ein „nein!" hätte ich nie herausbringen können. Ich schämte mich ja so, daß ich nicht einmal die Leine sehen konnte, die doch sogar die Kleinsten und Dümmsten sahen. So sprang ich ein zweites Mal. Wieder falsch. Alles lachte. Ich lachte mit. Doch in mir rief es schmerzvoll: „Du siehst eben die Leine nicht! Das ist es!" Und lachend mit den andern stellte ich mich auf meinen Platz in der Reihe. In mir aber weinte es schmerzzerrissen. Ich schämte mich ja so, daß ich nicht einmal die Leine sehen konnte.

Immer kritischer wurde ich zu mir selbst. Und immer häufiger bemerkte ich nun, oft an ganz belanglosen Nebensächlichkeiten, daß ich schlechter sah als die andern. Und ich empfand das als einen Makel, als eine Schande. Je peinigender

ich nun diesen Makel empfand, je mehr strebte ich danach, ihn zu verdecken, zu verheimlichen. Und weil ich Unrichtiges, Unwahres vortäuschte, wurde ich ein Lügner. Fröhlicher zeigte ich mich nach außen; ernster wurde ich innerlich. Niemandem wagte ich zu sprechen von meiner inneren Not.

Einmal sagte ein Junge, während wir spielten: „Fix, Ernst! Dort kommt dein Vater!" — Ich sah nach der angegebenen Richtung. Sah eine Person, die sich näherte, stürme auf sie zu mit ausgebreiteten Armen, und — wie ich vor dem Manne stehe, da war es nicht mein Vater, da war es — der betrunkene Laternenanzünder Kunert. — Ich starre entsetzt. Und hinter mir johlt belustigt über den schönen Spaß der Troß der Kinder. Grausam bitter schrillt mir das in die wehrlose Seele, und beschämt schleiche ich mich davon.

Häufiger und häufiger kam Aehnliches vor. Und ich war alledem gegenüber vollkommen machtlos und widerstandslos. Nur bitterer und zerrissener wurde meine Seele. Und ich weinte heimlich im stillen Garten oft und heiß. Nur Molli hat es gesehen. Sicherlich war nicht alles das Bosheit der Menschen, was ich dafür ansah. Meine Seele war zu empfindlich, war krankhaft weich geworden.

Doch um Pessimist zu werden, war ich noch zu jung. Die feste Erde war mir noch zu nah, der lachende Himmel mit der goldenen Sonne noch nicht weit genug. In mir regten sich Kräfte, die sich gegen diese weichlichen Empfindungen trotzig anstemmten. Ein gewisser Trotz, eine wilde Härte packte mich oft, wenn ich sah, daß sie mir überlegen waren. Ein Etwas in mir, was nicht ich war, und was ich nicht verstand, nahm hart und trotzig den Kampf auf gegen all die Widerwärtigkeiten, die mir von außen kamen. Ich stritt gegen das Verhängnis Blindwerden.

Durch all das häufte sich in mir ein Zündstoff an, eine gesteigerte Gereiztheit. In mir wogte eine wild hassende Lust, den Kampf mit den Widrigkeiten einmal persönlich, mit meinen Fäusten aufnehmen zu können. Und diese Widrigkeiten schienen mir allein die Kinder, meine Spielkameraden zu sein.

Wohl einige Wochen nach Ostern mag es gewesen sein. Die Bäume trugen schon dichtes Gelaube. Wir spielten auf dem Platz, der hinter der Kirche liegt, Haschen. Eine Menge Knaben waren es. Schon lange Zeit, ungewöhnlich lange Zeit war ich am Haschen, das heißt, ich hatte hinter den andern herzulaufen in der Absicht, einen der Mitspielenden abzuschlagen. Der Abgeschlagene war dann wieder seinerseits am Haschen. So jagte ich nun hinter den andern her. Jagte. Stürmte zäh und ausdauernd. Mir war heiß; ich war atemlos; aber ich gab den Kampf nicht auf: ich mußte jemanden abschlagen, das war mir Ehrensache. Doch allzu schwer schien es. Pfeilgeschwind schwirrten die Kinder um mich herum. Kaum hatte ich den einen ins Auge gefaßt, da war er auch schon wieder weg. Ich fühlte, wie schon so oft: du siehst nicht richtig wie die da! Und ein bitterer Trotz flammte wieder in mir auf. Stärker spannte ich alle Kräfte an. Ich erwischte keinen. Jetzt johlte der Haufe der Gespielen belustigt auf: ich hatte einen Baumstamm für einen Jungen gehalten, war auf ihn losgestürmt, hatte ihn abgeschlagen.

Eine peinigende Scham packte mich, eine wütende Verbitterung. Ich biß die Zähne zusammen. Ich strengte die äußerste Kraft an: ich mußte, mußte jemand abschlagen! Die erlittene Schlappe mußte wieder wettgemacht werden! Die Kinder empfanden wohl, daß es für mich kein leeres Spiel mehr war, daß es in mir kochte und schäumte. Das mochte sie nur umsomehr aufstacheln, mich zu reizen. Es wurde

bitterer Ernst für mich. Einer kam von hinten, kniff mich schadenfroh und war schon wieder weg, ehe ich ihn klar gesehen und erkannt hatte. Zornträne traten mir in die Augen. Ich konnte nicht mehr sprechen. Mit wüster, leidenschaftlicher Hast rannte ich zwischen den Bäumen hindurch meinen Peinigern nach. Plötzlich lief ich direkt gegen einen Baum. In meinem Kopfe wirbelte es. Ich griff nicht hin, was da denn wohl wäre. Ich raste, raste, mir selbst kaum bewußt, zwischen den Bäumen hindurch wie ein gehetztes Tier hinter ihnen, hinter denen da her. Ich war vielleicht halb ohne Besinnung. Da — etwas Furchtbares ereignet sich! — Von hinten kneift mich wieder hinterlistig ein Junge. In mir zuckt ein blitzhelles Licht auf; es leuchtet mir zu meiner Sühnearbeit, bis alles geschehen ist. Kaum habe ich das Kneifen gefühlt, da bin ich schon herum. Habe den Jungen gepackt. Schleudere ihn zur Erde, den großen Jungen, wie einen leichten Sack. Ich weiß nicht genau, wie alles im einzelnen war. Ich kniete auf ihm; ich schlug mit meinen eisenharten Fäusten auf ihm herum, wie auf etwas Totem. Ich weiß nicht genau, was alles war. Ich weiß nur, daß ich zum Schluß auf ihm stand und immerfort ihn zusammenstampfte.

Es hat dies alles vielleicht nicht lange gedauert. Ich weiß es nicht. Mir schien es eine Ewigkeit. Plötzlich erlosch das siegend helle Licht in meinem Kopf. Ich sah mich um, sah mich auf dem Plan, sah mich schweigend umstanden von zahllosen Kindern. Sie alle, die vielen starken Kinder, standen stumm, starr, halfen ihrem gemißhandelten Kameraden da unter meinen Füßen nicht. Nach den Augen machte ich nun auch die Fäuste auf. Ich sah sie lange und schweigend an und trat dann von meinem lebendigen Sockel herunter. Oder war es jetzt schon ein toter Sockel?

Müde und langsam schlich ich durch die Kirchgasse nach Hause. In mir waren keine Gedanken und Gefühle. In mir war es stumpf und dumpf wie tot.

Meine müden Beine transportierten meinen toten Körper durch das Torweg, die Bohlen entlang nach dem Garten. Dort trugen sie ihn von Weg zu Weg, von Rasenfleckchen zu Rasenfleckchen. Und die altvertrauten, lieben Kindheitsspielplätze, sie sahen mich nicht an; sie sahen weg; sie alle grüßten nicht, keines. Auch sie hatten mich verlassen. Ich war ganz, ganz allein!

Matt schlich ich mich hinter in den Grasgarten, wo der alte Apfelbaum stand. Dort, wo ich vollkommen ungesehen war, da warf ich mich ins Gras und weinte, weinte bitterlich; weinte, wie wohl noch nie in meinem Leben. Und niemand, niemand kam, mich zu trösten. Nicht einmal ein stiller, freundlicher Gedanke stahl sich in meine Seele. Ich war ganz verlassen von der Welt, ich war zum Sterben traurig. So weinte ich wohl lange, lange.

Endlich mag ich mich wohl umgedreht haben. Da sah ich über mir die Zweige des alten Apfelbaumes. Geruhsam, fast unmerklich bewegten sie sich hin und her im leichten Sommerwinde. Mir fiel ein, daß mich der alte Apfelbaum nie betrogen, nie gequält hatte. Mit dankbarem Blick sah ich zu ihm auf. Er, der alte Apfelbaum war gut, war mir treu, er war zuverlässig, ich fühlte es. Und eine stille Liebe zu ihm quoll in mir empor. Ich liebkoste ihn zärtlich mit den Blicken. Da bemerkte ich, daß zwischen dem schwarzgrünen Gelaube seiner Zweige ein lichtes, reines Himmelsfleckchen gerade auf mich zusah, mir gerade ins Gesicht. Wie oft schon hatte ich dieses lichte reine Blau in mich hineingetrunken, in mich hineingesehnt! Wie vertraut war es mir! Und wie gern senkte ich auch jetzt wieder meine kranken Augen in dieses

Meer von Ruhe und Reine! Wie deutlich fühlte ich, wie sehr das beruhigte, wie sehr das reinigte, wie sehr das gesunden machte! Und aus ferner, scheinbar endlos ferner Kindheit kamen mir Empfindungen und Erlebnisse zurück mit zwingender Intensität. Ich dachte daran, wie mir Mama erzählt hatte: dort oben in dem lichten Blau, dort wohnt der liebe Gott. Die Reinheit und Ruhe ist sein schönes Haus. Und der Gedanke blitzte auf in mir: ob man den lieben Gott wohl mit Augen sehen konnte. Kaum hatte ich den Gedanken ausgedacht, da stieg schon eine heftige Unwillenswelle in mir auf. Unsinn! So was fragt man nicht, so was denkt man nicht mal! Der liebe Gott ist zu heilig zum sehen! Und gedankenlos schwieg ich das heilige Blau an.

Wie kam es doch? Meine Hände hatten sich gefaltet, und meine Lippen bebten es zaghaft hervor: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!" Nein, das paßte nicht, paßte gar nicht! Anders mußte es klingen! Und ich begann wieder: „Vater unser, der du bist im Himmel!" Doch auch das paßte nicht. Und ich schwieg. Der Unwille da in mir hatte ja recht, ich wußte es selbst: das paßte gar nicht, ganz und gar nicht. Mein Mund plapperte nur, wie eine Maschine betete das. Und dort oben, weit dort draußen, da war der liebe Gott und hörte gewiß zu: nein, das paßte nicht! — Meine Hände glitten wieder auseinander. Mir war so müde. Ein anderes, ein passenderes Gebet — aber — konnte ich denn noch eins? Ich suchte, mir fiel keines ein.

Wehmütig blickte ich wieder hinauf ins schöne lichte Blau. Mir war so weh. So schön war es dort oben. Gern hätte ich wohl dort sein mögen. Dort gab es wohl keine Kinder, die einen quälten und peinigten. Ob ich denn auch einmal dort hinauf kommen würde? Nur die guten und artigen

Kinder kamen in den Himmel, das hatte mir Mama längst erzählt. Ob ich auch mal in den Himmel dort kommen mochte? Dorthin, wo es rein und heilig war?

Heißer, sehnsüchtiger senkten sich meine Blicke ins stille Blau hinein. Verlangender, flehender rang sich mein Blick in die lichte Höhe. Und wie ich so hinaufsehnte mit heißen, fiebernden Augen, da bemerkte ich in wachsender Wonnefreude, daß ich höher und immer höher hinaufsehen lernte, daß sich mein Sehen dehnte und weitete bis in unendlich hohe Weiten, bis in unendlich weite Höhen. Und das schwellende Glück meiner Seele brauste in mir auf wie ein wilder, heißgierender Bach, der alle Hindernisse, auch die größten, siegreich überwindet und ans Ziel, ans ersehnte Ziel gelangt mit unwiderstehlicher Kraft. Und schon wußte ich, daß ich hinaufsehen konnte bis in den Himmel. Bis in den Himmel!

Und da — ganz plötzlich — da war doch etwas? Da sah ich doch etwas? Wie sah es doch aus? Wie — ja wie die Luke vom Strohboden, wo Miez sich immer sonnte. Ja, ja, so sah es aus. Das konnte nur die Himmelsluke sein. Und aus dieser Luke guckte — wie deutlich ich das sah! — da guckte ein liebes, altes, freundliches Gesicht heraus gerade auf mich herunter. So freundlich, so lieb, so gut blickte das, wie ich noch keines je gesehen. Ich wußte sogleich: das konnte nur der liebe Gott sein. Und in mir war es so heilig wie in einer Kirche, groß und still und hehr. Und ich regte mich nicht. Ein Wundern ging durch mich hin, was denn nun wohl kommen mochte. Da schien mir plötzlich, als habe das gute, alte Gesicht da oben genickt. Und gleich nickte ich wieder, ein wenig, ein ganz klein wenig. Da nickte das Gesicht wieder und lächelte leise und gut. Da wußte ich, daß der liebe Gott gut zu mir war, und ich kriegte etwas Mut. Hinaufzusprechen

wagte ich nicht. Doch ich dachte, wenn du denkst, das hört der liebe Gott ja auch, dann kannst du ja mal denken: „Der liebe Gott muß aber ganz gut und ganz fromm und ganz lieb sein zu allen Menschen!" — Das Gesicht lächelte freundlich und machte keine Falten auf der Stirn. Da hob sich mein kleiner Mut: „Ich glaube, der liebe Gott ist ebenso gut und ebenso" — wie sollte ich denken? — „ebenso wie der Vater!" Das alte Gesicht lächelte jetzt ganz deutlich, und das war gerade, als wenn mir der Vater mit seiner großen, warmen Hand über das Haar strich. Das war ganz genau so. Ich dachte mutiger hinauf: „Der liebe Gott, der ist gerade wie der alte Schäfer auf dem Anger, so alt und gut und so —. Und der macht mir auch immer Brummer und Pfeifen. Ob mir der liebe Gott wohl auch Pfeifen und Brummer macht?"

Nein, das konnte ich von dem lieben Gott nicht denken; denn der liebe Gott kann doch den kleinen Jungen keine Pfeifen und so, machen. Ich schämte mich vor meinen eigenen Gedanken, und ich beobachtete den lieben Gott genau, was er da wohl für ein Gesicht machen würde, ob er wohl ärgerlich wurde. Aber nein! Er wurde gar nicht ärgerlich. Er lachte mich lustig an, und seine große Hornbrille wippte richtig auf der Nase. Das sah so drollig aus, daß ich beinahe laut losgelacht hätte. Doch das wurde immer lustiger mit dem lieben Gott. Ich hatte kein bißchen Angst mehr. Ich fragte gleich los:

„Ich möchte dich mal was fragen, lieber Gott. Du weißt doch alles. Wenn du nicht sprechen willst, brauchst du ja bloß zu nicken. Warum sind denn eigentlich die Kinder immer so schlecht zu mir? Ich habe ihnen doch gar nichts getan! — Ich will immer so gern mit ihnen spielen, und dann ärgern sie mich immer so! — Ich bin doch gar nicht buckelig wie

Müller-Paul. Und ich habe doch auch gar keine roten Haare wie Kramers Liese. — Und sie necken mich doch immer!"

Da wurde der liebe Gott ganz ernst und sagte: „Aber die artigen Kinder necken dich doch gar nicht. Das sind doch bloß die unartigen! Und sieh mal: du bist ja ebenso wie die Kinder! Du denkst doch auch, Müller-Paul ist schlechter als du, weil er buckelig ist und Liese auch, weil sie rote Haare hat. Das ist doch auch nicht fein artig von dir! Ich habe sie doch erst so gemacht!"

Der liebe Gott hatte wohl eigentlich recht. Ich war auch nicht immer nett mit Müller-Paul; ich wollte auch nicht immer mit ihm spielen, weil er buckelig war. — Das war ja auch eigentlich schlecht von mir, ich fühlte das.

„Warum hast du uns denn aber so schlecht gemacht? — Warum kann ich denn gar nicht richtig ordentlich sehen wie die andern? Oder lerne ich das noch?" Da machte der liebe Gott ein ganz erstauntes Gesicht, und ich merkte, daß ich was ganz Dummes gesagt hatte. Ich konnte ja gerade weiter sehen wie die ganzen Kinder, bis in den Himmel hinein zum lieben Gott. Das mußte doch hundertmal bis nach dem Bahnhof sein, und vielleicht immer noch ein bißchen weiter.

Gerade wollte ich noch etwas sagen zum lieben Gott, da rief Anna vorn an der Veranda, ich sollte doch zum Kaffee kommen. Das war zu dumm, denn der liebe Gott konnte noch allerlei sagen, ganz was Schönes noch. Aber ich nickte rasch hinauf: „Ich komme schon wieder!" und sprang auf. Ich lief vor. Mir waren die Beine so leicht wie ein hüpfender Gummiball. Ich brauchte gar nicht zu laufen; ich flog ordentlich.

So, oder doch so ähnlich war es unter dem großen Apfelbaum beim lieben Gott. Natürlich kann ich das Einzelne nicht so genau mehr wissen. Natürlich waren das alles mehr

dunkle Empfindungen als klar geformte Worte. Aber oft, hundertmal habe ich es mir zurückgerufen ins Gedächtnis, in die willige Phantasie, als ich schon weit, weit älter war: die hohe Himmelsluke im seligen Blau sah ich immer, immer wieder aufs neue.

Dieser Tag bildet einen Wendepunkt in meinem Leben; darum ist er mir auch so deutlich, so unauslöschlich im Gedächtnis verblieben. An diesem Tage trat ich aus der Welt der sehenden Menschen heraus. Noch trat ich nicht in die Welt der Blinden, aber ich näherte mich ihr unbewußt. Ich trat ein in die Welt, die meine eigene, große Welt werden sollte: in die Welt, die ich mir selbst erschuf, in die Welt meiner Phantasie. Noch nicht klar, erst ahnend, dumpf erkannte ich, daß ich hier in der Welt der eckigen Wirklichkeiten nicht mein eigenstes Reich haben würde. So erschuf sich in mir — ich weiß nicht, war es mein eigenstes Produkt? — eine neue, noch ganz enge, kleine Welt; eine Welt, in der ich mich nicht an den Bäumen stoßen, nicht in ein Loch stürzen konnte: die Welt meiner eigenen Gedanken und Empfindungen. Ein stilles, noch ganz winzig enges Glück war in mir erkeimt, das Bewußtsein nämlich: du hast dein eigen Haus! Du hast deinen eigenen Boden, auf dem du hausen magst im Frieden, aus dem dich niemand, niemand in der weiten Welt je verdrängen kann.

Nichts von diesem Innenleben zeigte ich äußerlich. Scheu und fast glücklich hütete ich es wie einen köstlichen Schatz. Niemand hat je davon erfahren. Auch daß ich den lieben Gott gesehen, mit ihm gesprochen hatte, das verriet ich nicht. Nur in stillen, träumenden Stunden dachte ich an den Apfelbaum, über dem ich den offenen Himmel gesehen hatte.

* * *

Das Verhältnis zwischen den Kindern und mir schien kaum geändert, wenigstens bemerkte nur der Eingeweihte einen Wandel. Den Jungen auf dem Plan hatte ich nicht totgeprügelt, nur einen Denkzettel hatte er bekommen; der mochte seinem Charakter wohl nützen. Wohl schienen wir alle wieder ein Herz und eine Seele, doch es schien nur so. Die Kinder hatten einen gewissen Respekt vor mir bekommen; sie versuchten nicht mehr, mich zu hänseln. Mein Sehen oder Nichtsehen und was mit ihm zusammenhing, wurde nicht mehr berührt.

So ging es mir denn besser; denn Belästigungen zeigten sich nicht mehr. Aber ich fühlte deutlich: man mied mich, man ging mir scheu aus dem Wege. Spielte ich allein, so mischte man sich nicht leicht darein; spielten sie, so rief man mich nicht heran, wenn ich vorüberging.

So fühlte ich mich denn einsam, fast ausgestoßen auf der Straße, und ich zog mich darum mehr und mehr in den Garten zurück, spielte mehr noch als früher mit Molli, ja selbst mit meinem kleinen Brüderchen Oskar, das doch kaum spielen konnte. Mit schmerzendem, brennendem Herzen sah und hörte ich ihren Spielen noch gern aus der Ferne zu, aber heran trat ich nicht; denn gewinnen konnte ich ja doch nicht. Ich sah ja nicht so gut wie sie.

Diese Zeitspanne meines Lebens scheint mir besonders ereignisarm und darum grau in grau. Nur eines Erlebnisses erinnere ich mich noch sehr deutlich. Wieder einmal stand ich traurig vor unserer Haustür und sah den Kindern beim Spielen zu. Da hieß es plötzlich: „Ein Blinder! Ein Blinder!" Und alles stob schreiend auseinander. Jeder suchte die schützende Haustür auf. Die Straße war leer. Ein blinder Bettler kam jetzt die Straße herunter. Er spielte Harmonika, während sein sehender Führer auf der anderen Seite der Straße ging, und

die Pfennige geschickt mit der Mütze auffing, die man ihm aus den Häusern zuwarf. Die Kinder standen in ihren Haustüren und spähten neugierig durch die Türspalten. Auf die Straße wagte sich jetzt niemand, denn man wußte, so ein Blinder, so ein Bettler kann hexen. Er kann einem eine Krankheit anhexen. Und er kann einem auch was aus der Tasche hexen. Er nimmt auch Kinder mit. Gerade an unserm Hause war es, da fiel dem blinden Manne die Mütze vom Kopfe. Mit tastenden Füßen suchte der blinde Mann am Boden, um sie wiederzufinden. Doch vergebens! Er fuhr immer nur um die Mütze herum. Er fand sie nicht. Kinder lachten in ihren halbgeöffneten Haustüren. Ich sah das ängstlich tastende Bemühen des Blinden, hörte das belustigte Lachen der Kinder, und heller Zorn stieg in mir auf. Einen Moment noch zögerte ich. Dann öffnete ich entschlossen die Türe und trat heraus, auf den Blinden zu. Ich nahm die Mütze auf und gab sie ihm in die Hand. Die Kinder lachten laut.

Da loderte es wild in mir auf. Ein heißer Trotz packte mich. Und fest ergriff ich den Arm des Blinden und führte ihn.

Der Bann war damit gebrochen. Furchtlos kamen jetzt die Kinder aus ihren Haustüren und zogen in johlendem Haufen hinter mir und dem Blinden her. Und „Die Blinden! Die Blinden!“ klang es höhnend hinter uns her. Messerscharf schnitten diese Rufe mir ins Ohr. Zum erstenmale war ich jetzt „ein Blinder“! Innerlich zitterte ich vor Zorn und Scham; aber äußerlich ging ich vollkommen ruhig und sicher und führte meinen Schützling. Als dann sein Führer zurückkam, ließ ich ihn frei und wandte mich mit energischem Ruck. Wohl zitterte mir noch das: „Die Blinden! Die Blinden!“ im Herzen. Aber es war jetzt etwas Ueberwundenes. Mit hocherhobenem Haupte, stolz wie ein König, ging ich heim. Der

Spott glitt an mir wirkungslos ab. Tief in mir wußte ich genau: du hast nichts Schlechtes getan; eher noch etwas Gutes. Ich ging wie auf schimmernden Bergeshöhen so stolz und frei.

„Die Blinden! Die Blinden!" so hatte es mir in bitterem Hohn ins Ohr geschrillt. Und: „Der Blinde! Der Blinde!" hallte es nun schmerzlich zitternd in mir fort. Ich fühlte es, erst jetzt hatte das Schicksal über mich entschieden. Bis jetzt war es erst ein scheues Geheimnis gewesen, ein grauer, banger Schemen. Im Munde der Kinder hatte er Gestalt gewonnen, war Wirklichkeit geworden: nun war ich ein Blinder! Bis jetzt war ich „kurzsichtig" gewesen, hatte schlecht sehen können: jetzt war ich blind; Der dunkle Vorhang war gefallen. Alles um mich her war nun verwandelt. Ich sah mich verachtet, verhöhnt, beschimpft als Blinder! Ich sah mich gleichgestellt mit Bettlern, mit dem, den ich gestern selbst noch verachtet, gemißachtet hatte, gleichgestellt mit dem Blinden! Von dem lachenden, sonnenfrohen Wege meiner Kindheit war ich plötzlich hinabgestürzt in ein tiefes, dunkles Loch, in eine fremde, dunkle Welt, die ich fast verachtete. Sie, meine Kameraden von gestern, sie waren da oben in der hellen Sonne, ich, ich stand hier unten im unbekannten Dunkel. O, unsäglich elend fühlte ich mich!

Einige Monate später kam ich in die Blindenanstalt. Diese Monate sind meiner Erinnerung ein einziger grauer Fleck ohne wechselvolle Schattierungen. Es ist, als ob ich, durch einen Keulenschlag betäubt, da hindurchgegangen bin. Der Körper ging hindurch. Die Seele weiß nichts davon, sie war tot. In diesem öden, traurigen Grau sehe ich aber mählich, mählich kleine lichte Punkte aufhuschen. Erst sind sie winzig klein, haben kaum Farbe. Dann aber treten sie immer häufiger auf, werden lichtvoller und größer. Immer

zahlreichere Lichtfunken glitzern aus dem öden Grau. Immer dichter drängen sie sich aneinander. Und schließlich fließen sie lichtreich zusammen und stehen mir im fahlen Grau als ein schöner, strahlender Stern, der mich lockend ansieht und ruft. Und der Stern heißt: „Blindenanstalt"!

Meinen Eltern mag diese innere Zerrissenheit meiner Seele aufgefallen sein. Denn sie erkundigten sich gerade in diesen Monaten doppelt eifrig nach Blindenanstalten, nach dem Bildungsgange, den ein Blinder gehen muß.

Zunächst wurde mir, glaube ich, nichts Näheres darüber gesagt. Ich entsinne mich nur, daß in mir plötzlich das Wort „Blindenanstalt" auftauchte; woher es kam, weiß ich nicht. Gewiß habe ich es aus dem Gespräch der Eltern errafft. Und an dies Wort klammerte sich mir eine seltsame Vorstellung. Ich nahm nämlich an, die Blindenanstalt sei ein Haus, in dem man das Sehen erlernen könne; ein Ort des Lichtes, ein Ort, der Glück und Friede bringt. Und heiß klammerte sich meine Hoffnung an dies Haus; heiß sehnte ich mich jetzt nach ihm. Ich wollte ja so gern wieder werden wie die andern Kinder, wollte so gern wieder mit ihnen spielen können wie einst. Mehr und mehr wurde in der Familie von Blindenanstalten gesprochen, und mit klopfendem Herzen lauschte ich solchen Gesprächen.

Sonderbarerweise enträtselte ich jedoch danach den wahren Charakter der Blindenanstalt nicht; ich verblieb in der vorgefaßten Vorstellung. Auch fragte ich die Eltern nie um Näheres. Ich weiß nicht, warum nicht. Vielleicht habe ich, mir unbewußt, gefürchtet, enttäuscht zu werden.

Inzwischen begann ein eifriges Vorbereiten: Schürzenmariechen kam und nähte mir neue Wäsche; Meister Klickermann maß neue Anzüge, Meister Büschel neue Stiefel an.

Täglich fast bekam ich neue Kleider, täglich fast war Weihnachten für mich. Aber dennoch fühlte ich mich nicht recht wohl. Mama war so lieb wie nie, und Papa war so still und nachdenklich. Oft strich er ganz plötzlich still und warm mir über das Haar und sagte nichts, gar nichts dazu, und ich fühlte ein großes Bedauern und eine große, starke Liebe in diesem stillen Streicheln seiner lieben Hand. Aus alledem und vielem andern erkannte ich, daß es doch wohl etwas Trauriges mit der Blindenanstalt sein mochte, und Freude und Trauer rangen unverstanden in mir.

Endlich wußte ich, daß ich in die Pommersche Blindenanstalt nach Stettin kommen sollte; denn der Direktor dieser Anstalt war entfernt verwandt mit meiner Mutter. Mit Heiterkeit — doch sie war erzwungen, das merkte ich, — erzählte der Vater, daß es in Stettin viele Dampfschiffe gebe, daß es dort Türken und Chinesen und selbst sogar Indianer gebe, und vieles andere ähnlicher Art. Doch so recht froh machte er mich dennoch nicht damit.

Mit Bangen und doch mit Freude sah ich der Blindenanstalt entgegen.

V. In der Blindenanstalt zu Stettin.

Der erste Tag. — Die erste Lese- und Schreibstunde.

Lustiger Rundgang durch die Anstalt. — Die Begriffe Sehender, Blinder, Zögling. — Abreise der Eltern. — Die Blindenschriftfibel. — Selige Hoffnungen. — Die Blindenschreibtafel. — Punktschriftpiekern. — Buchstabenschreiben. — Das Punktschriftlesen.

Am 6. August 1887 verließ ich Raguhn und fuhr mit den Eltern nach Stettin zur Blindenanstalt. Molli und die Miez weinten nicht, aber die Schwestern desto mehr, und Anna war ganz aufgelöst in Tränen.

Als wir in Stettin ankamen, waren unendlich viele Menschen auf dem Bahnhof. Und sofort wußte ich: du hast dich nicht getäuscht. Stettin ist eine große, mächtige Stadt, in der immerzu etwas los ist, in der es immerzu etwas zu sehen gibt. Gespannt überforschte ich das Menschengewühl mit den Augen. Doch so viel ich auch spähte, kein Indianer und kein Türke oder Chinese wollte sich blicken lassen. Ob sie gerade alle ausgegangen waren? Zum Nachdenken kam ich jedoch nicht. Denn Frau Direktor Neumann kam schon auf uns zu und begrüßte uns sehr herzlich, und Lenchen und Dora und Theo, die Kinder des Direktorpaares, waren auch da, und wir gingen gemeinsam — nach der Blindenanstalt. Lenchen führte mich. Sie war so lieb und freundlich wie eine Mutter, eine kleine natürlich; denn sie war nur etwa drei bis vier Jahre älter als ich. Immerfort sah ich aber zurück zu den Eltern, die mit Frau Neumann gingen. Ich hatte

fast Angst, daß sie uns verlieren könnten; denn in Stettin gab es sehr viel Menschen auf der Straße, so viele wie in Cöln.

Endlich waren wir weit draußen im Vorort bei der Blindenanstalt. Scheu und beklommen trat ich ein. Es war ja das Haus, wo man das Sehen lernen sollte. Scheu und beklommen saß ich dann in Direktor Neumanns Wohnung und lauschte stumm dem Gespräche der Erwachsenen. Da sagte endlich Frau Neumann: „Lauft hinaus, Kinder! Zeigt euerm neuen Spielkameraden die Anstalt. Lauft!"

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Dora und Theo nahmen mich an der Hand und wir sprangen hinaus auf den Hof. „Das hier ist der Knabenhof," erklärte Dora, „hier spielen die Zöglinge immer. Und hier in dem Haus wohnen sie." Ich besah mir den Hof. Er war schön groß, größer als unserer daheim. In seiner Mitte standen zwei dicke Bäume, die breiten Schatten gaben, und die sich — das sollte ich aber erst später erfahren — ausgezeichnet zum Stoßen eigneten. Hinten am Gartenzaun sprang ein Lord, den man hier Cäsar nannte, zornig bellend an seiner Kette.

Wir traten in den Garten. Auch ihn besah ich kritisch; aber er sagte mir gar nicht zu. Da gab es keine Rasenflächen zum Kullern, und keinen Springbrunnen zum Strietzen und auch keine Veranda; nicht einmal eine ordentliche Laube war zu entdecken. Nur Beete mit Gemüse gab es hier. Und Doras Lob des Gartens verstand ich nicht.

Wir waren am Ende des langen Weges. Dora hob eine Art Barriere hoch und wir traten auf einen neuen Weg.

„Hier dürfen die Blinden auch gehen," sagte sie und wies den Weg entlang.

„Dort im Garten nicht?" fragte ich.

„Nein! Da können sie doch was zertreten."

„Darf ich denn im Garten gehen?" fragte ich scheu. Denn ich war doch eigentlich auch ein Blinder.

Dora war erstaunt: „Du natürlich! Du bist doch kein Zögling!"

Immer noch war ich unklar. War ich nun in ihren Augen ein Blinder oder nicht?

Der Weg war sehr lang. Rechts wurde er von einem Geländer, einer Barriere, begrenzt, links von einer mächtigen, breiten Hecke. Bewundernd besah ich mir diese Hecke. Und ich ahnte, daß sich in ihr allerlei Wunder zeigen mochten. In einer so dichten Hecke mochten viel Indianer stecken, vielleicht auch Riesenschlangen oder gar Löwen. Stettin traute ich ja das Schönste zu.

„Da drinnen können wir spielen," sagte Dora.

„Aber jetzt nicht," fügte Theo hinzu, „weil wir jetzt unser gutes Zeug anhaben."

Das verstand ich sehr gut. — Bald traten wir auf eine Art Wiese, auf einen breiten Grasplatz hinaus, auf dem standen gewaltige, dicke Pappeln, die rauschten und brausten wie der Sturm.

„Aber das ist fein," konnte ich nur loben; denn solche großen, dicken Bäume gab es wohl in Raguhn nicht.

„Das ist der Turnplatz," erklärte Dora nun. „Hier spielen die Zöglinge. Aber wir auch," setzte sie hinzu. Und immer wieder wurde mir klar, daß Zöglinge und Blinde und Kinder Verschiedenes sein mußten. Aber was, das verstand ich nicht.

Theo lief voraus: „Komm mal nach unserer Karnickelbucht," schrie er eifrig.

Aber Dora schlüpfte nach der andern Seite und rief jetzt: „Nu-hu!"

Da wußte ich, daß ich sie suchen sollte. Denn so machten

es die Kinder in Raguhn auch. Rasch lief ich ihr nach. Sie hatte sich hinter einen von den großen Bäumen gestellt und kicherte immer. Ich rannte um den Baum herum. Sie rannte auch und war so immer an der andern Seite des Baumes; wir kamen nicht zusammen. So rannten wir immerfort um den mächtigen Baum herum, und ich hätte sie wohl nie erwischt, wenn sie nicht zuletzt zu sehr lachen mußte. Als ich sie aber hatte, faßten wir uns an, rannten lustig über den ganzen Turnplatz, bis an sein Ende. Er war mächtig lang.

„Nicht wahr, der ist lang?" fragte sie. Und ich mußte ihr zustimmen.

Theo aber rief immerzu nach uns. Wir sollten durchaus seinen Karnickelstall angucken. Dora aber wollte nicht. Wir überschritten einen schmalen Weg.

„Hier ist nun der Mädchengarten," sagte sie, „hier dürfen nur die blinden Mädchen her!"

„Die Jungens nicht?" fragte ich erstaunt.

„Nein! Bloß die Mädchen!"

„Warum denn?"

„Weil —" Sie wußte es wohl selbst nicht recht. „Das ist eben Anstaltsordnung."

„Was ist denn das: Anstaltsordnung?" wollte ich gern wissen. Aber sie wußte das nicht.

„Bei uns dürfen die Jungens und die Mädchen überall hin," erklärte ich ihr. „Dann darf ich wohl auch nicht hier her?"

Dora war wieder erstaunt. „Du bist doch kein Blinder!"

Es war wie ein Vorwurf; aber mich durchzuckte es froh: ich sollte also kein Blinder sein. Wie ein frohes Singen ging es durch mich hin: ich sollte ja kein Blinder sein! Dabei hörte ich immerfort, daß Theo um seinen Karnickelstall schrie.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen kamen wir wieder vor zum Hauptgebäude, in dem die Wohnung des Direktors, von nun ab also auch meine Wohnung, lag. Und ich hatte schon Freunde gewonnen in der Blindenanstalt.

Als die Eltern am dritten Tage wieder abreisten, war ich bereits ein wenig eingelebt. Doch mit Tränen im Auge sah ich ihnen nach. Ich war nun doch allein, ganz allein in der neuen Welt.

* * *

Am folgenden Tage nahm mich Herr Direktor Neumann sehr ernst und feierlich bei der Hand und führte mich hinauf in ein Klassenzimmer in die Lesestunde zu Herrn Prunk. Er stellte mich dem Lehrer vor, und man wies mir einen Platz am Tische an. Ich höre noch, wie er dabei sagte, und das sollte scherzend klingen:

„Ich bringe Ihnen hier noch so einen kleinen Mann, Herr Prunk, der will viel lernen. Versuchen Sie es mal mit ihm! Sie haben doch noch genug Rohrstöcke da, was?"

Das Klassenzimmer war klein, kaum größer als unsere blaue Stube daheim. In der Mitte stand eine lange Tafel, an der saßen rechts die Mädchen und links die Knaben. An der Wand stand ein großer, gelber Schrank. Andere Möbelstücke gab es nicht. Es war hier ganz anders als in der Raguhner Schule. Dort guckten alle Schüler, wenn jemand eintrat, wenn etwas besonderes geschah, und der Lehrer mußte immerfort „Ruhe!" rufen. Hier war es still. Die Schüler bewegten sich wenig, sie guckten nicht einmal, als ich kam. Alle sahen nur gerade aus. Nur ihre Hände bewegten sich, die rutschten auf großen, mächtigen Büchern her und hin, die sie vor sich auf dem Tische hatten. Mir war das alles neu und sonderbar, doch da hatte auch ich schon so ein großes

Buch vor mir liegen. Das war die Fibel. Und Herr Prunk nahm meinen linken Zeigefinger und führte ihn auf einen langen, senkrechten Strich, der erhaben aus dem Papier der Fibel herausgepreßt war. Er sagte mir dabei, das sei das „I". Ich bückte mich und wollte hingucken; doch er verbot das. Er sagte: „In der Blindenanstalt guckt man nur mit den Fingern, nicht mit den Augen!" So nahm ich denn noch den rechten Zeigefinger zu Hilfe und fühlte auf dem erhabenen Strich, der „I" sein sollte, herum. Und ich merkte sehr bald, daß das dasselbe I war, was man schon in Raguhn in der Schule hatte. Es war das große I der lateinischen Druckschrift.

Als dann Herr Prunk zu einem andern Jungen trat und dem etwas zeigte, da fühlte ich schnell ein bißchen nach rechts hin. Da fand ich wieder einen langen Strich, der hatte noch einen kleinen Nebenstrich unten rechts. Und sofort wußte ich: Das ist das L. Wie ein Blitz so hell durchzuckte mich das Erkennenkönnen. Und als sich Herr Prunk einmal zum Fenster wandte, da guckte ich rasch mit den Augen aufs Papier. Ich wollte doch gern wissen, wie das wohl aussah. Doch das sah gar nicht aus! Ich sah eigentlich nichts. Nur schattenhafte Umrisse unterschied ich. Die Buchstaben waren weiß wie das Papier. Bei uns zu Hause waren die Buchstaben schwarz gewesen, und hatten einen groß und schwarz angeguckt mit ihren dicken Strichen, gerade als ob sie sich wunderten, daß man sie nicht gleich von ganz allein erkannte. Sie waren zu einem gekommen und hatten geguckt zu einem hin; hier in Stettin mußte man zu den Buchstaben kommen und zu ihnen gucken!

Doch diese Erkenntnis entmutigte mich nicht im mindesten. Mit wahrem Forschereifer, mit wahrer Lerngier warf ich mich wieder über die Buchstaben her und fühlte an ihnen herum.

Bald hatte ich auch noch ein U herausgefunden. Ich erkannte es gleich an dem hufeisenförmigen Haken. Ich war überfroh! Und viel, viel zu früh klingelte die Hausglocke ihr: „Aufstehen! — Runtergehen in den Hof!"

Flink nahm ich meine Fibel unter den Arm und trappte mit den andern zusammen, möglichst ebenso laut trappend wie sie mit ihren Holzpantoffeln, durch den Korridor und die Treppen hinunter. Dieses derbe Trappen erschien mir sehr wichtig an der Sache.

In Neumanns Wohnstube legte ich die Fibel rasch auf den Platz, den Frau Neumann dazu bestimmt hatte und folgte den andern in den Hof. Sie gingen da, meist zu zweien oder dreien, ruhig auf und ab und erzählten sich die neuesten Schulerlebnisse. Ich hatte jedoch nicht so viel Ruhe. In mir war es zu froh. Ich rannte wie toll zwischen den promenierenden Jungen herum, wie ein lustiger Molli, wenn der Herr spazieren geht, und freute mich zu sehr, zu sehr. Am liebsten hätte ich die große, dicke Linde im Hofe umarmt und geküßt vor lauter Freude. Ich wußte ja genau: diesmal lernte ich etwas Ordentliches, etwas Richtiges! Ich wußte ja: diesmal würde es mir glücken! Diesmal würde ich nicht versagen wie in Raguhn. Diesmal würde ich lesen und schreiben lernen wie die Jungen in Raguhn, wie alle Kinder. Und ich rannte und rannte überglücklich.

Oftmals am Tage kam ich ins Wohnzimmer zu meiner Fibel gesprungen und übte — das Lesen. Was die in Raguhn schon konnten, das wollte ich auch bald können. Oftmals ging ich auch heimlich an meine Fibel heran und fühlte zwischen den geschlossenen Deckeln hindurch leise behutsam über die Striche hin. Ich „guckte mal mit den Fingern!" Das Lesen in Stettin war eigentlich gar keine Arbeit, gar kein Lesen, das

war nur ein Buchstabenstreicheln mit den Fingern. Ich schloß die Augen, ich machte sie so ernst zu, daß ich nicht einmal das Fenster mehr sah und las für mich:

„I — L — IL — — L — U — LU.“ Wie das gut ging! Hastig riß ich die Hand aus dem stillen Glück. Die Finger zitterten mir zu sehr. Ich hätte doch nicht weiterlesen können!

Mit gleichem Eifer, fast mit Gier, begann ich nun auch, die Punktschrift, die heute alleingebrauchte Blindenschrift, zu erlernen. Da bekam man eine Punktschrifttafel in die Hand, das war eine mit vertieften Rillen versehene Metallplatte mit einem Holzrahmen. Ein starkes Papier wurde auf die Platte gelegt, mit dem Rahmen bedeckt und so festgehalten. Auf dem Rahmen lag ein verschiebbares Lineal mit zwei Reihen kleiner Oeffnungen, kleiner Fensterchen. Durch diese niedlichen Fensterchen mußte man nun mit einem Stift immerfort Löcher in das Papier auf der Platte pieken, in jedes Fensterchen sechs, zwei oben, zwei in der Mitte und zwei unten. Jeder Piek gab einen kleinen Knall; und wenn die ganze Klasse munter darauflospiekerte, dann klang es, als ob eine Schwadron Husaren in der Ferne vorübergaloppierte, so lustig hurtig trappelte das unter den Fingern. Da mußte denn Herr Gamrad, der Schreiblehrer, oft mahnen: „Langsamer, Kinder! Nicht so flüchtig schreiben!“ — Doch wir lachten nur, denn Herr Gamrad war ein guter Onkel, und suchten uns nur noch eifriger im Galoppieren zu überbieten. Das war ja auch gar zu lustig!

Dann aber wurde es ernst: es ging ans Buchstabenschreiben. Nun mußten nicht mehr alle sechs Punkte in das Fensterchen gepiekt werden, sondern nur noch einige davon, und die bedeuteten dann, ihrer verschiedenen Zahl und Stellung zueinander wegen, Buchstaben. Der Punkt rechts oben bedeutete ein „a“. Die Punkte rechts oben und Mitte

bedeuteten ein „b", und die Punkte rechts oben, Mitte und unten bedeuteten ein „l"*) usw. Das erlernte sich sehr rasch. Wenn man dann das Papier von der Tafel nahm und wandte, dann konnte man die Stiche im Papier als erhabene Punkte mit den Zeigefingern deutlich fühlen, und das nannte man dann — Lesen. So lernte ich beim Schreiben auch gleich das Lesen mit den Fingern, und ich freute mich sehr über mein neues Können, das konnte mir ja nun von den Augen nicht wieder genommen werden.

Im seelentiefen Unterbewußtsein ahnte ich wohl, daß aus dieser Schrift, aus diesem Lernen ein neues, strahlendes Licht in mir aufgehen werde.

Meine sehenden und meine blinden Freunde.

Raguhner und Stettiner. — In der lustigen Buchenhecke. — Großvater und Ehemann. — Der wohltätige Schachtflicken. — Das Wohnzimmer der Kleinen. — Von allerlei Sonderlingen und eifrigen Pantoffelpromenaden. — Von Schlacht, Schacht, Männermut und anderem.

Waren die Schulstunden vorüber, dann lief ich hinunter in Neumanns Wohnzimmer. Theo wartete dann meist bereits auf mich, denn er ging noch nicht zur Schule, er hatte noch viel freie Zeit. Nachmittags war auch Dora, die mir gleichaltrig war, zur Stelle, und Bruno Prunk, der Sohn des ersten Lehrers der Anstalt, und Martha Brüsemeister, die Tochter des Hausmannes kamen hinzu, und wir spielten. Ich galt damals noch nicht als Blinder, als Zögling der Anstalt, ich zählte eher zu den Kindern des Direktors, war ja doch Pensionär der Familie.

Meine Stettiner Freunde waren aber Glieder eines Stammes, der sich von den Raguhnern recht auffällig unter-

*) Große wie kleine Buchstaben sind in der Blindenschrift gleich.

schied; so waren denn auch die Spiele der Stettiner ganz anders als die der Raguhner. Meine Stettiner Freunde empfanden und dachten und werteten daher auch anders als ich. Sie sahen die Dinge mit ganz anderen Augen an als wir in Raguhn. In Raguhn waren wir alle Kinder ein und derselben Familie, waren gleichberechtigt. Gleiches Recht für alle, das war bei der Verteilung von Gutem und Schlechtem, bei der Schlichtung von Streitigkeiten stets die selbstverständliche Losung gewesen. Man hatte sich in Freud' und Leid solidarisch gefühlt.

Hier war das anders! Die Kinder des Direktors fühlten sich mehr als die Kinder des ersten Lehrers der Anstalt; und die wieder wollten mehr gelten als das Hausmannskind Martha. Ich war nun eine Ausnahme, ein Sondertyp. Man wußte nicht recht, welche Stellung ich denn eigentlich einzunehmen hätte, welche Rücksichten man mir schuldete oder nicht schuldete. Bei normalem Spielverlaufe trat diese ungleiche Wertung der Spielgefährten nicht in die Erscheinung, wurde nicht beachtet. Bei vorkommenden Zwischenfällen, wie Streitigkeiten, zeigte sich aber sofort eine scharf markierte Klassifizierung. Das erregte dann böses Blut. Anfangs war mir das peinlich, ja unverständlich. Später gewöhnte ich mich daran; es fiel mir kaum noch auf. An ein anderes aber gewöhnte ich mich nicht:

Wir in Raguhn hatten weiche, freundliche, nette Spielgewohnheiten und Spielformen, zarte, feine Ausdrucksweisen. Hier nun in Stettin, unter den härteren, stärkeren, starreren Menschen Norddeutschlands, waren auch die Spiele meiner Spielgefährten härter, derber und eckiger. Man bediente sich gröberer und schrofferer Ausdrucksformen, die leicht und peinlich mein feineres Ohr verletzten.

Spielte ich in Raguhn, so stand ich mitten im poesievollen

Märchen, und alle Dinge um mich her lebten und sprachen und spielten willig mit. Und kein menschlicher Spielgefährte fand das wunderlich und unnatürlich, keiner lachte und höhnte darüber.

In Stettin war das ganz anders. Dort war das Spiel naturalistischer; man spielte „Wirklichkeit", nicht Märchen. Ja, man verstand das gespielte Märchen nicht einmal. Als ich einmal, ganz im Anfange meiner Stettiner Zeit, beim „Wohnen"spielen die Wohnung einer Mitspielerin zu suchen hatte und freundlich und liebenswürdig auf einen behäbigen Baumstamm losging, der doch schon lange in dieser Gegend wohnen und daher auch Bescheid wissen mußte, und ihn nun fragte: „Ach, lieber Herr Baum, können Sie mir nicht vielleicht sagen, wo Frau Martha Brüsemeister wohnt?", da lachte der Chor der Mitspieler schallend brutal auf und mokierte sich über mein dummes Fragen. Das verletzte mich tief. Ich fühlte mich im Recht.

„Na, so dumm," fuhr ich empört auf, „denkt ihr denn, ich weiß nicht, daß der Baum nicht sprechen kann! Aber man tut doch immer bloß so beim Spielen. Ein Baum kann ebenso gut mitspielen wie ein Mensch!"

Doch die Spielgefährten lachten mich nur noch mehr aus. Und die kindliche Naivität meiner Seele zog sich erkältet in sich selbst zurück und wagte sich nicht wieder, aus Furcht, verlacht zu werden, frei und unbehindert aus mir heraus. Ich legte meinem natürlichen Empfinden Zügel an, ich lernte zu spielen, wie man in Stettin spielte: nüchtern, grobsinnig und poesiearm.

Wohl der liebste Spielplatz, den ich in der Anstalt hatte, war mir die gewaltig breite und lange Buchenhecke, die das Nachbargrundstück von der Anstalt trennte. Sie muß wohl ein bis zwei Meter breit gewesen sein; denn man konnte tief

hineinkriechen und dort in dem mannigfach verschlungenen Gezweige emporklettern bis auf den Kamm der Hecke. Und auf diesem Heckenkamm konnte man dann entlang gehen wie auf einer breiten Blätter-Chaussee. Innen in der Hecke war ein lustiges Klettern. Man stieg da nicht, wie auf einem Apfelbaum, von Zweigsprosse zu Zweigsprosse, sondern man trat sorglos sicher einfach hinein in das dichte Gezweige und schwang sich empor. Da wippte es einem oft unter den Füßen weg, und man glitt sogleich ein Stockwerk tiefer. Aber andere weniger hinterlistige Zweige hielten den gleitenden Fuß schon wieder auf, und es ging wieder aufwärts. Das wogte und schaukelte so hurtig und munter, wie die schönste Schaukel der Welt kaum schaukeln mochte. Streckte man dann endlich, oben angelangt, den Kopf aus dem lustigen Gewoge heraus, dann lag da draußen der mächtig breite Himmel ganz blau und schön wie in Raguhn, und ich sah manchmal unwillkürlich um mich, ob denn nicht auch der „große Schornstein" da sei; doch es war immer eine Enttäuschung! Dafür winkten aber hohe, ernste Pappeln vom Turnplatz her, und sie und der schöne, stille Himmel waren die einzigen, die mich hier oben sehen konnten. Das glaubte ich wenigstens!

In und um die Hecke wurde auch gern ein Lieblingsspiel, „Wohnen", gespielt. Da wurden zwei Familien begründet, und jede nahm sich eine Wohnung. Meist waren Bruno Prunk und Dora ein nistendes Paar und Theo und Martha Brüsemeister das andere. Manchmal war aber auch ich der Mann. Zumeist hatte ich aber den Großvater zu spielen. Die jungen Pärchen richteten sich nun ihre Wohnungen ein, das heißt, sie bogen die Zweige so zurecht, daß sie bequeme und sichere Sitze ergaben; sie schufen auch noch ein Schlafzimmer, nämlich eine Stelle, wo man sicher liegen konnte, ohne plötzlich zu rutschen

und zu fallen. Ich hatte, als Großvater, tief philosophische, ernste Pflichten. Das süße Gegacker der Jungen hatte ich verächtlich finster zu belächeln. Ich hatte ein wenig entfernt auf meinem Altenszimmer zu hocken, einen dicken Astknorren im Munde, und zu rauchen, zu paffen mit voller Lungenkraft. Hörte ich auf, an dem Buchenknorren vernehmlich zu saugen und zu schmatzen, paffte ich nicht mehr die Luft, den Qualm der Pfeife, deutlich vernehmlich aus dem Munde, dann kam schon ein liebendes Enkelchen und sagte besorgt:

„Ach, unser armer Großvater hat gar keinen Tobak nicht mehr! Wir müssen ihm eine neue Pfeife schenken." Und schon stürmte alles, mir eine neue Pfeife aus der Hecke zu schneiden.

Dies andauernde Knasterpaffen war schon nicht leicht für die Lunge, aber es war doch noch nicht das schwerste, was mir die Großvaterrolle auferlegte. Während nämlich die Jungen fröhlich herumsprangen und schanzten, hatte der Großvater ganz still zu sitzen, denn seine Beine waren müde. Und wenn der junge Ehemann seine Herzallerliebste tüchtig auszankte, hatte ich unwirsch vor mich hinzubrummeln von Flegelei und dergleichen. Ich mußte mich unwillig räuspern und immerfort dumpf räsonnieren. Wenn dann die Frau leise zu weinen begann, dann hatte ich lauter zu brummen und zu poltern, doch nicht so laut, daß der gereizte Ehefürst es beachtete.

Schließlich klagte wohl die junge Frau unter Tränen, sie hätte gar keinen schützenden Vater mehr. Das war mein Stichwort. Jetzt nahm ich die Pfeife fester in die Lippen und begann loszupoltern mit verwüsteter, knorriger Stimme. Und das Spiel wurde dramatisch! Der Schwiegersohn und der Vater kamen in Streit. Man warf sich starke Grobheiten an den harten Kopf: Betrug, Diebstahl, auch Mord waren nicht

selten. Dann kam die Nachbarfamilie hinzu und suchte zu schlichten. Doch oft ergriff nun der Großvater die Offensive: „Ich nehme mein Kind wieder mit und gehe!“ schrie ich den Ehemann an. Nahm die Pfeife aus dem Munde, die Tochter an der Hand und ging.

Man saß dann ein wenig entfernt und grollte. Bald aber gruppierte man sich unmerklich anders.

Manchmal war plötzlich aus dem Großvater der Ehemann und aus dem Ehemann der Großvater geworden. Oft auch mußte der Großvater in die Kirche gehen, und die Tochter bürstete ihn dann und brannte ihm eine neue Pfeife an, und der Großvater sagte, er wolle für die Familie gleich mit beten, sie brauchten nicht in die Kirche. Und dann zog der alte Mann mit schlürfenden Beinen ab.

* * *

Doch nur zu Anfang meiner Stettiner Zeit spielte ich vorwiegend mit sehenden Freunden. Ganz allmählich wandelte sich das; ganz allmählich wurden die blinden Zöglinge der Anstalt meine intimeren Freunde; machte ich doch auch meine Schularbeiten mit ihnen gemeinsam. Wann dieser Wechsel fertige Tatsache war, vermag ich nicht zu sagen. Sicherlich lebte ich als Zehnjähriger bereits unter den Zöglingen der Anstalt, fühlte mich fast als einer der ihren.

Wenn die Hausglocke, im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr, ihren schrillen Weckruf erschallen ließ, dann sprang ich in Neumanns Wohnung aus meinem Bett und kleidete mich an, gerade wie meine blinden Freunde es taten in ihrem Schlafsaal im Hintergebäude. Klingelte es eine Stunde später: „Zur Mehlsuppe, Jungs!“, dann ging ich zum Kaffeetrinken. Und wieder eine Stunde darauf saß ich unter

den Zöglingen in der Morgenandacht. Die Anstaltsordnung regelte auch mein Leben jetzt mit vielen Glockensignalen. Während die Konfirmierten in den Werkstätten arbeiteten, wechselten für uns Schulkinder die Unterrichtsstunden in bunter Reihe ab, gerade wie es in einer Volksschule der Sehenden auch ist.

In der Freizeit, die reichlich bemessen war, spielte und tollte man so fröhlich und munter, wie es vollsinnige Kinder auch nur tun. Meine blinden Freunde waren ein gar lustiges, übermütiges Völkchen. Das sang und sprang und trällerte den ganzen Tag so vergnüglich wie die lieben Singvögel in der großen Linde auf dem Anstaltshof. Allerdings waren meine Freunde nicht so leicht beschuht wie die munteren Vögelein; denn sie trappsten und knallten in Holzpantoffeln einher. Auch trugen sie kein so luftiges, duftiges Federkleid; sie trugen das derbe Turnzeug, wie sie es nannten, das von der Anstalt geliefert wurde. Was diesen Anzügen aber an Leichtigkeit und Schick abging, das ersetzten sie gar reichlich an Buntheit. Denn da sie sich von Heißdorf auf Krüger, und wenn der herausgewachsen war, von Krüger auf Jensen weitervererbten, so hatten sie sich auf solch langer Wanderung wohl so manchen bunten Flicken verdient. Und ich glaube kaum, daß seiner Zeit Josephs bunter Rock bunter und schöner gewesen sein wird, als das Turnzeug.

Manche Flicken waren sogar besonders erwünscht, vor allem der „Schachtflicken". Ihn zu erwerben, rutschte man recht fleißig auf den Steinstufen der Treppe herum. Und bald kam die Unaussprechliche in die Flickstube. Legte der Besitzer dieser Hose das Prunkstück wieder an, so prangte auf seinem Hinterteil ein gewaltiger Flicken. Wie eine Riesenbriefmarke schaute der aus, oder auch wie ein Firmenschild für Haus-

frauensparsamkeit. Weithin leuchtete der prächtige Schutzschild aus derbstem, neuestem Stoff. Doch nicht nur prächtig, auch nützlich war dieser Flicken, und das erwarb ihm seine Popularität. Denn, gab es nun Schacht*) — und es gab oft Schacht in Stettin — dann knallte der Rohrstock gar gewaltig auf dem dicken, steifen Drillichfleck, und der arbeitsfrohe Erzieher glaubte darum voll und ganz seine redliche Pflicht zu tun und ließ den nimmermüden Arm bald wieder sinken. Der glückliche Schachtflickenbesitzer aber hatte nichts gefühlt von Erziehung und lachte hinterdrein den Arbeitseifer des Lehrers noch aus. Das dankte er nur dem Schachtflicken.

Für die Kleinen der Anstalt, die 6—14jährigen Schulknaben, gab es nur ein Wohnzimmer, das ihnen zugleich als Arbeitszimmer diente. Es war groß und mit einfachen, doch zweckmäßigen Möbeln ausgestattet. Sogar ein Flügel stand da. War er auch längst nicht mehr ein Musterstück seiner Gattung, so muß er doch wohl zum Ueben genügt haben. Und wenn Dähne und Wendt darauf einen schneidigen Marsch spielten und sechs Fäuste paukten auf seinem Deckel den Rhythmus mit, so gab er ein wirklich imponierendes Orchester ab.

Im Zimmer der Kleinen herrschte allezeit regstes, frohestes, wechselvollstes Leben. Hier steht ein Philosoph. Gravitätisch schwenkt sein langer Körper immerfort hin und her, und seine Stirne denkt. Und was er denkt, das flüstert er unaufhörlich vor sich hin. Dort steht Emil Rohde. Ein Stöckchen in der Rechten, schlägt er sich ohne Aufhören; denn die rechte Hand ist der Lehrer, seine Körperteile sind die verschiedenen Schüler. Auch er erzählt immerfort vor sich hin. In der Ofenecke steht Robert Arndt, ein kleines, rundliches Kerlchen. Jetzt wippt

*) Schacht = Prügel.

er graziös auf den Zehenspitzen; nun beginnt er sich wirbelnd zu drehen wie ein Kreisel, und nun wieder erstarrt er wie zu Erz. Dann und wann stößt er ein kollerndes, gurgelndes Lachen aus. Niemand weiß, was er denkt. Ein anderer — und solche Blinde sind recht häufig — zappelt ununterbrochen mit den gespreizten Fingern der Hand vor den Augen hin und her, gerade, wie es die alte Bauersfrau in Turland tat, als sie mich heilen wollte. Er hat noch etwas Lichtempfindung im Auge, und der Schatten der vorüberzuckenden Finger mag ihm einen gewissen Reiz gewähren.

Um den Tisch in der Mitte des Zimmers herum wälzt sich unaufhörlich der Strom der Promenierenden. Immer zu zweien oder dreien wandeln sie einher. Die Arme haben sie über den Schultern fest in- und umeinander verklammert, und das hat seinen hohen Sinn. Denn, naht unerwartet ein übermütiger Stürmer, rennt unüberlegt durchs Zimmer, so kann er sie so nicht umwerfen, selbst nicht einmal trennen. Vierbeinig oder gar sechsbeinig ist man stark. Die Holzpantoffeln lärmen den Takt. Die Stimmen schrillen brausend dazwischen. Man erzählt oder man lernt; der Gesprächsstoff hat nie ein Ende.

Am Klavier sitzt einer und übt; er hat seine Uebungsstunde. Er wird nicht gestört; und er stört auch niemand mit seinem dünnen Geklimper. Am Tische aber sitzen die Braven und Guten und lernen und arbeiten. Denn das Wohnzimmer der Kleinen ist gleichzeitig auch Arbeitszimmer.

Wendorf, Hamann und ich wandern mit verschränkten Armen sechsbeinig um den Tisch. Man nimmt Schritte so groß wie ein Pommerscher Grenadier; denn — große Schritte sind männlich! — Auch ich suche mit den Holzpantoffeln meiner Freunde gleichen Stampfschritt; denn — Stampfen ist männ-

lich! — Da, im Sechsgefüge der Beine gibt es plötzlich einen Ruck: Strich, ein derber, kräftiger Junge ist zwischen uns gelaufen.

„Platz! Der Lederstrumpf!“ schreit er und sucht zwischen uns hindurchzudrängen. Wendorf und ich, die Flügelmänner, schwenken zueinander. Strich ist gefangen. Er wehrt sich, stößt, schlägt. Arme schlagen zurück. Kriegsgeschrei. Dähne, Strichs momentaner Freund, hört vom Kampfestosen etwas. Er stürmt heran. Neue Fäuste prallen ins Chaos der alten. Es klappt, klitscht wie an der Katzbach seinerzeit.

„Hier Düppel!“ schreit Dähne kühn und schleudert seinen kleinen, zähen Körper heftig gegen mich. Ich schwanke, klammere mich stürzend an den grimmen Düppeler. Ein Teilkampf ist an der Erde kullernd entstanden. Andere Wanderer purzeln über das Hindernis. Stimmen schimpfen auf. Holzpantoffeln treten. Dähne und ich sehen unsern ehrlichen Kampf bedroht, verbinden uns, gehen gemeinsam auf die Kampfstörer los. Neue Helden stürzen durcheinander. Jemand ist freigekommen. Der Feigling, er kann noch etwas sehen, rettet sich rasch hinter den schützenden Tisch. Man ahnt es. Springt auf. Schleudert die eckige Faust über den Tisch ins Menschenmeer. Trifft es den feigen Feind? Trifft es brav Lernende? Was macht's! Hauerei ist wichtiger als Lernen! Die alten Deutschen, die Raubritter, die neuen Deutschen, überhaupt die Preußen hauen sich immer. Noch ein paar Fäuste voll Schläge über den Tisch, und auch drüben ist die Kampfeslust hochgepeitscht. Fäuste fliegen hinüber, herüber. Der Tisch ruckt mit lautem Schnarren hin und her. Eine Bank stürzt. Stimmen heulen, schreien, lachen. Da — richtig, heute hat ja Herr Prunk Inspektion! — Weh! — der Grimme ist schon da. Sein Rohrstock pfeift schon ins Getümmel der Ziethen,

der Blücher und Seydlitze. Er, was weiß er von Kampf und Kampfeslust? Bald hat er Frieden oder wenigstens Ruhe gestiftet. Bald hat er ein paar Sündenböcke gefunden, die „angefangen haben" müssen.

„Marsch! Ins Bureau!" klingt seine Kommandostimme, und still zieht die kleine Schar hinaus, ihre Strafe zu empfangen. „Es gibt Schacht!"

Nach einigen Minuten kommen die Geschlagenen zurück. Jeder rühmt sich, nichts gefühlt zu haben, nicht geschrien zu haben, und Herr Prunk hat sich wieder einmal um einen Grad unbeliebter gemacht. Man ist wieder ein Herz und eine Seele. Man beschließt, für die nächste deutsche Stunde nichts, absolut nichts zu lernen. Er soll vor Aerger platzen, und wenn er sich totprügelt, er soll platzen vor Aerger! — Man nimmt die Wanderung wieder auf, und Dähne sagt zu mir:

„Du, Haun! Du hast aber mehr gekriegt von mir, als ich von dir! Dein Schädel muß ja brummen!"

Ich fahre auf: „Du, sei ja stille! Du hast mehr gekriegt. Wenn Prunk nicht gekommen wäre, lägest du jetzt kalt unter der Erde! Ich bin der alte Dessauer, der hat die Dänen immer besiegt!"

„Quatsch, Dummer! Der hat mit den Dänen nie was gehabt!"

„Na ja, damals gab's noch gar keine Dänen, als wir schon ein großes Volk waren!"

„Mensch," schnaubt er wild, „du kannst mir mal morgen kommen, wenn Herr Gamrad Inspektion hat; da wollen wir mal sehen, wer stärker ist, die Dänen oder die Anhalter!"

Seine Stimme klingt noch gereizt, aber er nimmt meinen Arm um seine Schulter, und wir wandern nun zusammen und freuen uns auf die Dänenschlacht am kommenden Tage.

Dabei wird natürlich die Schularbeit vollkommen vergessen. Und schließlich, was tut's? Blücher hat auch nichts gekonnt, und der alte Derfflinger war ein Schneidergeselle!

Die bescheidene Rohrstockperiode hat nichts geändert. Schon wieder zappeln die Sonderlinge, wimmert der Flügel und stampfen die wandernden Holzpantoffeln. Oft, sehr oft war es so im Zimmer der Kleinen.

Von heimlichen und verbotenen Dingen.

Geschichtenerzählen mit hölzernem Unterstreichen. — Wenn ein Paket kam. — Von schnuppernden Nasen, wägenden Armen und allerlei Kritik. — Glänzende Tauschgeschäfte. — Beim Aepfel-Stremsen — Lenchen Neumann. — Schiffsbau. — Waffenfabrikation. — Das gelöste Packproblem. — Wie mich die kultivierten Räuber im Eisenbahnzuge überfielen.

Außer diesen lauten, lärmenden Spielen gab es aber auch noch verstohlene, heimliche, von denen die Lehrerschaft wenig oder nichts wußte. Man fühlte wohl unwillkürlich, daß man das verheimlichen müsse; denn manches davon war vielleicht nicht recht und gut.

Da war vor allem das Geschichtenerzählen. Aengstliche Pädagogen nennen das wohl frevelhaftes Renommieren und Lügen. Sicherlich war es auch ein Renommieren und Lügen. Aber ich glaube nicht, daß es verbildend, den Charakter ungünstig beeinflussend gewirkt hat. Weil es Spiel und nichts weiter war, und auch nur als ein Spiel von allen gewertet wurde. Ich meine sogar, daß es für mich bildend gewesen ist. Für mich bedeutete das: Aufsatzmachen, energisch denken, erschaffene Vorgänge klar erfassen, zusammenraffen, logisch weiterspinnen.

Bei den Kampfspielen der Freunde konnte ich nie den ersten Platz erringen, denn ich war schwächer als die meisten. Hier, beim Geschichtenerzählen, das fühlte ich, konnte ich siegen,

konnte an der Spitze marschieren. Und dieses Bewußtsein mochte mich wohl reizen, mochte mich wohl meine äußerste Kraft anspannen lassen. Und so siegte ich denn, wurde der gefeiertste Erzähler.

Die Arme über der Schulter ineinander verklammert, ging man im Zimmer der Kleinen um den großen Tisch oder auf dem Korridor und im Freien spazieren, neigte die Köpfe wichtig zueinander und erzählte. Eifrig und kühn unterstrich man mit kräftigem Auftramsen die Pointen. Mit gleicher Wucht beteuerte man die Wahrheit und Echtheit von Stellen, die doch ein wenig zu gewagt klangen. Man erstampfte sich gläubige Hörer. Und ich bedauerte oft, daß ich mit meinen Lederschuhen nicht ebenso kühn unterstreichen konnte, wie sie mit ihren Holzpantoffeln.

Die meisten meiner Freunde entstammten einfachen, schlichten Familien, die täglich und stündlich um ihr Dasein zu ringen hatten. So erzählten sie denn auch vorwiegend einfach, schlicht und wahr immer nur von diesen Familien, von ihren Nöten und Kämpfen, von ihren Freuden- und Feiertagen. Da sah ich die Schiffer und Fischer, wie sie auf der Oder und auf der stürmischen Ostsee ihrem Berufe nachgingen; da sah ich die Hafenarbeiter am Bollwerk von Stettin; da sah ich die Landleute mit ihren Leiden und Freuden, sah, wie sie rangen mit den heftigen Winden, die ihnen ganze Dünen auf die Felder wehten. Vieles, vieles hörte ich da aus den schlichten, kindlichen Erzählungen meiner Freunde, und ich lernte daraus, ohne es zu bemerken. Diese Erzählungen sind mir die ersten kulturgeschichtlichen Unterrichtsstunden gewesen, und sicherlich nicht die schlechtesten, jedenfalls die lebendigsten.

Es galt nun, mich zu revanchieren. Auch ich mußte nun Geschichten erzählen, und ich fühlte, ich mußte etwas Besonderes

bieten, etwas ganz Erstaunliches; denn ich stammte ja doch aus einem fernen, fremden Lande, nicht gerade aus Indien oder China, aber doch wenigstens aus Anhalt.

So begann ich denn schauerliche Erlebnisse zum besten zu geben. Da erzählte ich von Hahnemann, der mit glühenden Eisenstangen hantierte, wie der Herr Höfs mit einem dünnen Rohrstock. Und wenn Hahnemann lange genug mit dem glühenden Eisen gespielt hatte, dann biß er es mit den Zähnen durch, ohne sich die Lippen zu verbrennen. Da staunten die andern, und als einer Bedenken hatte, erzählte Wendorf ähnliche Wundergeschichten von Gottesurteilen, die sich im Mittelalter ereignet hatten, wo nämlich ein Mann, ohne beschädigt zu werden, mit dem nackten Arm durch glühendes Eisen griff. Und meine Geschichte hatte gesiegt.

Da schilderte ich meine Erlebnisse mit dem Vater tief unten in der Erde im Fabrikbrunnen. Das war ganz entsetzlich grauenvoll gewesen. Als ich da mit dem Dolch, den ich natürlich mitgenommen hatte, in die schwarze Nacht der Unterwelt, in die Wand gestochen hatte, da war plötzlich ein zischender Strahl heißen Wassers hervorgespritzt mit fürchterlicher Gewalt und hätte mich ohne Zweifel vernichtet, wenn nicht mein Vater mich rasch zurückgerissen und mit mir haustief hinab ins Wasser gesprungen wäre. Mein Vater hatte mich gerettet. Ich deutete auch an, daß ich ganz unten im Brunnen, als wir untergetaucht waren, schwefelige, glühende Flammen gesehen hätte. Genau konnte ich das jedoch nicht behaupten, denn ich hatte damals schon nicht mehr so recht sehen können. Und man staunte. Man erkannte tatsächlich einen Helden in mir.

Eilig nützte ich die gute Konjunktur und erzählte noch schaurigere Erlebnisse und steigerte mich hinauf ins Ungeheure,

ins Märchenhafte. Märchen durften es jedoch nicht werden, Nixen, Zwerge und sprechende Bäume durfte ich nicht mit kennen gelernt haben, das wußte ich. An Märchen zu glauben war nämlich — nicht männlich! Und männlich sein ging über alles. Mit solchen Erzählungen vertrieb man sich so manche Stunde. Und stolzbewußt empfand ich, daß ich in der Wertschätzung meiner Kameraden wuchs und wuchs.

Können schon diese Erzählungen, von einem gewissen pädagogischen Standpunkte betrachtet, als recht bedenklich erscheinen, so waren es unsere heimlichen Tauschgeschäfte unbedingt. Denn da war der Betrügerei, der bewußten Uebervorteilung Tor und Tür geöffnet; und das Resultat dieser Geschäfte war nicht selten ein größeres oder kleineres Vergehen gegen Ordnung und gute Sitte.

Handelswert, das bedeutet Tauschwert, hatte so ziemlich alles, was diese Erde trägt, selbst auch abstrakte Dinge. Und für viele Tauschartikel bestanden ungeschriebene, aber klar ausgesprochene Preise. Soldatenknöpfe, Punktschriftpapier, Bindfaden, schönes Holz, Nägel und vieles andere waren die üblichsten, gangbarsten Artikel, sie waren jeden Moment tauschbar. Fast täglich wurden kleine Tauschgeschäfte abgeschlossen. Bedeutende Umsätze wurden aber erst gemacht, wenn ein Zögling von Hause ein Paket oder — wie man sich ausdrückte — eine Kiste Spack gekriegt hatte. (Spack bedeutet nicht etwa „Speck", sondern gute Eßwaren im allgemeinen.)

Das übliche szenenreiche Bild des kleinen Zimmers. Die Tür öffnet sich:

„Hamann soll zu Frau Direktor kommen!" ruft es herein. Hamann zu Frau Direktor? — Ei weih! „Hamann, es gibt Spack!" — Das braucht man Hamann gar nicht erst zu sagen; er weiß schon, wenn einer zu Herrn Direktor kommen soll, dann

gibt es Schacht; und wenn einer zu Frau Direktor kommen soll, dann gibt's ein Paket. Hamann ist schon hinaus.

Hamann kommt zurück, das Paket in den Armen, eine Sensation erster Ordnung tritt mit ihm herein. Alles drängt sich um ihn, denn Hamann ist jetzt der Held des Tages: er ist jetzt „Besitzer"! Und wer Besitzer ist, der ist der Held, der hat Freunde.

Hamann: „Mensch, nu rate mal, wat det is!"

Wendorf hebt und schätzt das Paket.

„Mensch, aber det is wat extraet!"

Er schaukelt das Paket liebevoll und sehnsüchtig im Arm wie ein Vater sein Kind. Doch es ist ja leider nicht sein Kind, es gehört ja einem andern. Und das Paket wird auch von andern begehrt, um gewertet zu werden. Es geht von Arm zu Arm, von Nase zu Nase. Jeder taxiert den Inhalt und schmeichelt Hamann dabei so gut als möglich. Nun hat der glückliche Besitzer das Paket wieder in den Händen. Er tritt zu seinem Schrank. Wendorf und ich stellen uns neben ihn als Handelspolizei. Zwar bin ich nicht so stark wie Wendorf und Hamann, aber ich genieße dennoch ihr Vertrauen, ich bin ihr, besonders Hamanns, Freund. Wir breiten die Arme wie zwei Schutzleute zu Pferde schützend aus. Die übrigen können Hamann nicht stören. Er selbst beginnt die „Spackkiste" mit dem Taschenmesser zu öffnen. Mit beiden Händen wühlt er nun in der noch halb geschlossenen Kiste. Es duftet einem gar lieblich in die Nase nach Wurst und Kuchen und Aepfeln. Der Andrang des Publikums steigert sich merklich. Nasen schnuppern hörbar über die Schultern. Die Handelspolizei hat Mühe. Hamann bringt jetzt etwas aus der Spackkiste hervor und hält es hoch, damit es seinen lieblichen Duft hinauslasse ins Gedränge der Nasen.

„Hier — Kuchen! — Wer tauscht?!" fragt seine Stimme so sachlich als möglich.

„Wat? Kuchen! Mensch, zeig mal?" fragt und ruft alles durcheinander.

Und Hände recken sich über die Schultern, Nasen werden aufdringlicher. Die Handelspolizei rückt energisch zusammen. Denn solche Hände greifen manchmal nicht nur nach dem feilgebotenen Kuchen. Da die Leutchen blind sind, mag es gar leicht passieren, daß sie statt diesen Kuchen zu fassen, in die Kiste greifen. Irren ist menschlich! Hamann legt das Stück Kuchen auf Wendorfs flache Hand. Wendorf wiegt hoch und nieder. Taxiert. Schnuppert mit der Nase dicht heran. Und auch ihm kann es passieren, daß er die Nase dabei nicht gleich findet, daß das Stück Kuchen in die Nähe des Mundes gerät aus Versehen, daß ein Krümchen oder zwei dabei, auch wieder aus Versehen natürlich, in den Mund gerät.

„Mensch," macht er lobend, „das is mindestens einen Groschen wert!" Er schnalzt dazu lecker mit der Zunge.

„Weißt, Hamann: Drei Kasserol und zwei Adler!"

Hamann sagt nur ein Wort: „Mensch!" Aber darin liegt die Geringschätzung und Mißbilligung so klar wie das Stück Kuchen Wirklichkeit ist.

„Fünf Kasserol und fünf Adler!" schreit Dähne duftentflammt. „Zeig mal!"

Hamann nimmt Wendorf den Kuchen und reicht ihn dem Dähne. Auch Dähne wägt ihn prüfend in der Hand und schnuppert mit der Nase und der Gegend des Mundes an ihm herum.

„Hm!" meint er; „also, Hamann, fünf Kasserol und fünf Adler!"

Hamann macht eine bedeutungsvolle Pause wie einer, der

zögert. Dann sagt er gönnerhaft: „Gut, fünf Kasserol und fünf Adler! Zahlen!"

Dähne klappert schon in der Tasche. Fünf Kasserol (das sind Soldatenknöpfe bestimmter Form) und fünf Adler (Soldatenknöpfe mit einem Adler darauf) legt er Hamann auf den Tisch des Schrankes. Das Geschäft ist perfekt.

Dähne tritt ein wenig zurück. Seine engeren Freunde drängen sich um ihn; denn wer weiß, man könnte vielleicht etwas abbekommen, sicherlich darf man aber einmal schnuppern mit der Nase und was daherum liegt.

Hamann hat ein Stück Bauernbratwurst hervorgezogen und beriecht es zufrieden:

„Wer tauscht? Ein Ende Bauernbratwurst!"

„Ui!" — „Ei weih!" — „Mensch! Det —"

Nasen schnuppern begehrlich über seine Schultern. Münder hauchen Bewunderung und Verehrung.

„Mensch! Fünf Kasserol und fünf Adler!" schreit Strich und klappert schon mit den Knöpfen.

Hamann lacht bloß. Bratwurst! Und Kasserol! — Für so etwas ist ihm Bratwurst denn doch nicht feil. „Wer tauscht!" ruft er wieder und hält die Wurstecke in das Nasenkonsortium.

Es entsteht ein Gedränge, jeder, auch der nichts zum Tauschen hat, will doch mal an der Wurst schnuppern, d a s doch wenigstens!

Rechts und links, wo die Wurst aus der Faust des glücklichen Besitzers hervorschaut, schnuppert's und giert's.

„Wer tauscht?" fragt kalt und geschäftlich die Stimme wieder. Und zwei, drei Angebote platzen zugleich hervor.

„Nischt!" Mit Knöpfen wird Wurst nicht gehandelt.

Jensen: „Hamann, zehn Bogen Punktschriftpapier!"

Hamanns Hand zittert.

Zehn Bogen Punktschriftpapier? — Das ist allerdings ein Angebot, das sich hören läßt.

„Hast du ja gar nich!" sagt er und neigt die Wurst Jensens Nase zu.

Jensen: „Fünf ha ik all. Un fünf klau ik morgen!"

„Du?" — Hamann zweifelt wohl daran.

„Sache!" sagt Jensen wieder. „Ehrenwort!"

Hamann ist besiegt. Um fünf Bogen hätte er es schon getan, nun sogar zehn!

Jensen erhält das Stück Wurst und jubelt zurück aus dem Gedränge. Auch seine näheren Freunde drängen sich nun begehrlich um ihn.

„En Eckchen?" bettelt es zu ihm auf. Er hält das Taschenmesser zum Schneiden bereit und kaut dabei.

„Krüger," fragt er kauend, „ißt du wieder meine Mehlsuppe, wenn sie wieder angebrannt ist?"

Krüger bejaht beglückt. Er wird sie verschlingen, wie man etwas Unvermeidliches hinnimmt; nur erst die Wurst! Er erhält eine Scheibe. Ein anderer bekommt ebenfalls eine Scheibe. Er muß dafür den Herrn Direktor mal tüchtig ärgern durch Faulsein. Die Wichse, die es dann unfehlbar setzt, nimmt er gern hin gegen die Scheibe Wurst.

Hamann tauscht inzwischen fleißig weiter. Und die Erwerber verhandeln die erstandenen Schätze vielfach gleich am Orte ein zweites, die nächsten ein drittesmal. Oft kam es vor, daß ein Stück Wurst, Kuchen oder Speck mehrmals den Besitzer wechselte, ehe es seinen Bewältiger gefunden.

Meist erst nach fleißigem Handeln begann der „Besitzer" oder Händler selbst zu essen.

Solches und Aehnliches kann man wohl noch als Kindereien belächeln, das Stremsen — auch Klauen ge-

nannt — nicht mehr. Dies waren ohne Zweifel verbrecherische Handlungen, die unbedingt zu bekämpfen waren. Da lernten wir in der Geschichtsstunde, daß das Stehlen — hier Stremsen — bei den Spartanern eine hohe Tugend gewesen war, und wir wußten, daß die Spartanerjünglinge Vorbilder der echten Männlichkeit gewesen waren. So war es uns denn klar, daß auch wir, wollten wir recht männlich werden, stremsen mußten. Und wir taten das! Soweit mir bekannt ist, nahm man jedoch einzig nur Punktschriftpapier und Obst, und das auch nur, wenn es dem Lehrer oder der Anstalt gehörte. Kameraden nahm man nie etwas, das nannte man Stehlen und verurteilte es hart.

Auch ich hielt es für unbedingt zulässig, ja lobenswert, mir Punktschriftpapier zu nehmen, wenn der Lehrer einen Moment die Klasse verließ. Auch ich nahm die Aepfel nicht am hellen lichten Tage vom Baum, wie ich es durfte, sondern ich zog mit den Freunden abends — auf Raub aus: stremste die Aepfel. Das Heimliche, das Gefährliche der Sache war das Ausschlaggebende, nicht die geraubten Aepfel selbst. Und man fühlte sich bei einem solchen Beutezug so froh wie ein Indianerhäuptling. — Nur einmal wurde ich dabei entdeckt:

Aus Neumanns Aepfelkammer duftete es unverantwortlich lieblich nach Aepfeln. Kaum war solcher Duft noch zu ertragen, wenn ich vorüberging. „Davon mußt du haben," beschloß ich. Ich nahm den Schlüssel der Nebenkammer, der auch hier paßte, ich wußte es, horchte auf die Treppe, schloß auf und — war im duftenden Eldorado. Hastig machte ich mich daran, mir die Taschen zu füllen. Da — unerwartet rasch, näherten sich Schritte auf dem Gange. Kamen sie heran? Ich zitterte vor Angst, wußte ich doch zu genau, daß ich jetzt auf verbotenen Pfaden ging, daß ich, kam der Herr Direktor selbst, schwere

Strafe erwarten mußte. Die Schritte kommen heran. Soll ich mich aus dem Fenster stürzen? In meinem Kopfe wirbelt es. Die Tür öffnet sich und — wie gelähmt stehe ich da. Kein Glied kann ich rühren. Ich weiß, daß ich purpurrot vor Scham geworden bin, denn vor mir steht, — am leichten Schreckenslaut erkannte ich sie, — Lenchen Neumann, sie, die mir vom ersten Tage meiner Stettiner Zeit an so lieb und zugetan ist wie ein kleines Mütterchen. Gerade sie muß mich nun hier als Dieb entdecken. Mir ist der Gedanke furchtbar peinlich.

Sie hat versucht, mich mit ihrem lieblichen sechzehnjährigen Stimmchen ernstlich zu verweisen, aber es hat nur wie eine kleine Schmeichelei geklungen. Dann hat sie mir unbeholfenen Jungen von zwölf Jahren noch die Taschen mit den herrlichsten Aepfeln gefüllt und hat mich, fast schon wieder lachend, weggeschickt. Ich aber weiß nicht, wie alles weiter gewesen ist. Auf dem Turnplatz bin ich herumgerannt wie toll. In mir hat es brausend gejubelt und gesungen, und ich habe doch nicht gewußt, warum; wenigstens nicht mit Worten. In mir aber stand es fest: sie wird mal deine Frau, sie muß mal deine Frau werden! Und meine Beine haben gesprungen, daß es nur so eine Lust gewesen ist.

Niemand erfuhr von all diesen Dingen.

Immer schon hatte ich recht gern geschnitzt; aber in meinem zehnten, elften, zwölften Lebensjahre wurde mir das Schnitzen die liebste Beschäftigung. Geradegewachsenes, astfreies Feuerholz war ja in großen Mengen im Holzkeller. Man brauchte nur zuzufassen. Schiffchen aller Gattungen und Größen wuchsen unter meinen Künstlerfingern. Wohl waren sie nicht annähernd so schön wie diejenigen Hamanns, aber sie schwammen doch auf der Wassertonne im Garten, und

wenn ich sie heimbrachte, fanden sie Papas und Mamas höchstes Lob, und Oskar nahm sie jubelnd als Kostbarkeiten entgegen, die aus einem fernen, wunderbaren Lande stammten.

Wurde schon der Schiffsbau sehr lebhaft betrieben, so pflegte man die Waffenindustrie geradezu leidenschaftlich. Kaum ein Stück Feuerholz war so gering, daß es nicht doch noch wenigstens eine Lanze oder einen kurzen Wurfspieß hätte abgeben können. Sprach man in der Geschichtsstunde von Dietrich von Bern und anderen deutschen Sagenhelden, so wurden dementsprechend vorwiegend zweischneidige Schwerter geschnitzt; lernte man von den Landsknechten des Mittelalters, so schuf man sich stolze Lanzen; und wurde eine Indianergeschichte vorgelesen, so arbeitete man sich rasch, um auf der Höhe der Zeit zu verbleiben, Skalpiermesser und Tomahawks.

Unter dem Rock trug man ein Wehrgehänge aus Bindfaden mit zahllosen Schleifen. Da hinein steckte man ein ganzes Arsenal von Waffen. So ging man einher von früh bis spät, für jeden Fall war man gerüstet. Flog mit indianischer Hinterlist plötzlich eine Rothaut aus der Buchenhecke, man riß mutig den Tomahawk aus dem bindfadenen Gürtel; und begegnete man dem Dietrich von Bern, schon schwang man das fürchterliche zweischneidige Schwert zu grimmem Kampfe.

Häufig sagte man einem Freunde zu einer bestimmten Zeit Fehde an. Dann traf man sich auf dem vorbestimmten Kampfplatze, packte den Gegner mit der Linken und hieb mit der Waffe in der Rechten wacker und schonungslos auf dem gegnerischen Hosenfleck herum, daß es klappte.

Bedauerlicherweise besaß ich das derbe Turnzeug der Freunde nicht und noch weniger ihren verdienstvollen Schutzflicken, aber Tränen, die gab es darum doch nie. Denn Tränen waren nicht männlich!

In den Unterrichtsstunden, beim Essen, immerfort trug man seine schimmernde Wehr. Und auch des Nachts legte ich stets wenigstens einen Dolch und einige kurze Wurfspieße unter das Kopfkissen. Denn wer weiß, ein Feind mochte eindringen. Mochte der Feige nun getrost kommen. Kaum hätte er den Kopf durch das Fenster gesteckt, und schon wäre ihm die scharfe Spitze meiner Lanze ins kalte Herz gedrungen. Und einen Schurken weniger trug diese Erde.

Ich glaube, mir waren diese Spiele durchaus ernst und notwendig. Ich fühlte wohl nicht, daß es nur Spiele waren. Einmal empfand ich aber doch, daß dieser hölzerne Waffenschmuck lächerlich sei. Das kam so:

Der Vater hatte mich gelehrt, meinen kleinen Koffer militärisch zu packen. Nun packte ich meine Habseligkeiten, wollte ich heimfahren zu den Ferien, selbst ein. Einmal, ich dürfte elf Jahre gezählt haben und wollte in die Weihnachtsferien, glückte das Packen nicht. Der Koffer war diesmal zu klein. Ich versuchte es auf diese und auf jene Art: der Koffer blieb zu klein. Frau Neumann kam hinzu. Sie riet mir sofort, meine Waffen nicht mitzunehmen. Empört über solch eine Zumutung wollte ich erst auffahren; doch ich schwieg. Sie war ja eine Frau. Was verstand sie von Waffen. Was überhaupt von männlichen Angelegenheiten. Unter ihren Augen ließ ich die Waffen weg. Packte dann aber rasch wieder aus und — machte es besser. Die Erleuchtung war mir gekommen. Hurtig zog ich drei Hemden an und darüber noch drei Westen und — das Packproblem war glänzend gelöst! Meine gesamten Waffen gingen nun in den Koffer. Ich war sehr froh und sehr stolz. Einen besonders wertvollen Tomahawk und einen besonders scharfen Dolch behielt ich allerdings bei mir und hing ihn an das bindfadene Wehrgehänge unter meinem

Rock. So! Nun war ich gerüstet für alle Eventualitäten. Mir konnte nichts geschehen auf der langen Reise!

Frau Neumann brachte mich zum Zuge. Da ich bis Berlin stets allein fuhr, so bat man eine mitreisende Dame, doch ein wenig auf mich zu achten. Sicherlich war das gut gemeint; aber mir gefiel das durchaus nicht. Ich war so „männlich", daß ich allein fertig werden konnte, und — ich trug ja unter dem Rocke heimlich einen Tomahawk und einen Dolch. Mochten sie kommen!

Das Abteil war sehr gut geheizt, aber ich zog den Ueberzieher doch nicht aus; denn ich mußte befürchten, daß man dann vielleicht meinen männlichen Waffenschmuck unter dem Jacket hervorlugen sah. Ich blieb steif sitzen und schwitzte. Die freundliche Dame, die man mir — solche Schmach! — zur Aufsicht gegeben hatte, war sehr lieb zu mir. Sie forderte mich mehrmals auf, doch den Ueberzieher auszuziehen, es sei doch so heiß. Ich weigerte mich jedoch standhaft, wenn auch schüchtern verschämt.

Heißer wurde es. Auf meiner Stirn standen Schweißtropfen. Die Dame redete mir gütig zu, den Ueberzieher auszuziehen. Sie stand auf, wollte mir behilflich sein. Ich widersetzte mich förmlich. Ein Herr neben mir mischte sich ein. Er hatte eine grobe, harte Stimme, war vielleicht ein Landwirt oder ein Viehhändler.

„Dicker, du schwitzt dich ja dot!" sagte er und legte frevelnd Hand an mich.

Ich beteuerte, daß ich fröre. Ich wehrte mich energisch. Es nützte nichts. Der Viehhändler war stärker. Bald hatten sie mich meiner dicken, warmen Winterhülle beraubt, ich saß da wie ein gerupfter Spatz. Kaum hatte aber der Viehhändler

den Ueberzieher an die Wand gehängt, und wollte sich setzen, da geschah das Befürchtete:

„Wat is denn das da?" fragte er indiskret und griff nach dem Griff meines Tomahawks, der richtig unter dem Rocke hervorsah.

Ich fühlte, daß ich über und über rot wurde. Er zog an meiner Waffe, als sei es sein Eigentum. Ich verteidigte hartnäckig mein Geheimnis, ich setzte mich fast kampfartig zur Wehr. Indes der Viehhändler blieb Sieger. Lachend zog er den Tomahawk aus meinem Gehänge und betrachtete das Kunstwerk, lachend zeigte er es im Abteil herum.

Nun hätte ich ja den Dolch zücken und wider sein freches, pommerisches Herz wenden können; aber mir fehlte der Mut. Ja, wenn Dähne oder Wendorf oder Hamann bei mir gewesen wäre, ich hätte ihm kaltblütig den Dolch ins Herz gerannt. So aber, so ließ ich es geschehen, daß er über meinen Tomahawk lachte: lachte über meine Waffen!

Stumm und starr saß ich auf der Kante meiner Bank und wagte nicht aufzublicken. Fast wie einen körperlichen Schmerz empfand ich es, wie die Anstaltszöglingsideen mich einhüllten, mich von denen da schieden. Geschändet, beschämt, verlacht fühlte ich mich. Deutlich empfand ich, wie lächerlich die Anstaltsideen doch waren. Ich war wie zerknickt, wie zerschmettert.

Die guten Leutchen meinten es natürlich gar nicht bös mit mir. Mit freundlichem Lachen gab mir mein derber Freund die Waffe wieder zurück und riet mir, ich solle sie nur ruhig neben mich legen, es könnten doch schlechte Menschen kommen, dann solle ich den ganzen Zug beschützen helfen.

„Dicker" nannte er mich hartnäckig. Und meine Angst vor ihm wuchs. Ich befürchtete, er möchte den Grund meiner

Leibesfülle auch noch feststellen wollen. Doch es kam nicht so weit. Im Gegenteil! Es wurde noch recht angenehm. Die freundliche Dame kaufte mir in Eberswalde Spritzkuchen, und der Viehhändler schälte einen großen Apfel und steckte mir Stück um Stück in den Mund: Von diesem meinem Todfeinde mußte ich Essen annehmen, ich mußte, er fragte nicht erst. Alle Welt interessierte sich für mich und war lieb und freundlich zu mir.

Und ich saß verschüchtert und verängstigt und ersehnte heiß das Ende der Fahrt.

Schulunterricht der Blindenanstalt. — Musikalisches.

Lehrfächer und Lehrziele. — Die Blindenschrift. — Die Blindenstenographie. — Die Noten der Blinden. — Gutes und schlechtes Lernen. — Die Landkarte der Blinden. — Erziehung eines guten und treuen Gedächtnisses. — Musikunterricht. — Wie mein Vater Musik genoß. — Das Geigenspiel im Eisenbahnzuge.

Der Schulunterricht der Stettiner Blindenanstalt unterschied sich im wesentlichen wenig von dem einer Volksschule. Auch das Lehrziel war fast das gleiche. Alle die Fächer, die die Volksschule lehrt, lehrte auch die Anstalt. Ein großer Vorteil lag darin, daß die Klassen sehr klein waren, etwa fünf bis zehn Schüler und Schülerinnen; denn der Lehrer hatte so Zeit, sich dem einzelnen weit mehr zu widmen, als das in einer Volksschulklasse möglich ist.

Als Spezialfächer der Blinden kommen vor allem das Lesen und Schreiben der Blindenschriften in Betracht. Die lateinische Druckschrift, erhaben gepreßt, die ich in der ersten Unterrichtsstunde bei Herrn Prunk zu lernen begann, wurde in den letzten Jahren meiner Stettiner Zeit schon kaum noch gelehrt; sie zeigte sich nicht leistungsfähig. Man pflegt jetzt nur noch die Punktschrift, die nunmehr eigentliche Blinden-

schrift. Deren Zeichen bestehen aus erhabenen Punkten, die in starkes Papier gepreßt sind, beim Druck durch Blechplatten, beim Schreiben durch einen Stift mit der Hand. Sie wird mit den tastenden Fingerspitzen gelesen. Darüber Einiges an anderer Stelle.

Etwa von 1889 an erlernte ich dann noch die Blindenstenographie, die Kurzschrift. Sie kürzt mit einem einzigen Zeichen gleich Silben, mit einem oder mehreren Buchstaben Worte. Ich lernte sie sehr rasch schreiben, bedeutend rascher, als ein Sehender mit der Feder schreibt in Kurrentschrift.

Von 1891 an lernte ich bei Herrn Widow, einem neu in die Anstalt eingetretenen Lehrer, auch die Notenschrift der Blinden. Sie ist ungeheuer kompliziert und schwer zu erlernen und anzuwenden. Ich lernte mit großem Eifer, und da ich in Herrn Widow einen äußerst geschickten Lehrer hatte, so beherrschte ich diese Schrift bereits nach etwa 14monatigem Unterricht, während der Lehrplan der Anstalt mehrere Jahre zu ihrer Erlernung vorschreibt. Nach dieser Schrift muß man, mit den Fingerspitzen tastend lesend, zunächst die Musik auswendig lernen, ehe man sie erklingen läßt. Sie ist so schwer, daß immer nur die intelligentesten Blinden sie vollkommen erlernen.

Als Spezialunterrichtsmittel jener Zeit kamen noch die Geographiekarten in Betracht. Auch sie sind, wie die Schrift, erhaben in starkes Papier gepreßt. Das Meer ist wellig, das Land glatt, Flüsse durch Striche, Städte durch Punkte dargestellt. Die Grenzen sind punktierte Linien.

Der wesentlichste Unterschied im Lehren und Lernen bestand darin, daß das sehende Kind viel aus Büchern, wir jedoch fast ausschließlich nur durch den Mund des Lehrers lernten. Unterrichtsbücher in Blindenschrift fehlten noch fast ganz.

So wurde denn, ganz natürlich, sehr großer Wert auf die Erziehung, die Bildung eines guten und zuverlässigen Gedächtnisses gelegt. Und vielleicht liegt auch mit in diesem Gedächtnisbilden eine Begründung dafür, daß ich noch so zahlreiche und treue Erinnerungen meiner Jugend in mir trage.

In einigen Fächern, vor allem Geschichte, Geographie und Mathematik leistete ich das Beste. Nur einmal ruhig und sachlich eine Sache erklären, und sie war mir klar vor der Seele, ich konnte sie nun, allerdings nur mit meinen eigenen Worten, leicht und folgerichtig wiedergeben. In anderem, wie Grammatik, Gedichtelernen und gedankenloses Rechnen, blieb ich ein schlechter Schüler.

In den Fächern Geschichte, Geographie und Physik kamen wir weit über das Lehrziel der Volksschule hinaus. Wir hatten da in Herrn Höfs und Herrn Widow ausgezeichnete Lehrer.

Musikunterricht wurde zwar als Nebenfach getrieben, dennoch aber nicht minder eifrig als die wissenschaftlichen Fächer. Im Klavierspiel bin ich, glaube ich, sehr langsam vorwärts gekommen, denn es fehlte an Instrumenten zum Ueben. Immerhin machte ich Fortschritte. Ob es im Violinspiel besser war, kann ich nicht beurteilen, ich glaube es kaum. Schlechter als andere mag ich wohl nicht gespielt haben.

* * *

Meine wissenschaftlichen Studien wurden daheim kaum beachtet, für meine musikalischen Fortschritte interessierte man sich sehr, vor allem nahm mein Vater lebhaften Anteil an meiner musikalischen Ausbildung. Kam ich in den Ferien heim, so erkundigte er sich allem voran nach meinen musikalischen Fortschritten. Sofort mußte ich ihm die Stücke nennen, die ich neu erlernt hatte. Es waren meist recht wenige! Wenn

ich nachher im Kreise der Familie allgemeine Erlebnisse erzählte, dann fragte er wohl unvermittelt dazwischen: „Ach, wie hieß das zweite Stück da gleich?" Und ich sah, daß er sich innerlich damit lebhaft beschäftigte. Diese Vorliebe für Musik war eine Sonderbarkeit meines Vaters, die man kaum versteht. Er war nämlich — im üblichen Sinne — nicht musikalisch.

Er teilte die Musik in drei Hauptgruppen: Armeemärsche („Die höchste Kunst!"), Stücke, die seine Kinder spielten, und die er infolgedessen genau auswendig wußte und — unerwünschter Lärm: „alles übrige". Er wertete die Musik — mit den Beinen. Je straffer der Rhythmus, je schöner, je mehr echte Kunst! Darum stand ihm auch der Marsch an erster Stelle. Auch erinnerte er ihn an seine Militärzeit, und das war wohl ausschlaggebend.

Im Kunstgenießen war er sehr bescheiden. Nur Sonntags nach dem Mittagessen nahm er, nach dem Schweinebraten, auch etwas Kunst zu sich und zwar im Schlafe. Hatte sich mein Vater so recht behaglich sattgegessen, so erhob er sich, ging ins gute Zimmer und legte sich dort aufs Sofa zur wohlverdienten Ruhe. Seine Kinder mußten nun musizieren, das war alter Brauch in der Familie. Zweihändig und vierhändig trommelte man Ouvertüren, Auszüge aus Opern und Konzerten, Potpourris, Liederbearbeitungen, Tänze und Märsche herunter mit Ausdauer. Aus der Küche klang Annas Tellergeklapper hinein; vom Sofa her die zufriedenen Atemzüge unseres guten Vaters: er schlief, schlief fest und gut. Säuselte das Klavier liebliches Piano, dann flötete auch sein Atem leise und friedlich in die Sonntagsstille. Brauste das Klavier im Fortissimo auf, dann sekundierte auch er mit Holzsägekraft.

Und es war uns stets ein gerngerufener Musikscherz, das Stück im Fortissimo abschließen zu lassen; denn dann tat Papas kunstbegeisterte Traumsäge noch einen mächtigen Streicher in die plötzliche Stille hinein. Sogleich aber erwachte er und behauptete mit behaglichem Dehnen der Glieder: „Die Musik ist doch der höchste Genuß! So ein Genuß! So ein Genuß!" Und wir lachten und sagten: „Du hast ja geschlafen, Papa!" — Er: „Ich hab alles gehört, alles!" — Und wir lachten und hatten unsere Freude daran. Tatsache war aber, daß er stets wußte, was man gespielt hatte. Hatte mein guter Vater so in dieser Weise ein Stündchen Musik genossen, dann war er für eine Woche gesättigt an Kunst. Ihm spielte ich gern vor, besonders Märsche, die er so liebte. Sonst aber niemandem. Ich genierte mich stets, wußte jedoch nicht zu sagen, warum.

Von meinen ersten künstlerischen Erfolgen möchte ich hier noch erzählen: Es war 1889. Ich reiste in die Sommerferien. Als ich es mir im Zuge in Stettin bequem gemacht hatte, da redete mich — kaum rollte der Zug — schon eine Männerstimme an:

„Du spielst wohl Geige, Dicker, was? Spiel mich mal was vor! Mach mal eenen runter!" — Ich genierte mich; doch es half nichts. Der brave Pommer gab mir ohne Umstände die Violine in die Hand und befahl: „Los! Feste!" Zwirnfadendünn klang mein Streichen in das Getöse des rollenden Zuges. In dem Gefühl: man hört mißratene Töne nicht so, griff ich fester zu, strich kräftiger drauflos, bekam Mut und Selbstvertrauen. Besser ging es nun schon. „Immer feste!" schrie mein freundlicher Zuhörer. Und ich strich, daß die Haare flogen. Ich erntete ja doch den ersten Beifall für diese neue Kunst. Meine gesamten Uebungen, mit dem Streichen der leeren Saiten beginnend, geigte ich herunter. Und

wieder und wieder lobte mein Freund mit Enthusiasmus. Schon beschloß ich in meiner frohen Musikerseele, mich auf den Fittichen meiner Kunst ins große Berlin, in des Reiches stolze Hauptstadt hineinzugeigen, da protestierten ein paar Damen und meinten liebenswürdig:

„Wir wollen dich aber nicht so sehr anstrengen, du armer Junge! Hör nur auf nun! Dir müssen ja die Arme weh tun!" — O, sie kannten meine Ausdauer noch nicht! — „Ich bin noch gar nicht müde!" schrie ich ihnen durchs Zuggebrause zu, und begann mit verdoppelter Begeisterung zu kratzen. Mein Bogen schrabte, daß es eine Lust war. Ich wollte ihnen doch zeigen, daß ich noch lange, daß ich bis Berlin spielen konnte. Sehr bald bemerkte ich jedoch, daß diese Damen nicht musikalisch waren, denn sie begannen von nebensächlichen Dingen zu sprechen und hörten nicht mehr bewundernd zu. Ich verdoppelte die Kraft meines Bogens, wollte mir Gehör erzwingen. Alles vergebens. Wer den Genius der Musik nicht kennt, der versteht nie und nimmer mein kühnes Geigen. Das empfand ich. Man fiel mir buchstäblich in den arbeitenden Arm. Man nahm mir die holde Violine, meine damalige Braut, schnöde aus der Hand und legte — solche Profanierung! — ein Stück Kuchen dafür hinein.

Die finstern Mächte des Unverstandes hatten wieder einmal gesiegt. Ich war zum Schweigen gebracht. Doch mein Freund klopfte mir wohlwollend auf das Knie und sagte: „Hast mich ne Zukunft vor dich, mein Sohn! Ich verstehe was von de Kunst!" Und ein sehr dickes Wurstbrot hielt ich in der noch leeren zweiten Hand. Das war mein erster Violinerfolg.

Der zweite kam sehr bald danach. — Ich war nun zu Hause. Papa hatte gut gegessen und legte sich vorn aufs Sofa,

sein Pensum Kunst zu sich zu nehmen. Mariannchen und Lisbeth spielten einige Stücke, und Papa schlief sehr schön wie immer. Ich setzte mich vor das Klavier und spielte; und Papa schlief immer wieder sehr gut und sehr laut. Ich spielte und spielte, und mein Programm war beendet. Papa jedoch war heute nimmersatt. Ich war eben das erstemal wieder in den Ferien, er wollte immer noch mehr hören. Da ergriff ich die Violine und begann meine Uebungen zu streichen. Und siehe da, der Erfolg war frappant. Papa schlief nicht. Er lauschte immerfort. Er war — ganz Ohr. Er wurde unruhig. Er setzte sich auf. Er sagte schließlich, was er bei meinem Klavierspiel nie getan hatte, ich solle jetzt nur aufhören, es sei doch Kaffeetrinkenszeit. Ich ersah mit innerer Genugtuung: Mein Violinspiel gibt ihm mehr als Klavier. Von einer Stunde Klavierspiel ist er noch nicht gesättigt; zehn Minuten Violinspiel — und er hat genug! — Ich strahlte.

Winterzeit in der Blindenanstalt.

Die blinden Jungen im Winter. — Die große Schneeballschlacht. — Schlittenfahren. — Aus der Vorlesestunde.

In Raguhn hatte ich den Winter fast immer nur vom Zimmer aus kennen gelernt. Frische, frohe Winterspiele waren mir fremd geblieben. In Stettin nun war mir der Winter fast lieber als der Sommer, ich erwartete ihn stets mit Ungeduld. Und war er dann endlich da, dann hatte die Freude kein Ende. Die jugendliche Knabenlust schwoll ins Ungemessene.

Freilich brachte einem der Winter auch Erschwerungen. Man hörte ja die Spielkameraden in dem weichen Schnee nicht mehr stehen und laufen. Man stieß sie daher oft. Auch wußte man häufig nicht, wo Beet und Weg war, weil der Schnee

alles verweht hatte, und man rannte nun in die Sträucher, gegen die Bäume. Doch das machte nichts, das erhöhte eher noch die Ausgelassenheit. Auch brachte der Winter ja Erleichterungen. Fiel man, dann schmerzte es nicht, man fiel weich; und lief man wirklich über Neumanns Gemüsebeete, dann gab es nicht Schacht, denn man zertrat ja jetzt nichts.

Schneemänner wurden gebaut. Schneeburgen erstanden und wurden von einer Partei verteidigt, von der andern gestürmt. Kriegsgeschrei und Waffengetöse hallte alle Freistunden im Hof. Schneeballschlachten wurden ausgefochten, die alle geschichtlich beglaubigten Kugelschlachten weit in den Schatten stellten.

Einer besonders heftigen Schneeballschlacht entsinne ich mich noch ganz deutlich. Ich war damals etwa zwölf Jahre alt. Es war in der Pause. Wir machten eifrig Schneebälle und verstauten sie unter der Bank an der Mauer. Man hatte nämlich beschlossen, Herrn Gamrad, den Gesanglehrer, wenn er um zwölf aus der Gesangstunde kam, mit einem dichten Kugelregen zu überfallen. Man war sehr fleißig bei der Arbeit. Der schlaue Feind muß aber Kenntnis von dem Plan bekommen haben, denn er machte es, wie Moltke es stets getan: er kam uns zuvor, er begann den Kampf, bevor wir genügend vorbereitet waren. Mitten in unserer friedlichen Arbeit wurden einzelne von Schneebällen getroffen. Was war das? Gab es unter uns Verräter? Waren uns einige der Unserigen untreu geworden? Man lauschte gespannt, achtete auf die Richtung, aus der die Schneebälle kamen. Richtig: sie flogen vom Garten her. Dort konnten nur die Lehrer sein. Denn der Garten war den Schülern verboten.

Hamann stellte sich hoch aufgerichtet hin und rief hinüber: „Melde dich, du feiger Feind!“

Doch kaum hatte er seinen Ruf ausgestoßen, da kam ihm schon die Antwort: ein harter Schneeball knallte ihm auf die Brust, daß es förmlich klappte.

Er schrie: „Das ist nur Herr Gamrad! (nur der formte solche harte Bälle!) Auf zum Kampf!" Und alles begann zu schneebällen.

Der Feind war jedoch im Vorteil. Denn ihn deckte das Gesträuch, während wir auf dem kahlen Hof ohne Deckung blieben. Da schrie Wendorf, der am stärksten war und keine Angst zu haben brauchte, daß man ihn nachher „feige" nennen würde: „Waffenstillstand!" hinüber. Und der Feind schien auch zu warten. Es flogen einen Moment keine Kugeln mehr. Wendorf lief nun ein wenig auf den Garten zu, um als Parlamentär zu verhandeln.

„Das ist feige," begann er, „wenn der eine so Deckung hat und der andere nicht! Ein Turnier muß immer auf gleichem Kampfplatz ausgefochten werden. Das ist deutsche Art!"

Er wollte wohl noch viel sagen; doch er konnte nicht, wir hörten es. Ein schöner, weicher Schneeball war ihm in den offenen Mund gefahren, und er kaute krampfhaft die Kugelsplitter hinunter. Aus seiner Brust kam nur noch ein ersticktes Röcheln, er schluckte zum Gotterbarmen.

Die Lehrer schrien vor Lachen. Herr Höfs rief: „Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz!" (Man hatte im Deutschen gerade die Trompete von Gravelotte.) Und Herr Gamrad rief triumphierend: „Hier, Vorderpommern!" und begann einen mörderischen Kugelregen zu schleudern.

Da erkannte jeder: der grimme Feind nahm's ernst. Es galt für uns, die Ehre der Schüler zu wahren. Das war klar.

„Manöveret!" schrie Wendorf jetzt. Und jeder verstand

das Stichwort. Denn man hatte „Manöveret!", die Mauer als Feind betrachtend, oft geübt mit Fleiß.

Man wandte, bückte sich; hielt den Herren im Garten das Feld ihrer eigentlichen pädagogischen Tätigkeit hin. Beide Hände rafften Schnee zusammen; die Beine wurden breit gestellt, und durch die Beine hindurch, mit beiden Händen abwechselnd, wurde gefeuert, daß die Funken stoben. Die Herren Lehrer waren jetzt im Nachteil. Denn mit dem abgehärtesten Teil des Körpers, — übrigens durch den Feind eigenhändig abgehärtet, — fing man verächtlich alle feindlichen Geschosse auf. Der Kopf lag gebückt in Deckung. Nur hin und wieder mußte man flink, aber ohne sich aufzurichten, einen Schritt rechts oder links springen, wenn nämlich die weiße Munition unter den Händen ausgegangen war. So warf, so ballerte man wie ein modernes Maschinengewehr, und Herrn Widows dunkles, volles Glockenlachen wies die Richtung, das Ziel.

„Manöveret!" schrie Wendorf wieder und wieder und feuerte damit seine Kämpen zur äußersten Kraftentfaltung an. Die Bälle sausten, das goldige Lachen schwoll auf allen Seiten. Wer in dieser großen Schlacht der Sieger geblieben ist, war unklar. Jedenfalls sprach man noch lange mit stolzem Mut von diesen Taten. —

Nun wurden auch die Schlitten benötigt, die man längst gebaut hatte, die in den Kabusen lagen und warteten auf den Schnee wie die Schiffe auf die neue Flut. Man setzte sich nicht auf diese Schlitten und ließ sich ziehen, wie man es wohl anderwärts tut; nein, man hockte sich oben auf dem Wege auf den Schlitten, gab sich einen Stoß und ließ sich vom Schwergewicht pfeilgeschwind sausend zu Tal und weiter treiben. Noch heute ist mir fast unbegreiflich, daß dabei keine Unglücksfälle vorgekommen sind. Die Wege, die den Zög-

lingen überlassen waren, hatten nämlich zu beiden Seiten „Leitstangen", Geländer, die der Orientierung dienten. Wie leicht konnte man sich an diesen Geländern stoßen. Wie leicht hätte man sich den Kopf zerschmettern können bei der raschen Fahrt. Doch nie kam etwas Aehnliches vor, die Lust wurde nie gestört.

So herrlich es nun auch draußen in der frischen, frostklaren Winterluft war, das Schönste des Winters war doch — das Vorlesen. Allabendlich von acht bis neun Uhr hatte nämlich der Lehrer vom Dienst vorzulesen. Da hörte man Romane, Novellen, Indianer- und sonstige Geschichten jeder Art. Da folgte man kühnen Forschern auf ihren Reisen bis in den hohen Norden über blinkende Eisfelder, in den Süden, durch die glühenden Wüsten von Afrika und durch die betenden Einsamkeiten der Anden. Kaum einen Punkt der Erde mochte es geben, den man nicht in diesen Abendstunden durchreist hätte. Die lichtvollsten und schönsten Stunden meiner ganzen Stettiner Zeit waren das.

Fiebernd vor Ungeduld und Freude hatte ich schon auf das Achtuhrläuten gewartet. Endlich schrillte die Glocke auf. Wie ein Blitz war ich von meinem Stuhl und stürmte hinauf in den Lesesaal, nahm erwartungsvoll meinen Platz ein. Viel, viel zu langsam schlürften mir die Holzpantoffeln der Zöglinge heran. Langsam suchten sie ihre Plätze, allmählich wurde es still. Und der Lehrer vom Dienst kam herein. Das Vorlesen begann.

Eng aneinander geschmiegt hockte man auf seiner Bank. Ganz mäuschenstill saß ich da, bewegte mich nicht. Denn wer weiß, man hätte ja womöglich ein Wort verpassen können. Der Körper war still, wie tot. Nur der Geist war rege. Im Kopfe war es so groß und frei und still wie in einem luftigen

Himmelsgewölbe, und die Ohren standen offen davor wie mächtige Tore und schluckten und schlangen gierig alles, was da aus den herrlichen Büchern kam, in das große Gewölbe hinein. In dem mächtigen Gewölbe aber hantierte geschäftig ein fleißiger Packer, der sortierte und ordnete das alles, was da durch die Tore hereinkam. Ein merkwürdiger Zustand war das. Ich sah dem fleißigen Packer dadrinnen bewundernd zu und hörte nebenbei noch hie und da einen Schüler leise oder minder leise schlafen. In schön gesteigertem Crescendo sägte eine Traumsäge von irgendwo immer mächtiger in das monotone Gemurmel der gelesenen Worte hinein. Plötzlich machte es „Rrrhapp!" und der Schläfer war erwacht. Nun hörte man nur noch das Lesen allein. Bald hatte der Fleißige aber einen neuen Balken erwischt und sägte weiter.

Manche Lehrer weckten die Schläfer; manche ließen sie ruhig schlummern in süßem Frieden. Das gleichmäßige Schnarchen und das einförmige Wortgeklapper versetzten mich stets in eine sonderbar zwingende Hypnose. Mein Körper schlief fast; mein Geist war doppelt rege, doppelt wach, er konnte so doppelt gierig und doppelt intensiv die herrlichen Bücher in sich hineinschlucken und hineinschlingen. Der Körper, sein Dirigieren störte und belästigte ihn ja nicht, der Körper war ja fern, war gut versorgt, war im Traumland.

Wenn dann die Hausglocke plötzlich mißtönig schrill: „Neun Uhr!" in das Idyll gellte, dann ging ein ärgerlicher Ruck durch meinen ganzen Körper und die grobsinnige Wirklichkeit stand wieder derb und knochig vor mir und schrie mich an: „Na, wollen wir uns mal wieder balgen?"

Man ging mit allen andern über den Korridor. Man setzte sich im großen Gesangsaal auf seinen Platz. Man sang Choräle mit, man hörte Gebete hersagen, und man war doch

nicht da, war nicht dabei. Man war noch weit, weit draußen im goldschimmernden Glückslande der Phantasie!

Ferienzeit in Freud' und Leid.

Zu Hause. — Geschichtenerzählen. — Das Blindsein bringt neue Schmerzen. — Die wirtschaftliche Lage von Vaters Fabrik. — Düstere Bilder aus der Streikzeit. — Der Bankrott. — Der beste, treueste Freund.

Die Ferien waren mir die herrlichsten Feste. Ich empfand diese Herrlichkeit wohl weit mehr als die meisten sehenden Kinder. Die Anstaltsordnung, der Anstaltszwang engte mich nicht mehr ein: Freiheit bedeuteten mir die Ferien.

Das von Kindheit her gewohnte gute Essen der Mutter, das behagliche Ausschlafendürfen fand ich in den Ferien wieder: Wohlleben war mir die Ferienzeit. Der derbe, harte pommersche Dialekt fiel von mir, wie man etwas Aufgezwungenes fallen lassen kann. Heimgekehrt, sprach ich wieder in den weichen, mitteldeutschen Lauten, die mir von Jugend her vertraut und lieb waren. Die Eltern und Geschwister wetteiferten, mir Liebes zu bezeigen, ich fühlte aus jedem Wort, aus allem Tun: du bist die Hauptperson, um dich dreht sich jetzt alles. Und all das machte mich so glücklich, so froh, daß ich mich vor lauter Jubelfreude und Seligkeit rein nicht zu lassen wußte.

Die Schwestern waren herangewachsen, sie teilten meine kindlichen Interessen nicht mehr; aber Molli war noch immer der alte, und der kleine Oskar konnte nun auch mitspielen. Jubelnd sprangen wir drei in den Garten. Ich beschenkte den Bruder mit meinen besten Waffen und nahm ihn dadurch auf in den Bund der Männlichen. Mit geschwungenem Tomahawk sprengten wir kühne Attacken, hieben auf den trutzigen Rotdornstrauch ein, daß die Blätter flogen, und Molli ließ es sich

nicht nehmen, zornig in das wilde Kriegsgeschrei miteinzustimmen. Ich lehrte den Bruder, wie man den Feind im Dickicht beschleicht; wie man auf die Bäume klettert, und er zeigte mir dann nicht selten, wie man wieder herunterfällt, denn er war wohl noch etwas zu jung für derlei Kunststücke und konnte sich auf seine Hände noch nicht verlassen. Stundenlang saß man auf dem Kirschbaum und aß. Die Kerne wurden mit dem Pustrohr ins Feld hinausgepustet, und wir glaubten, niemand sähe uns da oben.

Dann wieder mußte mir Oskar aus einem Indianer-, Seeräuber- oder einem andern Schurkenbuche vorstammeln; vorlesen war es damals noch nicht. Als Gegenleistung erzählte ich ihm abends, wenn wir im Bett lagen, gleichfalls Indianer- und ähnliche Geschichten. Da aber sehr bald die Geschichten, die ich in der Anstalt gehört hatte, erzählt waren, so mußte ich neue erfinden, und ich tat das mit sehr viel Selbstvertrauen. Sehr originell mögen meine Geschichten kaum gewesen sein, aber sie waren grausig spannend, und mit Toten, Dieben, Mördern sparte ich durchaus nicht. Oft ging mir da die Geschichte mit mir selbst durch. Und plötzlich mahnte Oskars Stimme aus seinem Bett: „Aber der ist doch gestern schon gehängt worden!" — Ja so, der war schon erledigt! Was tun? — „Du kannst dir doch denken, daß der man bloß en bißchen scheintot war!" Und Oskar konnte sich das stets denken. Rasch ließ ich ein geheimnisvolles Goldlager auftauchen in Amerika, und er war abgelenkt. O ja, ein begeisterungsfähiges und dankbares Publikum hatte ich immer.

Mit den Kindern der Stadt, mit den einstigen Schulkameraden kam ich weniger zusammen. Denn das war mir stets eine Qual. Merkte ich doch sofort meinen Mangel und erkannte darum doppelt intensiv ihren Vorzug. In der Anstalt merkte

ich kaum einmal, daß ich abnorm sei, denn da waren ja Blinde Normale, Sehende aber Abnorme. Hier war das umgekehrt. Und der vom Kinderfrohsinn längst verschüttete Schmerz über das Blindsein brach wieder auf und dann umso heftiger, als ich ja älter und verständiger geworden war. So mied ich denn, vielleicht meist unbewußt, den Umgang sehender Kinder. Ging jedoch Oskar am Ende der Ferien schon wieder in die Raguhner Schule, war ich so oft allein mit Molli, dann überkam mich mit der Einsamkeit doch die alte Wehmut wieder. Still konnte ich unter meinem alten Apfelbaum liegen, ins Blau träumen, das ich schon fast nicht mehr sah, und traurig sein. Mir fiel ein, daß meine einstigen Kameraden jetzt bereits Latein und Französisch trieben, daß sie dermaleinst tüchtige Leute werden würden, die etwas leisteten in der Welt, und daß ich — nichts lernte und auch einmal nichts leisten konnte; denn — ich war ja blind. Mir fiel ein, daß sie von Doktoren und Professoren unterrichtet wurden, also von Leuten, denen ich wohl nie begegnen würde in meinem Leben, und daß ich — gar zu groß wollte mir der Unterschied erscheinen zwischen ihnen und mir. Gar zu winzig und unbedeutend fühlte ich mich im Vergleich zu ihnen. Und heiß sehnte ich dann das Ende der Ferien herbei, das mich wieder in die Blindenanstalt führte, in die Welt, die für mich geschaffen war.

Tiefgehend traf mich auch das Schicksal meines Vaters. Onkel Friedrich, sein Teilhaber, hatte geheiratet und nun seinen Anteil an der Fabrik verlangt. Um allem Streite aus dem Wege zu gehen, hatte mein Vater ihm eine große Summe bar ausgezahlt. Damit war nun aber die solide Grundlage des Geschäftes aufs tiefste erschüttert. Bankdiskont mußte helfen. Zahlungseinstellungen von Schuldnern kamen. Ein Webmuster schlug nicht ein. Plötzliche Arbeitseinstellungen der Arbeiter

ereigneten sich. Denn es waren die Jahre, in denen sich die Sozialdemokratie entwickelte, die Zeit von 1885 bis 1891. Mit äußerster Energie suchte sich mein Vater dem Rückgang des Unternehmens entgegenzustemmen. Die Ereignisse waren stärker als er.

Noch zahlreicher Bilder aus jener harten Kampfzeit erinnere ich mich. In dem kleinen Landstädtchen Raguhn waren geschulte Arbeiter, Weber usw. nicht zu haben. Es mußten welche aus Industriestädten verschrieben werden. Sie kamen und brachten das neue Evangelium mit und predigten es eifrig den Arbeitsgenossen. Noch sehe ich solch einen Weber in der Frühstückspause auf dem Hofe stehen und seinen Mitarbeitern ins Gewissen reden. Mein Vater und ich gingen vorüber. Da sagte er so laut als möglich: „Vor dem Blutsauger braucht ihr nich zu grüßen! Jetzt ist Frühstückspause; jetzt sind wir nich im Sklavendienst."

Ein andermal sehe ich den Vater ins Zimmer treten. Müde, wortlos setzt er sich aufs Sofa. Man fühlt, es hat sich etwas Schlimmes ereignet. Meine Mutter tritt zu ihm: „Was haben sie denn wieder, Oskar?" Und ihre weiche Stimme bittet.

Vor ohnmächtigem Schmerz kann er kaum sprechen: „Nun hat wieder so ein elender Kerl einen Nagel in die Walke geworfen. Ein ganzes Tuch ist durchlöchert! Tausend Mark sind futsch! Bloß durch diese jammervolle Verhetzung!"

Dann wieder: Wir alle, Mutter und Kinder, sitzen hinten im Eßzimmer. Niemand hat Mut, die Lampe zu entzünden. Es ist still. Vorn wagen wir nicht zu sitzen. Denn wie leicht können die Leute, die heute wieder in den Ausstand getreten sind, Steine in die Fenster werfen. Auch hört man vorn ihr lautes Johlen auf der Straße. Nur junge Bursche sind es.

Eine Frau, ich weiß nicht mehr, wer, ist in der Dämmerstunde hintenherum ins Haus geschlichen und hat der Mutter gesagt, sie könnten ja doch nicht zur Arbeit kommen; sonst würden sie von den andern verfolgt. Es ginge nicht.

Wir sitzen ängstlich verschüchtert. Mama weint leise. Drüben in der Fabrik geht ein dünner Lichtschein von Fenster zu Fenster. — Vielleicht sah ich das kaum, vielleicht nur in der Phantasie, sprachen doch die Geschwister flüsternd davon. — Doch dort geht der Vater ab und zu und ordnet noch einiges Notwendige, was die Arbeiter in Unordnung am Vormittag liegen ließen. Lange, mir scheint es eine Ewigkeit, sehen wir dem ruhelos wandernden Lichte zu. Dann steht Mama auf und geht zur Fabrik. Sie will wohl auch in dieser schweren Stunde ihren treuen Lebenskameraden nicht allein lassen.

Dann endlich, 1891, ist es so weit. Wieder ein Schuldner der Fabrik stellt seine Zahlungen ein. Mein Vater zieht die Konsequenzen, auch er meldet den Konkurs an. Gestern, vor einer Stunde noch, war er ein geachteter, geliebter Mann, nun hat er fast keine Freunde mehr, nun glaubt jeder: der Haun hat einen betrügerischen Bankerott gemacht, morgen wird er im Gefängnis sitzen.

Doch einer, Herr von Losch in Dessau, hört die Nachricht, zieht die Uniform an und ist schon beim Vater im Kontor. Und er hat ihn den ganzen Tag nicht verlassen. Seine materielle und moralische Hilfe leiht er, und seine trostreichen Worte und das felsenfeste Vertrauen, das er in die Ehrlichkeit des Vaters setzt, helfen diesem alles überwinden.

Wie oft sagte mir der Vater, auch später noch: „Wenn du jemals im Leben an den Menschen irre wirst, denk an Herrn von Losch. Es gibt noch unbedingt treue, redliche Menschen."

Von dieser Zeit an stand die Fabrik. Mein Vater leitete den Konkurs. Dann lebte er als Privatmann, bis er 1895 in Leipzig einen Posten als kaufmännischer Direktor erlangte. Schon längst hatte sein goldiger Optimismus alle Bitterkeit wieder überwunden, er war wieder sonnig und froh wie zuvor.

Meiner Mutter fiel das schwerer. Ihr blieben Sozialdemokraten nur eine Horde von zügellos johlenden Menschen, die kein Gesetz, auch ihr eigenes nicht, anerkennen.

Mir sind diese trüben Bilder jener Zeit ebenso lieb und wert geworden wie die lichten.

Hans Spitzer, der Bücherfreund.

Ein sehender Blinder. — Hans und seine Bücher. — Wir Buchbinder. — Beim Vorlesen und Romanschreiben. — Von der Teufelsbeschwörung um Mitternacht. — Das Geschichtchen vom bedruckten Pflaumenkuchen.

Als ich dreizehn Jahre alt war, nahmen Neumanns noch einen zweiten Pensionär, Hans Spitzer, und ich erhielt damit einen Zimmergenossen. Hans stammte aus Arnswalde in der Mark. Hier hatte er die Bürgerschule besucht und kam jetzt in die Blindenanstalt, um beruflich ausgebildet zu werden, um ein Handwerk zu erlernen. Er war nicht blind, war sehend; doch seine Augen waren schwach, kurzsichtig, und es bestand die Gefahr, daß er, überanstrengte er sie, gänzlich erblinden könne. So kam er denn, da es für Schwachsehende keine Erziehungsanstalten gibt, in die Blindenanstalt. Solche Fälle sind häufig.

Hans war zwei Jahre älter als ich. Etwas Trockenes, Nüchternes, etwas Pedantisches kennzeichnete sein Wesen. Mir imponierte er jedoch sehr, denn — er war ja sehend, und Sehende imponierten mir stets. Seine Liebe gehörte den Büchern, und sein ganzes Interesse gehörte ihnen, sein Taschengeld legte er einzig nur in Büchern an. Für anderes hatte Hans nie einen

Pfennig übrig. Schon besaß er eine recht stattliche Bibliothek. Hatte er jedoch einen neuen Bücherkatalog, einen köstlichen Schatz für ihn, erwischt, so studierte er stundenlang in ihm herum und suchte nach Büchern, in denen es von Räubern, Mördern, Indianern und Seeräubern wimmelte; denn nur diese Bücher kaufte er, nur diese waren wert, in seiner Bibliothek zu stehen. Stolz behauptete er, es den Ueberschriften anzuriechen, was gute oder schlechte Bücher seien.

Daheim hatte er das Buchbinden erlernt. Nun band er seine Lieblinge selbst, tat das nicht nur mit Gewissenhaftigkeit, nein, mit wahrer Zärtlichkeit. Sonnabends nachmittags, wenn er in der Seilerei nicht beschäftigt wurde, hockten wir uns in unser stilles Dachstübchen, verriegelten die Türe und — buchbinderten. Auf dem Dreifuß quackerte der Leimtopf beschaulich vor sich hin. Papiere knisterten. Die kleinen Handpressen knarrten und stöhnten. Hans saß auf dem Sofa und nähte, heftete. Ich bemühte mich wichtig geschäftig um ihn her, rührte im Leim und stöhnte Amtseifer dazu, wie das wohl so sein mußte. Und die ganze Stube war voll lieblichem Leimduft, der unsere Künstlerarbeit weihte. Still und ernst betrieben wir unser wichtiges Geschäft.

So wurde ich allmählich in die hohe Kunst eingeweiht, aus formlosen Zehnpfennigheftchen schöne Bände zu machen. Noch heute besitze ich einige Bände, die ich damals band; sie sind mit breiten Leimklecksen wie mit alten heraldischen Siegeln geschmackvoll geziert.

Doch Hans sammelte und band nicht nur Bücher, er las sie auch, las sie mit Leidenschaftlichkeit, mit Andacht fast. In jeder freien Mittagpause versammelte er in einer Klasse einen Hörerkreis um sich und las vor. Hans saß würdig wie ein dozierender Magister oben am Tische, wir rechts und links um

ihn herum als dankbar lauschende Scholaren. Die Nase dicht auf dem Papier, stammelte er trocken, ohne die bescheidenste Betonung, seine Räubergeschichten heraus. Wir hielten die Köpfe gesenkt und genossen schweigend. Ein Fremdwort kommt, also ein uns fremdes Wort. Er buchstabiert es heraus, macht eine ausdrucksvolle Pause und sagt:

„Das ist nämlich ein wissenschaftlicher Ausdruck. Das versteht ihr nicht. Na ja! Das heißt ungefähr —" Und er erklärt.

Meist wurde ihm ohne weiteres geglaubt; manchmal jedoch wurde Widerspruch erhoben, und ein wissenschaftlicher Streit entspann sich. Fast immer aber gewann Hansens Ansicht den Sieg. Er sagte nur:

„Ich hab das mal so irgendwo gelesen!" und er hatte recht. Denn was irgendwo mal gedruckt gestanden hatte, das war unanfechtbar.

Unser Ehrgeiz wuchs. Bücher binden ist viel; Bücher lesen, mehr, doch für uns noch nicht genug: wir werden welche schreiben. Beschlossen war es; schon wurde es ausgeführt.

Man hatte damals ganz beträchtliche Stapel Punktschriftpapier zusammengebracht. Was tut man nun mit solchen Schätzen? — Nun, man wuchert mit ihnen; man schafft Werte. Unser freundliches Bodenstübchen wurde hinter uns verriegelt, denn niemand sollte das Werk stören, ja nicht einmal ahnen. Die Schreibtafel wurde auf dem Tisch bereitgelegt; der Stapel der Papierschätze daneben, alles sollte da sein, wenn der Genius Einzug hielt. Hans wusch sich, er war sehr akkurat bei der Arbeit. Er zog einen neuen Scheitel und begann nun hinter meinem Stuhle langsam auf- und abzugehen. Es war still im Zimmer. Man fühlte die Muse geheimnisvoll durch die Zimmerdecke schweben und sich auf unser denkendes Haupt

niederlassen. Schön war dies Gefühl, erhebend. Hans knöpfte alle Knöpfe seines Rockes zu, denn nur so konnte er Hohes denken. Oder wollte er die Muse, die ihn beglückt hatte, also gefangen halten?

„Also: Donnernd brandeten die Wogen um das einsame Felseneiland," so etwa begann er nüchtern, trocken zu sprechen, und ich lauschte. Meine Schriftstellerhand — wie jung war sie noch! — zuckte schon, sie wollte notieren, was Hansens Genius gefangen hatte. Doch mein kritischer Verstand regte sich. Erst alles prüfen! — Gut so! Ich lauschte, wertete, schrieb. Und die Bogen füllten sich. Unser erster Roman entstand: „Die Tochter des Kapitäns" hieß er. Wieviel ich dazu gegeben, wieviel Hans, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, an Orthographie und Interpunktion gab ich erstaunlich viel und erstaunlich Originelles.

Doch immer noch lernte ich von Hans.

Nie in meinem Leben hatte ich fest an Geister und an den Teufel geglaubt. Hans aber behauptete — und er hatte das mal irgendwo gelesen —, es gäbe einen Teufel, einen richtigen, mit einem hinkenden Bein und einem langen Schwanz. Man könne ihn beschwören, ihn sich verpflichten. Wohl glaubte ich meinem Freunde dies nicht; doch da er so beharrlich bei seiner Behauptung verblieb, so beschloß ich, den Tatbestand festzustellen, den Teufel zu beschwören. Heimlich forschte ich Hans aus und handelte dann ebenso heimlich.

Es war Neumond, also die geeignetste Zeit zur Teufelsbeschwörung. Angekleidet legte ich mich zu Bett, sagte aber Hans Gutenacht, als ob ich schlafen wolle. Wieder und wieder griff ich nach der Uhr, klappte den Deckel auf und tastete über das Zifferblatt hin. Jetzt war es halb zwölf Uhr. Die Zeit war da. Geräuschlos erhob ich mich und schlich aus unserm

Zimmer. Gruselig ging es mir durch alle Glieder. Es gab ja zwar keinen Teufel, nein, aber — mich fröstelte. Vorsichtig tappte ich mich die Treppen hinunter zum Keller, nur da konnte, nach Hansens Aussage, die Teufelsbeschwörung Erfolg haben. Wie ausgestorben lag das weite Haus. Kein menschlicher Laut. Angespannt lauschte ich. Klangen da nicht dennoch geheimnisvolle, unerklärliche Geräusche? Huschte nicht dort etwas um die Ecke? Oder dort? Knarrte dort nicht — was denn? — eine Türe vielleicht? Und das dort, was war das? Der Wind, der Nachtwind, der an der Hausecke winselte und stöhnte. Oder — ob das eine arme Seele war, die Erlösung von ihren Sünden suchte und nicht fand?

Ein kalter Schauer floß mir den Rücken herunter. Ich fühlte, daß mein Haar gesträubt stand, doch ich tappte weiter, weiter, dem Teufel zu. Krampfhaft suchte ich mich zusammenzuraffen; doch die Ohren blieben ungehorsam, sie ließen sich nicht zwingen. Wieder hörten sie etwas, was doch gar nicht da sein konnte. Da klang etwas Schleifendes, Schlürfendes. Und mir ging es blitzschnell grausig durch alle Sinne: ein hinkendes Bein? Die Kniee zitterten mir. Ich tappte weiter. Und immer raunten mir die Ohren tuschelnd zu: ein hinkendes Bein!

Nun war ich im Keller. Nun — nun — zitternd krampfte sich meine Rechte um den Holzdolch, mit dem ich in diesem Alter schon seltener spielte. Die Linke hielt ein Blatt aus dem Johannisevangelium. Mit diesem in der Hand, hatte Hans ja gesagt, könne einem der Teufel nicht das Genick umdrehen. So war ich denn wohl gepanzert, aber — zitternd wie Espenlaub lehnte ich mich an die Wand und suchte die Beschwörungsformel zu sprechen. „Uriel! — erscheine!" — Dreimal mußte ich das laut und deutlich sagen, und Uriel, der

Hinkende, Schweflige stand vor mir. Ich schluckte Luft in mich hinein, bewegte die Lippen, sagte wohl auch etwas, aber kein Laut drang aus meiner Kehle. Die Stimme versagte mir den Dienst. — „Uriel —" setzte ich wieder an, und wieder. Doch kein Laut war zu hören. Dabei fühlte ich voll Grausen, daß der Böse schon dort oder dort hinter einem Mauervorsprung auf mein Stichwort wartete. Da, ganz plötzlich, schlug es Mitternacht vom Turm. Die Geisterstunde war da. Ich weiß nicht, wie alles kam, wie es vor sich ging. Meine Beine rannten plötzlich. Ich fuhr, selbst wie ein Teufel, den Kellergang entlang zur Treppe. Ich stürmte die Treppe hinauf. Es gab einen Prall, einen Stoß. Haltsuchend klammerte ich mich an ein Etwas vor mir. In meinen Armen hielt ich etwas Warmes, Weiches. War es wohl der Teufel? Nichts als eine Jungenhose voll Entsetzen war ich. Nicht tastete ich nach dem hinkenden Bein, nicht nach dem schleifenden Schwanz da vor mir. Ich war halbtot vor Schreck. Da hörte ich Hansens nüchterne, trockene Stimme mir ganz nahe am Ohre flüstern:

„Nun wollen wir gleich noch mal Neumanns Aepfel probieren. Du stehst Posten, ich krieche durchs Kellergitter."

Unbeschreiblich ernüchternd wirkte das. Doch nun wußte ich, daß ich doch den Teufel in den Armen hielt. Hans war mir nachgeschlichen und hatte sich köstlich amüsiert über den Spaß.

Doch Hans war nicht nur trocken und temperamentlos; er konnte auch lachen, herzlich und schallend sogar. Das erkannte ich eines Tages, als wir schon mindestens ein Jahr lang die besten Freunde waren.

Ich hatte ein Paket von daheim erhalten. Rasch lief ich in unser Zimmer und packte aus. Gewaltige Stücke Pflaumenkuchen lagen da übereinandergetürmt. Der ganze Kuchenberg

war vom Safte durchzogen, war fast in Saft aufgelöst. Es hielt schwer, festzustellen, wo ein Stück Kuchen aufhört, und wo das tieferliegende beginnt. Sehr bald erkannte ich aber, daß ich es mit einer extrafeinen Kuchensorte zu tun hatte; denn auf dem Pflaumenkuchen fand ich Oblate, wie ich sie vom Nürnberger Lebkuchen her so wohl kannte. Leider war aber diese Oblate gänzlich zerweicht. In weichen Fetzen konnte ich sie von den Stücken nehmen. Ich tat das denn und leckerte begehrlich die Köstlichkeit. Das schönste Stück, das noch vollständig mit Oblate bedeckt war, legte ich für Freund Hans zurück. Bald kam er.

„Hans, hier koste mal! Solchen Kuchen hast du noch nicht gegessen. Der hat oben Oblate wie der Nürnberger Lebkuchen." Dankend nahm Hans das Stück entgegen und trat zum Fenster. Es blieb still. Er weidete sich wohl erst an dem leckeren Anblick. Indes, sein Schweigen ärgerte mich.

„Schmeckt er denn nicht?" fragte ich ungeduldig. — Keine Antwort.

„Schmeckt er dir denn nicht?" fragte ich dringlicher.

Statt aller Antwort buchstabierte Hans jetzt heraus: „Anhalt—ischer — Staats—an—zei—ger," und eine schallende Lache, wie ich sie an ihm noch nicht kannte, platzte los.

„Was hast du denn?" — Ich begriff seine Heiterkeit nicht.

„Dein — Hahahaha! — Dein — du, dein Kuchen — ist bedruckt! Hahahaha!"

Und endlich hatte ich es herausbekommen. Auf dem Kuchen lag nicht Oblate, sondern — Zeitungspapier, das durchweicht war. Hans lachte Tränen, er krümmte sich vor Lachen. Ich stand enttäuscht daneben.

So habe ich einmal doch in meinem Leben die Zeitung verschlungen; andere tun das ja täglich.

Eine wechselvolle Zeit.

Die moderne Blindenbildung begeistert mich. — Verlassen der Stettiner Anstalt. — Eine Lähmung und ihre Ursachen. — Falsche Bemitleidung. — Vom Phantasiesehen der Blinden. — Meine Jugendbildergalerie. — Lernfrohe Zeit daheim.

Oktober 1891 war Herr Widow nach Stettin gekommen, und er brachte die neuesten Methoden und Unterrichtsmittel der Blindenbildung von Steglitz, wo er gewesen war, mit. Neue Horizonte taten sich vor mir auf. Mit heller, jugendlicher Begeisterung nahm ich all das Neue in mich auf, lernte mit Heißhunger. Und Herr Widow wurde rasch das Ideal meiner Knabenjahre.

So habe ich denn wohl auch in den Ferien reichlich und stürmisch von diesem Lehrer geschwärmt, habe auch wohl gezeigt, daß ich viel, sehr viel bei ihm lernte. Das veranlaßte meinen Vater, sich an diesen Herrn, als an einen tüchtigen Fachmann, zu wenden mit der Bitte um Aufklärung darüber, was für meine Schulung weiterhin wohl zu tun sei. Herr Widow riet, mich in die Kgl. Blindenanstalt nach Steglitz zu bringen, da die weit fortgeschrittener sei als die Stettiner, da ich dort mehr lernen werde.

Ich selbst wußte von Herrn Widow, daß man in Steglitz einen Park, eine große Blindenschriftdruckerei und, dies vor allem — eine große Blindenschriftbibliothek habe, und begeistert bestürmte ich den Vater, mich nach Steglitz zu lassen. Gern willfahrte er meinem Wunsche.

Ostern 1893 verließ ich Stettin, um in Steglitz einzutreten. Mit schwerem Herzen schied ich von der Stätte, an der ich fast sechs Jahre gelebt und froh und glücklich gewesen war. Doch die Hoffnung auf das Neue, Schöne, das sich mir in Steglitz erschließen sollte, ließ mich mehr nach vorn als nach rückwärts schauen.

In den Ferien gab es wieder ein frohes Vorbereiten. Wäsche wurde genäht, Anzüge wurden anprobiert. Erwartung, Spannung lag in der Luft wie goldig flutender Schimmer. Da hinein platzte so unvermittelt wie möglich ein lähmender Schrecken. Es war eines Nachmittags. Ich kletterte an der Strickleiter im Eßzimmer, wie ich so oft tat. Meine Mutter saß am Fenster und nähte.

„Junge," rief sie mir plötzlich zu, „was ziehst du denn für eine Grimasse!"

Ich merkte nichts von einer Grimasse. Kletterte lachend weiter.

„Junge!" schrie sie entsetzt.

Ich hörte zitternden Schrecken aus ihren Worten. Hurtig sprang ich von der Leiter und trat zu ihr. Es stellte sich nun heraus, daß die linke Hälfte meines Gesichtes schief gezogen war und so verharrte, daß ich sie nicht wieder in die normale Lage zurückbringen konnte.

Eilig fuhr der Vater mit mir zu Professor Bunge nach Halle. Doch der schickte uns zu Professor Seligmüller, einem Nervenspezialisten. Und der konstatierte eine Lähmung der linksseitigen Gesichtsmuskeln. Ich wurde infolge der freundschaftlichen Beziehungen meiner Familie zu Professor Bunge in dessen Augenklinik nach Weisungen von Professor Seligmüller zweimal täglich elektrisiert. Gegen Pfingsten war der Schaden wieder behoben; ich beherrschte wieder meine Gesichtsmuskeln in vollem Umfange.

Der Arzt gab mir beim Abschied die Lebensregel: Maßhalten in allem; in der Arbeit und auch im Vergnügen. Beachte ich die nicht, dann, meinte er, könne sich die Lähmung leicht wiederholen. Und eine Heilung sei dann vielleicht nicht wieder möglich.

Die Ursache der Erkrankung vermochte er nicht mit unbedingter Sicherheit festzustellen. Wahrscheinlich war Nervenüberreizung und -überspannung der eigentliche Grund. Disposition war sicherlich gegeben. Hatte doch mein Großvater mütterlicherseits schon ein Nervenleiden, und auch genau die gleiche Lähmung gehabt; hatte doch auch meine Mutter, eine im übrigen unverwüstlich gesunde Frau, ein einseitiges Nervenleiden: sie war auf einem Ohre taub, im Alter auf beiden. Geht es doch meiner Schwester Mariannchen ebenso.

Es lag also erbliche Belastung vor. Und die zeigt sich ja in meinem Organismus doppelt stark. Zunächst erblindete mein linkes Auge, dann mein rechtes; zuerst ertaubte (dies erst später) mein linkes Ohr, und das rechte wird folgen, wie das rechte Auge dem linken gefolgt ist.

Empfand ich auch keinerlei Schmerzen oder sonstige Unannehmlichkeiten durch die Lähmung, beeinflußte sie meinen körperlichen und seelischen Zustand nicht im mindesten, so beeinflußte mich dennoch die Klinik in Halle nicht wenig, die Kranken nämlich. — Ganz allmählich war ich erblindet und hatte das so recht eigentlich nicht bemerkt. Jetzt sah ich nichts mehr, nicht den hellen Strahl der Sonne. Das ergriff meine Mitpatienten sehr. Und nichts erklärlicher als das. Denn sie alle waren ja augenleidend, hielten, wie jeder Kranke, ihre eigene Erkrankung für die schlimmste der Welt. Auch waren sie durch das Krankseln besonders erregsam, besonders nervös und empfindlich. So begannen denn einige der augenkranken Damen sich meiner in eigenartiger Weise anzunehmen. Kaum trafen sie mich, da setzte auch schon ihr wehleidiges Bedauern und Bemitleiden ein.

„Ach, du armer, armer Junge! Du kannst nun gar nicht mehr sehen? Zu schrecklich! Nein! Aber auch so was?

Nun weißt du wohl gar nicht, wie deine Mama aussieht, was?"

Und manche verstiegen sich zu der Behauptung: „Nein, wenn ich das erleben müßte, entsetzlich! Ich würde mir das Leben nehmen!"

Andere lamentierten klagend dazwischen: „Ja, ja, Blindsein ist das Schlimmste, was es gibt. Dagegen ist Taubsein noch ein Segen."

So ging es fort in immer neuen, noch lieber aber in immer alten Variationen. Mir war das im höchsten Maße lästig. Ich fühlte mich so froh und zufrieden wie nur möglich. Was wollten sie nur! Sie sollten mich doch zufrieden lassen! Ich kam ja in wenigen Wochen nach Steglitz, wo ich lernen konnte, so viel ich nur wollte, wo es eine Bibliothek gab, wo ich also Bücher lesen konnte wie sie, die mich jetzt so lamentabel bejammerten.

So ganz verstand ich ihr Klagen nicht. Dennoch traf mich dies Jammern wohl tiefer als ich selbst glaubte. Denn ich dachte dann und wann doch über so manches, was sie sagten, nach. Und mir fiel auf, daß ich in so manchem wirklich benachteiligt sei. Daß ich wenig lernen und darum auch wenig leisten könne, hatte mich schon früher in den Ferien schwer bedrückt, daß es aber auch sonst noch Schweres durch das Blindsein gäbe, das war mir noch nicht klar geworden.

Diese guten Damen, die ohne Zweifel nur das Beste wollten, zeigten mir erst so recht, daß ich wohl Grund hätte, unglücklich zu sein. Sie nahmen mich mit in die Anlagen des städtischen alten Friedhofs. Während wir nun dort gemächlich hin und her spazierten, betätigten sie wieder mit einer gewissen Lust am Schmerzenhaben ihren neuen Jammersport.

„Zu traurig, armer Junge! Das frische Grün und die

schönen bunten Blumen und den Himmel und alles — ach, zu traurig, zu traurig! — das siehst du nicht!"

So ging es fort, und ich sog den starken Duft des jungen Grüns in mich hinein, hörte der zahllosen Nachtigallen harmonisches Jubeln, sah einer Bibliothek, der Möglichkeit, lernen zu können, entgegen und sollte klagen und wehleidig sein? Laut auflachen hätte ich oft können bei ihren Worten. Doch ich war noch zu jung, um mein Ich zu zeigen, um ihnen klarzumachen, wie falsch, wie töricht sie handelten. Sie, die Guten, ahnten ja nicht, wie sonnig und froh es in mir herumpurzelte von tausend frohen, lachenden Gedanken. Sie wußten ja nicht, daß ich nicht blind, daß ich vielleicht sehender war als sie, konnten es nicht wissen; denn sie hatten mit Blinden noch nicht verkehrt und darum deren Welt nicht kennen gelernt. Ich selbst verstand damals diese Welt, also meine eigene Welt, noch nicht. Heute kenne ich sie. Die Sache liegt so:

Als ich noch sehend war, nahmen meine Augen zahlreiche Bilder und Bildchen auf, und was mir davon wert erschien, ließ ich nicht flüchtig wieder entgleiten, sondern hob es auf im Gedächtnis, im Gemüt und in der Seele, und hütete es sorglich. Es waren Erinnerungen an Gesehenes. Eine prächtige Bildergalerie entstand so in meinem Innern. Mein guter Vater versäumte nie, mich auf Sammelgelegenheiten aufmerksam zu machen.

„Guck mal, Ernst," sagte er immer und immer wieder, „wie das dort aussieht! Sieh es dir ganz genau an! Das mußt du dir merken."

So füllte sich denn mit zahllosen Bildern meine Jugendbildergalerie, und ich glaube, daß sie prächtiger und reichhaltiger ist als diejenigen der meisten übrigen Menschen.

In der Zeit von meinem sechsten bis zehnten Lebensjahre

zog nun Mutter Natur allmählich und fast unmerklich einen dichten Vorhang vor die Fensterlein. Und als dieser Vorhang vollkommen geschlossen war, als kein Lichtstrahl mehr zu mir hereindringen konnte, sagten die Halleschen Damen bedauernd:

„Nun ist der arme Junge blind."

Das war mir nichts Neues; schon längst wußte ich, daß ich blind war, und doch staunte ich. Denn ich wußte, Blindsein ist nicht sehen können. Und ich — sah. Wenn sie nämlich von etwas sprachen, etwa: „Wie herrlich blau heute der Himmel ist!" — „Und wie hübsch sich die Schäfchenwolken dort machen! Dort hinten, über dem dunklen Wald," dann suchte ich rasch tiefblauen Himmel und dunkeln Wald aus meiner Bildersammlung und baute das alles vor mir auf. Dann nahm ich Schäfchenwolken, die ich gleichfalls vorfand, und ließ sie über dem Wald hingleiten, und sofort sah ich das Bild, das sie beschrieben hatten, vielleicht sogar schöner als sie. Ich war ja doch jung und liebte daher zu verschönen, zu vergolden. Wurde nun unklar, ungenau beschrieben, so sah auch ich unklar; wurde aber deutlich, wirklichkeitsecht geschildert, so vermochte auch ich mir das Bild wirklichkeitsecht nachzubilden, konnte es mir deutlich vorstellen: ich sah in der Phantasie.

Wer nun im Phantasiesehen besondere Begabung und Uebung hat und dazu die Fähigkeit besitzt, das in der Phantasie Geschaute in entsprechende Worte zu fassen, der ist — ein Dichter, oder könnte wenigstens einer sein. Die Blinden müssen nun aber, gezwungen durch das Blindsein, das Phantasiesehen besonders viel üben. Darin, scheint mir, ist einer der Gründe dafür zu suchen, daß so viele Blinde gern dichten. Schiller und Goethe wollen sie dadurch nicht unnötig machen! Dies ist auch einer der Gründe, daß sie gern farbig und bildreich reden und schreiben, daß sie sich vor allem der Ausdrucksweise der Sehen-

den bedienen und stets auch das „sehen", was sie nur hören, betasten oder riechen können. Sie wollen Kräfte betätigen, die ungenützt in ihnen schlummern. Und hätten diese Damen in Halle, statt nutzloses Mitleid in langen Litaneien zu geben, mir frisch und munter beschrieben, was sie sahen um sich her, dann hätte auch ich es rasch und schön mit dem Auge der Phantasie gesehen, hätte gesehen durch ihre Augen, sie hätten mich sehend gemacht.

Alles das berührte mich jedoch immer nur momentweise. Froh und lachend kam ich Pfingsten wieder daheim an, mein innerer Sonnenschein war eben nicht totzukriegen.

Bis Ende August blieb ich dann noch daheim zur Erholung. In dieser Zeit erhielt ich Privatunterricht bei einem Raguhner Lehrer. Leidenschaftlich warf ich mich auf meine Lieblingsfächer, vor allem Geschichte und Geographie; aber auch Französisch begann ich und machte sehr rasche Fortschritte. Und mit dem Erlernen einer fremden Sprache kam neuer Mut, fast Uebermut in mich hinein. Ich fühlte mich ja selbst am Ziel meiner Wünsche. Ich lernte, wie die einstigen Schulkameraden der Raguhner Schule, Sprachen; und Sprachenlernen war mir damals Bildung! In goldigster, rosigster Stimmung sah ich dem Unterricht in der Blindenanstalt zu Steglitz entgegen.

VI. In der Blindenanstalt zu Steglitz.

Der erste Tag in der Blindenanstalt zu Steglitz.

Das tönende Bild der Anstalt. — Der alte Direktor entwickelt sein System der Blindenerziehung. — Otto Blocks Bicepse und meine Zukunft. — „Franzeesch kann er!" — Allerlei lustige Erlebnisse mit den neuen Kameraden.

Am 1. September 1893 brachten mich die Eltern nach Berlin-Steglitz in die Kgl. Blindenanstalt. Nicht mit Tränen, wie seiner Zeit nach Stettin, nahm ich Abschied von daheim; lachend, in sonnigen, frohen Hoffnungen trat ich den Weg an, den Weg, der mich in eine neue Heimat führen sollte.

Den Steglitzer Bahnhof hatten wir verlassen. Durch die Albrecht- und Grunewaldstraße ging es, und nun bogen wir in die Rotenburgstraße ein, in der die Blindenanstalt lag. Still, menschenleer, spätsommer-sonnenscheindurchflutet lag die vornehme Villenstraße vor uns. Stumm gingen wir. Jetzt war mir doch beklommen. Und ich hatte das Gefühl: deine Zukunft kommt auf dich zu. Fröhliches Kindergezwitscher klang von dort vorn. War das die Anstalt? Wir näherten uns. Wir waren da, am Ziel meiner Hoffnungen. Rechts ein grün-umsponnenes Gitter. Was hörte ich da vor mir? Munteres Jungenschreien kam von links; von rechts weiches Mädchen-singen. Das warme Summen einer Orgel wogte hinein. Eine lustig überschnappende Anfängertrompete tat ein paar drollige Hupfer in das tönende Bild. Klopfen, Hämmern, Räderschnurren dazwischen. Das war die Anstalt? Ich mußte lächeln. So frisch, so froh, so geschäftig klang das.

Wir traten durch das grünumsponnene Gitter. Rechts blieb ein kleineres Haus, die Vorschule, liegen. Wir gingen die Stufen zum Hauptgebäude links hinauf. Bald saßen wir im Empfangszimmer des Direktors, und der freundliche, alte Herr erläuterte den Eltern die Wege und Ziele seiner Blindenerziehung. Stumm lächelnd lauschte ich der warmen, bröckeligen, alten Stimme.

„Wir legen nicht den größten Wert darauf," begann er, „unsere Schüler möglichst viel zu lehren, ihnen recht viel Wissen ins Hirn zu stopfen. Wir wollen sie vor allem zu zufriedenen, glücklichen Menschen machen. Das ist unser eigentliches Ziel. Alles, was dieses Ziel erreichen hilft, suchen wir zu tun. Sehen Sie, meine Herrschaften, ich denke so: schon ein sehender Mensch braucht so viel Sonne und Frohsinn in seinem Leben wie nur irgend möglich; aber ein Blinder, der braucht doppelt, dreimal so viel, wenn er das Leben lebenswert finden und leben soll. Ihn umgibt ja allezeit so viel Schweres und Dunkles, er hat ja so vielmal schwerer zu ringen als der Sehende, daß er eine helle Sonne in sich tragen muß, die ihm Licht von innen gibt, das Licht, das er von außen her nicht in sich aufnehmen kann. Solch eine Sonne, vielleicht die beste ihrer Art, ist, denke ich, eine freie, leichte, frohe, sonnige Jugend. Die wollen wir ihm schaffen! Die Jugend eines Blinden muß noch viel goldiger und froher sein, als die eines Sehenden. Und die Erinnerungen an diese sonnige Jugend, die sollen unseren Blinden ihren schweren, dunklen Weg erhellen. Das möchte ich erreichen, das ist mein Ziel."

So ungefähr hatte er gesprochen, der alte Herr, und seine knarrige Stimme war dabei immer kiesiger und knarriger geworden. Das Alter und sein milder Schimmer lagen verklärend darin. Und Herzensgüte und Freundlichkeit glomm

in jedem seiner Worte auf. Sofort wußte ich: er liebt dich, der liebe alte Herr da; und du liebst ihn auch. Und warm und vertrauensvoll schlug ihm mein Herz entgegen. Der alte Schulrat Wulf war mir sofort „Unser alter Rex".

Noch lange sprachen die Eltern mit ihm, und ich hörte zu wie im Traume. Ich war eingesponnen von seiner alten, lieben Stimme in stillen, seligen Zauber.

Dann hatte mich Otto Block an der Hand genommen, und der Herr Direktor hatte gesagt: „Führe nun deinen neuen Kameraden überall herum, Otto, nicht wahr? Und zeig ihm alles, bis er allein Bescheid weiß. Du bist also sein Führer!" Und dann zu mir gewendet: „Nun, sieh dir alles an, Ernst. Bei uns gibt's viel zu sehen, weißt du! Und wenn dich mal etwas bedrückt, dann kommst du zu mir, nicht wahr? Ich habe immer Zeit für euch kleinen Kerle! Nun lauft, ihr Nichtsnutze! Ich habe noch etwas mit den Herrschaften zu besprechen!" Ein leichter Klaps seiner weichen Hand, und wir waren draußen im Korridor. Otto Block hatte mich fest an der Hand, als solle er mich arretieren.

Wir schlenderten einen langen, asphaltierten Korridor entlang. Otto berichtete mit seiner heiseren Stimme, die oft wie Gebell klang: „Hier unten im Erdgeschoß sind also die fünf Klassen; dann das Inspektionszimmer für die Lehrer, die Bureauräume des Herrn Schulrat und die Druckerei."

„Druckerei!" Wie mich das durchzuckte! Hier unten wurden also die vielen Bücher gemacht, die ich alle lesen wollte!

„Rechts, Ernst!" warnte Otto Blocks Bellstimme, „hier muß man immer rechts gehen! Siehst du, hier, immer an den Geländern entlang. Im ganzen Haus sind nämlich überall Geländer, damit man sich nicht stoßen kann, verstehst'de!" —

„Du," sagte er wichtig dazwischen, „hast du auch solche Muskeln? Gucke mal hier! Det is'n Biceps!" Er hatte seinen rechten Aermel hochgestreift und zeigte seine starken Muskeln. „Det is nämlich en Biceps, verstehst'de! Hast du auch 'n Biceps? Zeig mal!" Er betastete meine Oberarme. „Mensch, du hast ja gar keine Bicepse!" Mitleidig wurde seine Stimme, fast nur noch Heiserkeit. „Da mußt du Musiker werden oder Bürstenbinder! Nee, du, Seiler, das geht nicht! Was denkst du denn, was man da für Bulljonk in de Knochen braucht! Mensch! — Rechts!" bellte er mich an. Aber schon flog mir ein kleiner Kerl in die Arme. Ich hatte wieder nicht an das „Rechts!" gedacht. Der Zusammenstoß ging gnädig ab. Wir lachten beide.

Noch hatte ich nicht ausgelacht, da sprang mir ein Etwas den Rücken hoch. „Mensch!" schrie Otto, mein Führer, so laut seine Stimme brüllen konnte, „das ist doch der Neue! Der is doch man noch doof!" — Franz Lange war im Dauerlauf am Geländer herangekommen und mir buchstäblich auf den Rücken gesprungen. „Stillstehen gibt's hier nicht!" lachte ein anderer, und man ging weiter.

„So." — Block dozierte weiter. „Nun geht es hier die Treppe hoch ins erste Geschoß. Hier sind nun: das Wohnzimmer der Großen, dann das vom Aufseher, unser Wohnzimmer, unser Schlafsaal und die Garderobe. So. Und, siehst du, hier sind immerzu die Leitstangen. Wenn du da dran lang gehst, kann dich keiner stoßen, weil alle immer rechts gehen."

„Aber auf den Rücken kann mir doch einer springen," sagte ich.

„Hihihihi!" lachte er vor sich hin. „Ja, ja, das! Und oben, da ist die Aula, wo die Orgel und der Flügel steht. Und

das Balgenzimmer und — der Gesangsaal und — er suchte — und der Modelliersaal und der Schlafsaal von den Großen."

Jemand ging rasch an uns vorüber. „Du," sagte er leise, „det war der Aufseher; den seinen Tritt kenne ich nämlich aus Tausenden raus! Ick will dir wat sagen (ganz heimlich): det is en Prolete! Nich mal Deutsch reden kann er, der! Mehr Bicepse wie der habe ich schon lange!" Er reckte seine kurze, gedrungene Gestalt in die Höhe und stampfte gewaltig mit den Eisen unter den Absätzen. „Wat kannst du denn eigentlich? Richtig reden kannf'de, ja. Kannst du schon die Punktschrift?"

„Ja!"

„Und die Kurzschrift?"

„Lange schon!"

„Mensch! Und die Notenschrift?"

Wieder mußte ich bejahen, und er schwieg überwältigt. Endlich kam es hervor als Trost:

„Aber ich habe doch viel dickere Bicepse als wie du, du!" Wie er stampfte! Man merkte seine Erregung.

„Wat kannf'de denn noch, Mensch? Du kannst ja allenst schon!"

„Französisch!" sagte ich, und ich war stolz, so antworten zu können.

„Wat! — Mensch! — Franz —" Er blieb entgeistert stehen. „Franzeesch?"

Ich mußte lachen über sein Erstaunen, aber es tat mir wohl. Bewies es doch, daß auch andere meine Kenntnisse würdigten nach Bedeutung. Doch ich drängte weiter. Wie leicht mochte mir wieder ein anderer auf den Rücken springen, wenn ich stand. Otto Blocks Wertschätzung hatte ich errungen. Den ersten Freund hatte ich in Steglitz erworben.

Dann waren wir im Schlafsaal. In Reih und Glied standen die eisernen Betten wie Soldaten. Neben jedem einzelnen war ein kleines Tischchen. An der Wand zog sich der große Waschtisch hin. Er hatte eine mächtige Schieferplatte, und in dieser hingen die eisernen Waschbecken, über jedem von ihnen ein Wasserhahn. Außerordentlich bequem war das alles. Mir imponierte es. Laut und wichtig erklärte Otto Block, der Starke. Da kamen andere hereingestürmt:

„Wo ist der Neue? — Zeigt mal!" Und alle umringten, Hände betasteten mich, und Stimmen fragten auf mich ein.

„Franzeesch kann er!" überlärmte Block den Lärm.

„Was?"

„Franzeesch kann er!" wiederholte Block und reckte sich wichtig neben mir empor. Er war ja der Beschützer und Lehrer eines, der „Franzeesch" konnte.

„Wat?" — „Mensch!" — „Det is woll eener von de janz Schlauen?" schrie eine vergnügte Stimme ins Gewirr. Rudolf Waßmut sagte langsam und akzentuiert:

„Ach, da kannst du mir vielleicht mal sagen, wie Paris auf Französisch heißt!"

„Höhöhöhöhö!" brüllte der Haufe. Rudolf machte immer solche Witze.

Heidenreich, ein langer, hagerer Junge, reckte seine langen Arme über die andern hinweg und strich über mein Haar: „Hundehaar!" sagte er trocken und hatte schon mein Ohr erwischt. Ich zuckte unwillkürlich zurück.

„Heidenreich erkennt nämlich alle Menschen am Haar und an den Ohren," erklärte mir Block, „nich, Fritz?"

„Glaubst's wohl nicht, Ernst?" entgegnete Fritz, als hätte ich gezweifelt an seinem Können.

„Kommt mal her," rief er, „paß auf, du! Ich kenne

jeden! Braucht keiner ein Wort zu sagen. Wortlos drängten sie sich zu ihm. Er tastete nur ganz flüchtig über Haar oder Ohr eines Jungen und nannte ihn mit Namen. Ich staunte.

„Na, kann ich's, Ernst?" fragte er. — Er sagte „Ehanst"!

Ich lachte und bejahte. Und schon waren wir Freunde, schon fühlte ich mich heimisch.

Des Direktors alte Stimme knarrte heran; er kam wohl mit den Eltern, mich zu suchen.

„Na, Jungs," fragte er, „ihr habt euch doch auch gut vertragen mit euerm neuen Kameraden?"

„Lederohren hat er!" platzte Fritz heraus.

„Was?" fragte die alte Stimme erstaunt.

„Franzeesch kann er!" erwiderte Otto Block.

„Französisch! Otto?" sagte der alte Herr freundlich, und die Eltern nahmen mich in die Mitte. Wir setzten die Wanderung durchs weite Haus gemeinsam fort.

Fröhlich begann mein Leben in Steglitz. —

Vom Leben und Treiben in der Anstalt.

Der offizielle Keulenschlag. — Wie Franz Lange geweckt wurde. — Morgenandacht. Hausordnung der Anstalt. — Die Baulichkeiten und der Park. — Die Steglitzer Anstalt im Vergleich zur Stettiner. — Wie mich die Konfirmation beeinflußte.

Wie tollgeworden klingelte die Hausglocke, und ich wußte von Stettin her: das bedeutet Aufstehen. Kaum war die Glocke verstummt, so schrie es vom Aufseherbett her mit Donnerstimme: „Aufstehen!"

Wie ein Keulenschlag brach das in die friedliche Morgenstille, und der Tag war damit offiziell eröffnet. Man stand jedoch nicht gleich auf. Man räkelte sich. Hier stöhnte einer unwillig auf über die unwillkommene Störung; dort grunzte einer behaglich vor sich hin. Einige veränderten nur ihre be-

queme Lage. Manche sprangen aus dem Bett, die meisten aber blieben liegen. Man hatte ja doch Zeit. „Eile mit Weile!“ brummte eine Stimme schlaftrunken.

„Ehanst!“ rief Fritz Heidenreich über mehrere Betten hinweg mir zu, „was hast'n geträumt? Doch was Gutes? Was man in der ersten Nacht träumt, das geht doch in Erfüllung!“

Ich hatte nichts geträumt.

„Schade,“ machte er. „Ich dachte, du hättest geträumt, daß heute mal nicht aufgestanden werden müßte.“

„Ich dachte,“ kam Rudolf Waßmut verschlafen dazwischen, „du hättest geträumt, daß Heidenreich heute seinen Mund halten müßte.“

„Aufstehen, dahinten!“ schrie der Aufseher noch einmal und wandte sich dann zum Gehen; man wußte, nun kommt er vor der Andacht kaum noch einmal herein, nun ist man unbelästigt durch Kontrolle.

Ein munteres Treiben entwickelte sich allmählich. Während noch einige in den Betten nach Entschlüssen rangen, waren andere bereits auf, kleideten sich an oder wuschen sich. Hier war schon eine lebhafte Unterhaltung im Gange; dort rezitierte einer theatralisch vor sich hin, dazu mit den nackten Armen und Beinen rudernd. Hier wurde leise gesungen. In dem Bette neben mir lag Franz Lange, der mir gestern auf den Rücken gesprungen war, und schlief noch. Otto Block kam zu mir und fragte, ob ich etwas wollte oder etwas nicht wüßte. Ich wußte alles, was es zu tun gab, ich war ja sehr selbständig. Er wandte seine Wohltaten dem armen, schlummernden Franz zu:

„Mensch, du schläfst wohl ümmer noch, wat? Raus, Junge! Raus!“ — Franz schlief süß. — „Mensch! Jetzt weck

ick dir!" — Er schüttelte ihn. — „Raus! Wird's bald!" Andere kamen zu Hilfe.

„Raus, du Faulpelz!" Man packte den Schläfer, hob ihn hoch und schüttelte ihn, daß ihm die Glieder klapperten. Franz schlief oder tat doch so.

„Komm, Ernst!" rief Otto Block, „den müssen wir beinahe alle Morgen wecken; hilf mit!"

Ich trat hinzu. Fritz Heidenreich, der sich den Spaß nicht entgehen lassen wollte, schwenkte mit flatternden Hemdenzipfeln heran. Man packte den Faulen an Kopf und Beinen und schleifte ihn zum Waschtisch. Er merkte wohl, daß er ernstlich getauft werden sollte und begann mörderisch zu schreien.

„Bist du wach?" bellte Otto ihn an.

„Nein!" schrie Franz und lachte.

„Ins Waschbecken mit dem Kopf!" kommandierte Otto.

Doch dem Schläfer erwuchsen Freunde. Während einige den Kopf hinaufzogen, zerrten andere die Beine wieder zurück zu den Betten.

„Ziehet, ziehet, hebt!" deklamiert Rudolf trocken.

Franz schreit, als sollte er gehenkt werden. Man lacht. Rudolf kommt mit klatschenden Sohlen herangestiegen.

„Er bewegt sich, schwebt!" ruft Heidenreich.

Man hat den Kopf des schreienden Schläfers auf dem Waschtisch, da ergießt sich ein kalter Wasserstrahl von irgendwoher über Freund und Feind.

„Wer war das?" ruft alles entrüstet.

Statt der Antwort spritzt neues Wasserkühlen über die Kämpfenden hin. Franz wird freigelassen, alles greift in die gefüllten Wasserbecken und eine Spritzerschlacht beginnt. Jeder spritzt jeden; Freund und Feind sind nicht mehr zu unterscheiden.

Geschrei. Lachen. Kühne beharren tapfer am Waschtisch. Feige flüchten sich hinter die schützenden Betten. Chaos.

Da — die Tür hat sich unbemerkt geöffnet. „Na, was wird denn det?"

„Pscht!" geht's durchs Gewühl, „der Aufseher!"

Es wird still. Er macht noch einige liebevolle Bemerkungen und geht wieder.

Das Ankleiden ist nun in vollem Gange, und ein jeder erzählt nur noch von den Heldentaten, die er während des Kampfes getan hat. Einer nach dem andern verläßt den Schlafsaal.

So oder ähnlich war es oft, sehr oft beim Aufstehen.

Um sieben Uhr klingelte es zur Morgenandacht, und in der Aula begann Karl Müller, ein Musikschüler der Anstalt, das Vorspiel auf der Orgel. Durch die beiden Aulatüren strömten die Zöglinge herein, links die Mädchen, rechts die Knaben. (22jährige „Knaben" waren nichts Seltenes!) Sie nehmen ihre bestimmten Plätze ein, links die Mädchen, rechts die Knaben. Das Vorspiel endet. Herr Direktor liest einen Choralvers vor und man singt mit Begleitung der Orgel. Nach dem Gesang erhebt man sich, und die morsche Stimme des alten Herrn da vorn auf dem Katheder liest eine Morgenandacht und spricht ein freies Gebet. Man setzt sich und singt noch einen Choralvers. Die Andacht ist vorüber. Sie ist ähnlich wie die in Stettin, doch einfacher, schlichter und darum vielleicht wirkungsvoller.

Alles strömt nun in den Speisesaal, der gleichzeitig Turnsaal ist, links die Mädchen, rechts die Knaben. Im Mittelgang, beide Gruppen trennend, wandert der diensthabende Lehrer gemächlich auf und ab: er hat die Aufsicht. Auf dem Tisch findet man zwei Schrippen (Berliner Semmeln) und einen

Emailtopf mit Kaffee. Es schmeckt gut; mich stört jedoch, daß man kein Tischtuch hat, und daß es keine Tassen, sondern Blechtöpfe gibt. Aber man gewöhnt sich daran. Behaglich unterhält man sich mit den Nachbarn und knuspert frisch darauflos.

Ein Glockenzeichen kündet jede volle Stunde des Tages an. Schul-, Arbeits- und Freistunden wechseln miteinander ab. Alles vollzieht sich ohne alle Störung nach einem festgelegten Plan. Unregelmäßigkeiten oder Unklarheiten gibt es nicht.

Das Mittagessen wird um 12 Uhr, der Nachmittagskaffee um 4 Uhr und das Abendbrot um 7 Uhr eingenommen. Die Ordnung der Plätze ist dabei immer gleich. Die Knaben und Mädchen sind immer gleich streng geschieden, nie kann ein Wort über die strenge Kluft hinüberdringen, die der diensthabende Lehrer wachsam beherrscht. Das Abendbrot besteht im Winter aus Suppe, Butter- oder Fettbrot; im Sommer aus einem Becher Bier, Butter- oder Fettbrot. Das Mittagessen ist bürgerliche Kost, aber stets recht dünn gekocht. Das Fleisch ist ganz klein geschnitten, meist bereits kalt und wird auf einem kleinen Teller gesondert gegeben.

Abends um 9 Uhr ist Abendandacht, und die Schulkinder müssen nun schlafen gehen, die Großen dürfen jedoch noch bis zehn Uhr aufbleiben; dann aber müssen auch sie zur Ruhe. Die Anstalt schläft wieder in tiefem Frieden. —

Die Kgl. Blindenanstalt lag auf dem Gelände eines ehemaligen herrschaftlichen Parks. Freundliches Grün umwogte alle Häuser und Häuschen. Rechts lag die Vorschule, in der die sechs- bis zehnjährigen Kinder erzogen wurden. In der Mitte das große Hauptgebäude und links die Seilerei. Weiter links, auf dem Nebengrundstück, lag vorn das Männer-, weiter hinten das Mädchenheim. In der Hauptanstalt wohnten die Zöglinge im Alter von zehn bis etwa zwanzig Jahren, links

die Knaben, rechts die Mädchen; im Männer-, im Mädchenheim die entlassenen Zöglinge; sie arbeiteten als Gesellen in der Anstalt. Hinter dem Hauptgebäude lag der Park. Dort standen uralte Waldbäume, die in ihrer Jugendzeit noch edle Ritterfräulein unter ihren breiten Zweigen spazierengehen sahen. Heute tummelte sich unter ihnen das lustige, trällernde Völkchen der Blinden. Sorglos munteres Leben, Frohsinn sang und klang immerfort hinter dem Hauptgebäude. Auch der Park war geteilt; links tollten die männlichen, rechts amüsierten sich die weiblichen Zöglinge. Und beide Teile waren von einer neutralen Zone, die von niemand betreten werden durfte, getrennt.

Als ich mich allmählich einlebte in die Anstalt, kam mir immer wieder und wieder das Vergleichen mit Stettin. Und ich fand vieles in beiden Anstalten gleich, manches ähnlich. Steglitz war, ganz im allgemeinen gewertet, eher eine Mittel-, Stettin dagegen eine Volksschule. Diese grundlegende Verschiedenheit zeigte sich in sehr vielen Einzelheiten. Das Lehrziel war weitergesteckt; zahlreichere und neuere Lehrmittel waren vorhanden. Die Hausordnung war freier, großzügiger, die Räumlichkeiten ausgedehnter und luxuriöser. Auch die Zöglinge waren in manchem anders. Während in Stettin fast nur die Kinder einfachster Volksschichten zu finden waren, versammelte die Steglitzer Anstalt aus ganz Preußen und darüber hinaus auch Kinder aus den gebildeten Ständen. In Stettin trug man Anstalts-, in Steglitz Eigentumskleidung; dort tramste man in Holzpantoffeln einher, hier ging man gesänftigt in Schuhen.

Eine eigentliche Kinderspielzeit lernte ich in Steglitz nicht mehr kennen; ich war wohl über das eigentliche Spielalter hinaus. Da ich aber auch gleich nach meinem Eintritt in die

Anstalt Konfirmandenunterricht bekam, da ich also — auf das Großwerden zuging, so hielt ich es bewußt nicht mehr meiner würdig, mit den Kleineren zu spielen, wenngleich ich oft gern mitgetan hätte, wenn sie mich lustig im Park umschwärmten. Nur auf die Bäume stieg ich noch gern, trotzdem ich nun bald — ein Großer wurde.

Der Konfirmandenunterricht und die Konfirmation selbst haben mich wohl beeinflußt, doch nur vorübergehend. Oftmals, als es Winter war, ging ich einsam im Park umher und träumte und dachte dem Gottesbegriff nach, über den man in der Konfirmandenstunde so viel sprach. Den lieben Gott, den mich meine Mutter als Kind schon kennen und lieben gelehrt hatte, den ich dann unter dem alten Apfelbaum persönlich wiederfand, den betraf es nicht. Den hatte ich in mir, still und treu, und die Welt und was sie sagte, das betraf ihn nie. Ich dachte über schwere theologische Probleme nach, die mir vorgetragen worden waren vom Lehrer, die mir jedoch nur halb verstanden und halb begreiflich als vage Begriffe vor der Seele schwebten. Ich rang mit diesen Vorstellungen hart und ernst; aber ich zwang sie nicht. Und hatte ich scharf lange Zeit über ein solches Problem nachgedacht, dann packte mich plötzlich der tolle Knabenübermut. Ich mußte unvermittelt hell auflachen. Mußte rennen, klettern, toll und jubelnd aufschreien. Und plötzlich war alles unklare Sinnen von mir gefallen. Ich war wieder ich selbst.

Deutlich erinnere ich mich noch des Abends vor der Konfirmation. Da hatte uns der alte Rex, so wurde der liebe alte Herr Direktor von uns stets genannt, in seinem Bureau versammelt und lange und ernst, freundlich und väterlich mit uns gesprochen; und ganz ernst und heilig war mir an jenem Abend geworden unter seinen milden Worten. Er zeigte uns,

daß wir nunmehr in einen neuen Lebensabschnitt eintreten sollten. Daß bis jetzt unsere Eltern und Lehrer die Verantwortung für uns getragen, daß wir sie nun selbst übernehmen müßten. Wir sollten ihm Ehre machen. Man solle doch nicht einst sagen: aus den Jungens vom alten Rex ist nichts Rechtes geworden, der alte Mann hat seine Erzieherpflicht nicht mehr richtig verstanden. So und ähnlich sprach er. Und wir mußten ihm einzeln die Hand geben, das bedeutete: Ja, ja, alter Rex, dir will ich keine Schande machen im Leben.

So vorbereitet kam man zur Konfirmation. Doch den Ernst, die Würde des Tages vermochte man kaum stundenlang aufrecht zu erhalten. Und wenn man auch noch so stolz auf den neuen Anzug war, lustig mußte man doch wieder sein. Die Jugend siegt immer!

Im Seilerberuf.

Wie ich die „glänzende Zukunft der Blinden" anzog. — Der erste Tag in der Seilerei. — Schulfuchsnack und das Praktische des Lebens. — Die Hände als nützliche Werkzeuge. — Es wird lustig und gemütlich im neuen Leben.

1894, am ersten Tage nach den Osterferien, trat ich meine „glänzende Zukunft" an. Wie sagte doch der alte Rex stets: „Als Seiler finden unsere Blinden noch immer eine zwar bescheidene, aber doch eine sorgenfreie, gute Existenz!" Ja, so sagte er zu allen, die es hören oder auch nicht hören wollten; allen Besuchern der Anstalt wurde dies Geheimnis anvertraut. Längst schon wußte ich diese Formel auswendig. Also frisch hinein in die zwar bescheidene, aber doch sorgenfreie, gute Zukunft!

Energisch zog ich das Jacket, in dem ich so lange Jahre zufrieden gewesen war, aus und zog „die Seilerbluse", das heißt: die Zukunft der Blinden an. Drei Stück hatte mir

Mama gleich genäht! Ich bewegte die Arme in der neuen Zukunft. Luftig, beweglich schien es hier zu sein; durch nichts wurde man beengt und bedrückt. Mochte das ein gutes Zeichen sein!

Ueber die Wahl eines Berufes hatte ich mir zuvor kaum einmal Gedanken oder gar Sorgen gemacht. Als Kind wollte ich gern Hahnemann (Kesselheizer), Schornsteinfeger, Lokomotivführer und vor allem Kämpe (Musikmeister von Raguhn) werden; doch vermochte ich mich nicht so rasch für einen dieser Berufe zu entscheiden, es hatte ja auch Zeit.

Als ich dann nach Stettin in die Blindenanstalt kam, nahm ich, ohne das zu bemerken, die Anschauungen der Blindenlehrer und der Blinden selbst an. Ich wußte danach, daß ein Blinder unbedingt ein Handwerk erlernen muß, daß die Mädchen Bürstenmachen, die schwächeren Jungen Korbmachen erlernten, daß aber alle die, die etwas leisten, etwas erreichen wollten in der Welt, Seiler wurden. (Geistige Berufe waren den Blinden damals noch nicht erschlossen, Musikerberufe sehr erschwert.) Die gleichen Anschauungen fand ich dann in Steglitz wieder, und so wurde ich, was ein tüchtiger Kerl werden mußte: Seiler. Das schien mir Schicksal.

Gemeinsam mit den übrigen Neulingen in der Seilerkunst ging ich hinüber in die Seilerei, ins Reich des „Michmanns", des Seilermeisters Fischer, wie dieser „Michmann" offiziell hieß. Auf dem letzten Treppenabsatz vor dem Korridor der Klassen zögerte ich, lauschte ich. Es würde doch nicht gerade ein Lehrer oder eine Lehrerin vorbeikommen und mich sehen? Ich schämte mich so. Sie sollten mich nicht sehen. Nicht in der Seilerbluse. Niemand kam. Husch! flog ich die letzten Stufen hinunter und um die Ecke.

Verstohlen, verschämt schlich ich mich an meinem alten

Leben vorbei ins neue hinein. Meine einstigen Schulkameraden, Kurt Naumann, Otto Glockenmeyer, und wie sie alle hießen, die gingen jetzt wohl selbstbewußt, stolz, einen dicken Packen gelehrter Bücher unter dem Arm, ins Gymnasium und waren „tüchtige Kerle"; und ich, — ich schlich mich verschämt an den Klassenzimmern vorbei, in der Seilerbluse, wie Papas Fabrikarbeiter. Bitter dachte ich das.

In der Seilerwerkstätte war es kalt, feucht, unfreundlich. Man fror in der dünnen Bluse. Die alte Wanduhr tickte trübe vor sich hin und nahm gar keine Notiz von uns, die da als Neulinge eintraten, von niemand freundlich begrüßt. Die älteren Lehrlinge gingen zu ihrer gewohnten Arbeit, wir warteten am Bottich auf Herrn Fischer, den „Michmann". Man unterhielt sich etwas verlegen. Bald stand man auf dem rechten, bald auf dem linken Bein. Dann wieder einmal auf beiden. Die Uhr tickte und man fühlte, wie unnütz man doch hier war. — Da, auf der Treppe polterte, räusperte es. Der „Michmann" stieg hernieder ins Diesseits.

„Juten Moi'n! Also, ihr seid die Neuen? Könnt ihr schon wat?"

Betrüblich mußten wir zugestehen, daß wir allerdings noch nichts konnten, noch gar nichts.

„Ja, in de Schul', da leern se mich so allerhand Snickfnack," erklärte uns der Michmann weiter, „wat ja nich verbrauchlich is ins Leben! Ja! Hier bei uns, da sollt ihr mich was aus de praktische Tätigkeit des Lebens lernen, versteht ihr? Mit die höhere Verbildung, det jeht uns hier ins praktische Leben jar nichts nich an, sozusagen! Ja! Det is bloß für die verrückten Ueberstudierten! Aber die verdienen jewissermaßen auch nich een Groschen Brot mit det allet. — Also, nu kommt mich mal her hier!"

Das neue Leben, die Zukunft begann nun ganz handgreiflich, ganz wirklich Wirklichkeit zu werden. Bald hatte ich einen großen Holzrahmen auf meinen Knieen und zog die Kokosschnuren darüber hin. Ich begann, Kokosdecken zu flechten. Mancherlei weise Lehren bekam ich obendrein von Herrn Fischer, die kosteten nichts. Der Michmann war nicht sparsam mit klugen Reden, die er auf seinen Wanderungen durchs Leben gesammelt hatte.

Ganz allmählich erstand unter meinen Händen ein Ding, genau so ein Ding, was da vor der Tür von Papas Kontor lag: ein Kokosabtreter. Meine 15jährigen Hände wurden also „nützliche Werkzeuge". Lateinisch und Griechisch durfte ich freilich nicht lernen, wie es die Freunde von einst taten, aber — nützlich, nützlich war ich darum doch! Ein bescheidener Trost wollte in meine Seele einziehen.

Der Michmann war gegangen. Wir waren wieder unter uns und lachten über den kühnen Verachter der Schulweisheit. Otto Tischer, er lernte schon ein Jahr, kam herein aus der Seilerbahn:

„Pfui Deiwel, Kinder! Is das frisch heute!" Er rieb sich die Hände. „Will euch armen Kerle erst mal ne gemütliche Bude machen. So is et ja ein Hundeleben!" — Er tat die Petroleumasche in den kleinen, aber dicken eisernen Ofen, der so klein und dick war wie Otto Block. Petroleumholz kam hinzu. Ein Streichholz.

„So! Nun wird's schon wieder werden!" weissagte er, und der kleine Ofen vom Format Ottos reagierte prompt. Er brummelte schon vergnüglich. Otto schüttete gleich den ganzen Kohlenkasten hinein. Und es wurde behaglich. Und die Hände flochten doppelt gern am Abtreterrahmen.

Max Fetting, auch ein Neuer, hatte sehr bald ein Etwas

zustande gedreht aus seinen Stricken, das dem berühmten Gordischen Knoten sehr ähnlich sah. Ernst Schulz, auch er lernte schon ein Jahr, trat aus der Hechelkammer herein und betastete interessiert sein Kunstwerk:

„Mensch, det is woll ne Spinne, wat?"

Alle lachten. Max jedoch verstand keinen Spaß: „Du, wenn's auch keine Spinne is. Ich kann spinnegiftig werden, du!"

Noch andere kamen aus der Seilerbahn, die Hände zu wärmen.

„Ach, Jotteken! Kinder, so ne Temperatur! Wer hat denn da wieder mal jeheizt?" fragte August Beier, ein späterblindeter Pferdeknecht aus der Uckermark.

„Warte man!" fiel Otto Tischer ein, „wir wollen det Kind schon schaukeln!"

„Immer rin mit 'n Kasten!" sagte August, „et jeht doch auf Staatskosten."

„Die Gelder des Staates muß man sparen wie seine eigenen," fiel Max wieder ein, „die Staatsgelder sind unsere eigenen Gelder."

„Det hast de woll aus die höhere Schule, wat, Max!"

„Allerdings!"

Und August darauf, lustig lachend: „Wat'n det for'n lütjet Küken! Weißt Jung, in die Schul da leernt man jerade so det richtige Snaken. Aber in 'n Verstand, da kommt sozusagen bloß dummet Tüch rein. Wenn de erst wieder all det verjessen hast, nachher wirst de klug!"

Otto schüttete Kohlen in den kleinen Block, daß es prasselte und knatterte und kein Wort weiter zu verstehen war. Und alles drängte sich um den Ofen herum und tat freundschaftlich und lieb zu ihm. Scherzreden flogen hinüber, herüber, der

Ofen duftete und strahlte, und Max drehte unentwegt an seiner Spinne weiter. Ich merkte, es war ganz gemütlich im neuen Leben. Und man konnte da so mancherlei lernen!

Vom fröhlichen Leben in der Seilerei.

Wie man sich unter den Großen fühlte. — Was man alles erlernte und erlauschte. — Geburtstagsfeiern. — Vom feuchtfröhlichen Hanffest. — Fortbildungsunterricht. — Die Unterrichtsfächer. — Meine Begeisterung fürs Lernen. — Die Hiobspost. — Der fidele Streik.

Die Seilerei gehörte zwar zur Anstalt, war aber dennoch ein Reich für sich. In der Anstalt fühlte man sich mehr oder weniger kontrolliert durch Lehrer und Aufseher; in der Seilerei war man frei. Kein Beamter inspizierte ja dort. In der Anstalt war man den Anstaltsgesetzen unterworfen, in der Seilerei gab es eigene Gesetze, die allerdings nicht geschrieben waren, dennoch aber allgemein befolgt wurden. Man fühlte sich dort als Mann oder doch als Freund von Männern. Waren doch eine ganze Reihe von Späterblindeten als Lehrlinge in der Seilerei. Vom Seilermeister Fischer lernte man das Spinnen, das Hecheln; man lernte Hängematten und Netze stricken und Gurte weben. Und die Späterblindeten, die also bis zum zwanzigsten, dreißigsten oder gar vierzigsten Lebensjahre sehend in der Welt der Sehenden gewesen waren, gaben manch lustige und aufklärende Erzählung. Da saß man in der Werkstelle, sang Volkslieder, deklamierte den Löwenritt oder den Tod des Tiberius und besonders gern die Chöre aus der Braut von Messina mit Pathos und schallender Begeisterung. Da lauschte man höchst interessiert den Gesprächen des Herrn Fischer und des Herrn Dreyer, also der Vorgesetzten. Sie saßen in der Laube vor der Werkstelle und schwärmten von den letzten Berliner Abenderlebnissen. Die Bierflaschen klapperten

dazu gar emsiglich und ihre Redseligkeit steigerte sich zur Ausgelassenheit. Und leise gaben die Späterblindeten, die das Leben von Berlin ja kannten, Erläuterungen, die begierig von den Jungenohren aufgefangen und oft nur halb verstanden wurden.

Der Geburtstag des Michmann war ein besonderes Fest. An diesem Tage ging man zunächst nicht zur Arbeit, sondern hinauf in die Wohnung des Herrn Seilermeisters. Leise schlich man die Treppe hinauf, als käme eine Ueberraschung. Wilhelm Fuhrmann zählte vor, und: „Nun ruhen alle Wälder" oder etwas Aehnliches brauste auf im Vorflur. Verwundert und ganz zerbrochen vor Rührung trat der Michmann aus seinem Bau.

„Also, tipptopp! Großartig!" lobte seine heisere Stimme. „Ihr könnt's mich glauben, ihr singt wie's Militär! Und ich hoffe, daß wir noch das janze Jahr zusammen miteinander arbeiten tun, sozusagen. Und ich bin der Meinung, daß wir noch ein janzes Jahr vor uns haben! Und wenn wir noch so ein janzes Jahr vor uns haben, denn wollen wir noch arbeiten zusammen wie bisher! Jawoll! Frau!" rief er, und seine stotternde Ansprache war damit beendet. „Ich bin mich so jerührt! Bring mich mal den Filka! Ne richtige Seilerkehle is mich immer trocken, sozusagen! Wat, Aujust?"

Mit der Gilkaflasche in der einen, dem Schnapsgläschen in der andern Hand ging er eingießend durch den Chor der harrenden Seiler und ließ jede trockene Seilerkehle kosten. Und jeder sagte schallend sein „Danke schön, Meester!" dazu und einige, die älteren, fügten hinzu:

„Det macht Appetit! Wie is et denn mit't zweite Bein?"

„Dreidraht hält besser!" begutachtete eine besonders kühne Stimme.

Und der Michmann stimmte zu und goß ein drittesmal aus der bauchigen Flasche. Sich selbst vergaß er dabei nie. Wieder und wieder versicherte er mit Wichtigkeit:

„Denn weil nämlich Filka mich so jut bekommt! Vorzüglich vor'n Weißbier, sozusagen!"

Man lachte. Und der Meister erklärte noch ernstlicher:

„Wat 'en richtigen Filka is, das is wie't Fundament des Lebens, sozusagen! Wenn man den in Magen hat, dann steckt in den Menschen die richtige Lebensansicht drin. Un" — das kam immer, immer wieder — „er bekommt mich sehr jut, vorzüglich vor'n Weißbier!"

Mit vielfachem Händeschütteln verließ man den würdigen Vorgesetzten, polterte hinunter in die Werkstelle, verkrümelte sich spurlos auf dem Hanfboden und ruhte aus von der schweren Trinkarbeit. Und man empfand selbst: der Filka bekommt dich so jut, sozusagen! —

Das schönste Fest war es, wenn Hanf kam. „Hanf!" rief da der Michmann dröhnend durch alle Räume. Und wie ein frohes Echo setzte sich der Ruf fort von Mund zu Mund.

Die Aermel hochgekrempelt. Die Arme gereckt. Die Fäuste grob geballt. Hanf ist ja da, will ja abgeladen sein. Alle Muskeln straffen sich. Die Seilermütze wird noch ein wenig schiefer gesetzt als sonst schon. Die Stiefel stampfen noch ein wenig mehr als sonst schon. Die Seiler, die starken Kerle, kommen zum Abladen. Pferde stampfen. Kutscher schimpfen. Ketten klirren. Es ist wie daheim, wenn Wolle kam. Herr Dreyer und Herr Fischer streichen um den mächtigen Frachtwagen. Kommandos hallen. Ballen rollen hernieder.

„Na, gebt mal einen Tüchtigen her!" sagt Wilhelm Fuhrmann und nimmt einen Ballen von drei Zentnern auf den Rücken.

Man staunt. August Beier, der starke Fuhrknecht von einst, sucht nach einem noch schwereren. Doch schwerere sind nicht da. So nimmt auch er einen Dreizentnerballen auf seinen breiten Rücken. Ernst Schulz nimmt einen von zwei Zentnern und lacht unter seiner Last, als sei das Kinderspiel. Wir, die meisten andern, nehmen zu zweien einen und rollen ihn. Durch die Werkstätte geht es, auf den Boden. Man stampft, kommandiert, flucht, ächzt so viel als möglich. Man zeigt damit, was man doch leistet, was man für ein tüchtiger, strammer junger Kerl ist.

„Platz, zum Donnerwetter!" schallt es immerfort. „Achtung! Vorsehen!" „Eins — zwei — hub!"

Ja, die Seiler, das sind Kerle! Die kommen gleich nach Bismarck, das weiß jeder in der Anstalt.

Man ist wieder am Frachtwagen. Da stehen mehrere Kästen Bier, die hat die Hanffirma gespendet, das ist alter Brauch. Man greift hinein in den Kasten. Zieht eine Flasche heraus, pustet erschrecklich, öffnet recht geräuschvoll wichtig den klappernden Patentverschluß und setzt die Flasche an. Selbstverständlich können die Seiler auch am besten trinken, wie sie ja alles am besten können.

„Ernst, betrink mich dich nich!" warnt Seilermeister Fischer. Doch das ist unnötig, denn ein Seiler — kann sich ja gar nicht betrinken, der trinkt wie die alten Deutschen, noch besser wohl gar.

„Ach!" stöhnt man befriedigt und setzt die geleerte Flasche in den Kasten.

„Na, nu mal en andern ran! — Donnerwetter! Is denn jar keen Betrieb mehr hier? — Is denn jar keene Arbeit mehr für en düchtigen Kerl?"

„Da, det is wat for dir, mein Kleener!" ruft der heisere Kutscher gemütlich und rollt mir einen Ballen vor die Füße.

„Verschlücker dir nich, Jungeken!" lacht Ernst Schulz und nimmt den Ballen schnaufend auf seine starken Arme.

Ballen nach Ballen wird auf den Boden gewälzt; Flasche nach Flasche wird geleert dabei. Die Seiler — ja, die leisten was!

Wenn man dann hinüber in die Anstalt kommt, dann stampft man doppelt stark, spricht doppelt laut, lacht doppelt lustig, denn man ist — sehr erklärlich für jeden — angeheitert, man tut wenigstens so. Kein Wunder! Was man auch geleistet hat!

„Wieviel Zenter hast'n du jewuchtet, Mensch?" fragt ein Laie, ein Korbmacher vielleicht oder irgend so ein anderer Nichtsnutz auf der Welt.

„Wieviel Zentner? Na, 's können gut 30 bis 40 sein! Heute war es nicht so schlimm!"

Die Stimme klang nach Bier, und das Lachen klingt frech. Es möchte gern mit einem Vorgesetzten anbinden. Diese fürchten sich natürlich — vor den Seilern — is doch klar! Was man doch für ein tüchtiger Kerl ist! Was man doch leistet! Man bewundert sich selbst, man freut sich über sich selbst! Und — mit Recht! Das war das Hanffest.

* * *

Doch die konfirmierten Zöglinge der Anstalt arbeiteten nicht nur in den Werkstätten von früh bis spät, ihnen wurde auch noch Fortbildungsunterricht erteilt, ihre geistige Weiterbildung zu fördern. Da gab es Singen im gemischten Chor, Singen im Männerchor; Literaturstunde, Kulturgeschichte, Buchführung mit kaufmännischem Rechnen und Maschinenschreiben, Weltgeschichte und Allerlei. Dieser Unterricht wurde

von den Lehrern der Anstalt erteilt. Er mochte recht wohl eine gesunde Grundlage bilden für private Studien, für spätere Weiterbildung.

Ganz besonders lehrreich und interessant war „Allerlei". Hier gab es kein vom Stundenplan vorgeschriebenes Pensum zu behandeln. Hier wurde nichts Bestimmtes, sondern „Allerlei" besprochen. Nicht der Lehrer, sondern die Schüler gaben das Thema, und nicht sie, sondern der Lehrer war der Antworterteilende. Hatte man irgendeinen Wissensdurst, fühlte man drängende Fragen in sich, die man nicht zu lösen wußte, dann legte man sie in „Allerlei" dem Lehrer zur Besprechung vor und wurde aufgeklärt. Es handelte sich hier um keinen eigentlichen Schulunterricht, sondern um wissenschaftliche Gespräche zwischen Schülern und Lehrer. Eine äußerst nützliche Unterrichtsstunde war das; alle Lücken im Wissen konnte man hier füllen, und der Lehrer, Direktor Wulf selbst, trat hier in engste Fühlung mit seinen Schülern, lernte ihre geistigen Bedürfnisse so klar erkennen und verstehen, daß er allein schon dadurch unbedingt ein guter Anstaltsleiter werden mußte.

Mit Begeisterung, geradezu mit Wissensgier warf ich mich ins Lernen. Besonders Kunst- und Literaturgeschichte fesselten mich ganz ungeheuer. Und es mag wohl richtig sein, was Seilermeister Fischer sagte, daß ich nämlich oft bei der Arbeit träumte und nicht genügend bei der Sache war. Die, oft monatelang ohne Unterbrechung fortgesetzten, monotonen Handgriffe einer leichten mechanischen Arbeit ödeten mich an, man schlief oft fast bei der Arbeit. Dann wurde man vom Michmann mit immer den gleichen Worten angeschrien, aufgeweckt: „Denkt mich nicht! Eure Vorgesetzten denken für euch!" So fuhr er einem wütend in den Halbschlaf oder ins Sinnen, und man mußte lächeln über den „denkenden Vorgesetzten".

Leider dauerte für uns Seiler das köstliche Wissenschöpfen aus dem Fortbildungsunterricht nicht gar lange Zeit, ich glaube, kaum das erste Jahr meiner Seilerzeit. Saß man da eines Tages gemütlich in der Werkstätte beisammen und arbeitete. Tritt ein Bote herein vom Herrn Direktor: „Herr Direktor läßt euch sagen, ihr seid auf unbestimmte Zeit vom Fortbildungsunterricht dispensiert. Es sind so große Bestellungen eingegangen für die Seilerei, daß jetzt fleißig gearbeitet werden muß, keine Hand kann entbehrt werden. Die Stunden fallen aus: Literatur-, Kultur —"

Der Brave vollendete nicht. Schemel waren zurückgeflogen, starke Seiler waren zur Tür gesprungen, Seilerhände hatten nach dem Unglücksboten gegriffen. Doch er, er war eiligst entflohen. Die Seiler waren wieder allein in der Werkstätte, allein mit der unerhörten Botschaft.

„Wat?" — „Wat?" — „Det is ja nu aber en starket Stückchen!" ging es durcheinander. Und manche Faust ballte sich. „Also det!" keuchte mancher gereizt. „Nu sollen wir also von früh bis spät sitzen und für die Anstalt arbeiten, und nichts, gar nichts davon haben! Nicht einmal Fortbildungsunterricht? Donnerwetter!"

Die Arbeit ruhte. Man war zu erregt, um jetzt arbeiten zu können.

„Laß ick mir einfach nicht gefallen!" brauste man auf. Man hatte doch Rechte.

„Ich wende mich an die vorgesetzte Behörde!"

„Wir bezahlen unser Lehrgeld, um zu lernen, und nicht, um Massenarbeit für die Anstalt zu machen!"

„Jawoll, wir beschweren uns!"

„Da werdet ihr aber Glück haben!" hieß es bitter.

„Is mir furchtbar piepe! Ich beschwere mich! Ich gehe

bis vor den Kaiser! Es muß doch noch Gerechtigkeit geben in der Welt!"

„Streiken müssen wir!" sagte Paul Kersten mit seiner drolligen Stimme, die auch, wenn sie erregt klingen sollte, noch so fröhlich vergnügt klang.

„Det is, wat man den Kapitalismus nennt. Ich streike mit!"

„Das heißt der Menschenpflanze die Wurzeln abgraben!" keuchte Max Fetting. „Ich streike mit!"

„Au weih!" lachte Ernst Schulz, „wenn Max mitstreikt, nachher geht der Staat ganz gewiß kaput!" Und alles lachte.

„'t is en Affenkasten, de ganze Anstalt," schrie Max erbost und fauchte wie ein rotglühender Kochofen.

„Is doch klar," rief es zurück, „du bist ja drin!" — Und wieder stürmte eine Lachsalve los.

Max sprang wütend auf. Er hatte die unterhaltende Gabe, sich leicht in Wut bringen zu lassen. „Deine faden Witze sind mir denn doch viel zu geistlos, als daß sie mich berühren können!"

„Laßt Maxen zufrieden!" fiel Wilhelm Fuhrmann ein, „er hat schon recht: 's is ne Schande, daß wir keinen Fortbildungsunterricht mehr haben sollen. 's is einfach ne Schande."

„Ernst," sagte Paul Kersten, „komm, wir wollen gleich mal en Endeken runterstreiken! Wollen en bisken schlafen jehen auf dem Hanfboden. Die da oben, die wollen wir schon zwiebeln!"

Begeistert stimmte Max dieser köstlichen Idee zu und folgte uns auf den Hanfboden.

„Sollen wir schon keinen Fortbildungsunterricht haben — die kriegen auch keine Arbeit. Warte!" Und redlich tat man seine Pflicht als Streiker.

Abschied von der Heimat. — Ein Schritt in die Große Welt.

Wie ich mein sonniges Kinderparadies verlor. — Spießrutenlaufen in Dessau. — In der Familie Losch. — Wie der Vater Herrn von Losch das Blindenführen lehrte.

Als ich 1895 in den Sommerferien heimkam, hatte sich da so manches geändert. Meine Eltern wohnten, bis zur kommenden Uebersiedlung nach Leipzig, in einem andern Hause. Unser Heim hatte den Besitzer gewechselt. Andere gingen aus und ein, wo ich — für mein Empfinden wenigstens — allein nur begründete Stammrechte hatte. Nicht einmal Abschied hatte ich nehmen können vom Lande meiner Jugend, nicht hatte ich, ein letztes Mal, stille Zwiesprach halten dürfen mit all den lieben Dingen und Plätzchen, die meiner dort harrten zu den Ferien, die mich liebten, so treu und redlich, wie die Menschen nicht lieben können. Kalt wie ein Fremder mußte ich nun an dem Hause vorübergehen. Mir war es, als ginge ich am Paradiese vorüber, das ich verloren; an meinem Paradiese, das so sonnenschön, so froh gewesen. Wieder einmal merkte ich, wie schon damals in Stettin, daß ich mehr noch an den Dingen und den lieben Plätzchen hing, als an den meisten Menschen. Und wieder war mir, gerade wie damals, als sei etwas in mir zersprungen, etwas Köstliches. Was war es doch? Wie hieß es? — Ein stilles, ernstes Sinnen lag damals über mich gebreitet. Es war wohl schmerzlich, aber es war dennoch schön, traurig schön und lieb. Ich wußte und begriff ja noch nicht, was es heißt für den tiefveranlagten Menschen, entwurzelt zu werden, die eigene Scholle zu verlieren. In stiller Wehmut verlebte ich die Ferien.

Mancherlei Abschiedsbesuche machte ich mit den Eltern. Angenehm waren sie alle nicht. Einer jedoch, der bei Loschs in Dessau, ist mir klar in der Erinnerung geblieben; von ihm

will ich noch erzählen. Am Dessauer Bahnhof hatte Herr von Losch den Vater und mich empfangen, so herzlich wie immer. Nun führte er uns durch die Straßen der kleinen Residenz zu seiner Wohnung. Das war ein peinvoller Gang für mich. Immerfort salutierten Soldaten und Offiziere. Immerfort wurde er, und darum auch wir, von allen Seiten gegrüßt. Der Vater grüßte wieder. Ich aber — ich konnte nicht grüßen, ich wußte kaum, wie das gemacht wird, hatte keine Uebung und keine Geschicklichkeit darin. In der Anstalt lernte man das ja nicht, da war das überflüssig. Ich fühlte, während die beiden Herren immerfort grüßten, wie ungeschickt, wie ungewandt ich doch war. Ich hatte das Empfinden, daß man mich verwundert ansah, und diese Blicke der Grüßenden, deren Gruß ich nicht erwiderte, empfand ich fast als einen körperlichen Schmerz. Und in mir sagte es qualvoll: sie werden denken, ich sei ein Idiot, ein geistig abnormer oder — ein ganz ungebildeter, flegeliger Geselle. Hastig schrie es wieder in mir: nein, nicht das, nicht das! Lieber sollen sie denken, ich sei ein Idiot, das noch lieber!

Und was mußte Herr von Losch von mir denken? Mußte er sich meiner nicht schämen? Mußte ich ihm nicht eine Belästigung, eine Last sein? Bitter dachte ich all das. Doch er schien nicht so zu denken, oder er zeigte es wenigstens nicht. Denn alle paar Schritte traf man Bekannte des Herrn Oberst oder meines Vaters, und man blieb stehen, und der angesehene Mann stellte mich stets mit freundlicher Liebenswürdigkeit und Wichtigkeit vor als sein liebes Patchen. Die Herren sprachen angeregt und lebhaft miteinander, und ich — ich stand stumm und dumm daneben und wußte nichts, aber auch gar nichts dazu zu sagen. Und sagte ich doch einmal etwas dazu, dann kam es ungeschickt, und wie mir schien, verkehrt heraus.

Immer unbeholfener und immer stummer wurde ich. Und immer heißer brannte in mir der Wunsch auf, wieder in Steglitz in der Blindenanstalt zu sein; da, da allein gehörte ich ja hin. Hier unter all den feinen, gebildeten Leuten hatte ich nichts zu suchen, hier konnte ich nur stören und lästig sein. Und heiß schrie es in mir: und was ist daran schuld? Nur das Blindsein, nur das! Wenn ich sehen könnte, hätte ich auch eine gediegene Bildung wie sie alle hier. Dann könnte ich auch mitreden, wäre nicht so ungeschickt und — o! ein heißer Trotz kämpfte in mir, ein Trotz gegen mich selbst, gegen alle andern, wider mein Geschick. Gleichzeitig empfand ich aber auch, wie aufmerksam und herzlich sich Herr von Losch bemühte, mich ins Gespräch zu ziehen, mich aufzuheitern. Ich fühlte deutlich, welch kollegialen Ton er mir gegenüber anschlug; fast wie zu einem Erwachsenen sprach er. Indem ich das fühlte, wußte ich auch, wie lieb das von ihm war, und wie sehr ich ihm dafür hätte danken sollen. Aber obgleich ich all das klar einsah, ich konnte nicht auf sein Gespräch eingehen, ich konnte nicht freundlich und entgegenkommend sein, ich konnte unmöglich. In mir schrie es immer bloß: Laßt mich nur! Laßt mich nur! Ich grober Klotz passe nicht unter euch, ich gehöre unter Pferdeknechte und deren Gesellschaft. Laßt mich! Schade um all eure Bemühungen. Einem Holzklotz könnt ihr nun einmal kein Leben einflößen! Und dabei hatte mich der liebenswürdige Herr immerfort unter dem Arm, wie man ein Paket unter den Arm nimmt, und hielt mich fest, als könne ich ihm verloren gehen. So kamen wir in seine Wohnung.

Mit liebenswürdigster Zuvorkommenheit wurden wir von den Damen empfangen; doch mir war, als ob jetzt erst das eigentliche Martyrium für mich angehen sollte. Wie sollte ich mit Damen, mit so vornehmen, mit so feingebildeten, ver-

kehren! Was sollte ich zu ihnen sagen? Sollte ich von Max Fetting erzählen, wie wir ihn gern ärgerten? Oder von Karl Niete, der Berliner Leiermann werden wollte? Was sollte ich hier wohl erzählen? Ich wußte ja nichts, hatte ja nichts gelernt. Damen gegenüber hatte ich mich immer schon doppelt, dreifach geschämt, weil ich so ungeschickt und unwissend war. Ich hatte ja doch keine Uebung im Verkehr mit Damen. Mit Mädchen kam ich ja fast nie in Berührung, seitdem ich konfirmiert war, denn die Geschlechter wurden nun streng getrennt. Gelegentliche Ausnahmen kamen wohl vor, waren aber selten und stets unerlaubt. — — Und nun sollte ich mit diesen Damen reden, an einem Tische mit ihnen essen? Ja, früher, als ich noch nicht in der Anstalt war, da konnte ich das, da war ich noch nicht so ungeschickt wie heute; doch jetzt — —

So dachte ich beim Eintreten. Und nun die Ueberraschung! Kein unerlernbares und unverständliches Zeremoniell empfing mich. Herzlich schlicht, einfach offen kamen sie mir alle entgegen. Leichter, viel leichter fand ich mich mit ihnen zurecht als mit den Herren. Die alte Exzellenz von Trotha, ihr Gemahl war, glaube ich, Kammerherr des Herzogs von Sachsen-Altenburg gewesen, vor der ich besonders Furcht gehabt hatte, nahm mich ganz speziell in ihren Schutz, erzählte, daß sie schon öfter mit Blinden zusammengekommen wäre, und daß sie da oft nicht gewußt habe, wie deren Welt eigentlich sei; ich sollte ihr doch ein wenig von der Blindenanstalt erzählen. Und während die übrigen angeregt plauderten, erzählten wir uns so freundschaftlich, als seien wir längst alte Bekannte.

Bald war ich voll Verehrung und Bewunderung für diese Dame, die so einfach und anspruchslos, so natürlich menschlich war, und die doch mit den höchsten Würdenträgern des Staates, mit Fürsten und Königen verkehrt hatte. Ich begriff, daß der

höchste Adel schlichteste, wahrste Natürlichkeit ist. Und als Frau von Losch, die Tochter der alten Exzellenz, kam, da hatte ich schon Wurzel gefaßt in diesem Hause, konnte hier verkehren, wenn auch nicht gerade geschickt. Und doch waren August Beier und Max Fetting meine Freunde. Sonderbare Mischungen bringt das Leben!

Nachmittags gingen wir, Herr von Losch, mein Vater und ich, in den Stadtpark. Die alten Herren sprachen von alten Bekannten und alten Zeiten und vor allem — vom Krieg siebzig, und wie damals dies und das gewesen. Schön war das zu hören. Und ich lauschte und lernte. Fast war ich jetzt frei von der Schüchternheit, die mich am Vormittage so schwer bedrückt hatte. Plötzlich sagte mein Vater:

„Nee, lieber Losch! Das geht nicht! Nun laß mich mal den Jungen führen!"

„Warum denn?" fragte der, „heute werde ich doch wohl mein Patchen führen dürfen. Morgen machst du es wieder!" Und er schleppte mich weiter vorwärts durch den Park.

„Das ist ja ne Qual für dich, Losch!" protestierte der Vater. „Gib her, ich führe! Komm, Ernst!"

„Aber, höre mal, Haunchen! Du brauchst ja starke Ausdrücke: 'ne Qual! — Du bleibst bei mir, Ernst, nicht wahr? Oder," wandte er sich wieder an den Vater, „ich mache es wohl falsch, was? Ja, ja, ich merke schon: ich kann's noch nicht richtig. Was mache ich denn falsch? Sag's mir!"

Der Vater nahm meinen Arm: „Paß mal auf, wie wir gehen! Wie eine Kompagnie!"

Wir gingen, wie wir es seit langem gemeinsam einstudiert hatten. Herr von Losch blieb, wenn er mich führte, vor jedem Bordstein, vor jedem Rauffschritt oder Abschritt stehen und er-

klärte mir genau, daß es jetzt hinauf oder hinab ginge. Dadurch entstand jedesmal eine Pause im Gespräch, und er fand den Faden nicht gleich wieder. Ging ich mit dem Vater, dann gab mir der auf dem letzten Schritt vor dem Bordstein einen leichten Druck mit dem Ellenbogen oder einen leichten Schlag mit der Hand auf den Arm, und ich wußte nun, beim kommenden Schritt geht es hinunter, wenn ich auf dem Bürgersteig war, oder es geht hinauf, wenn ich auf dem Fahrweg war. Das war eine sehr einfache und bequem ausführbare Methode, und das Gespräch, wie das glatte Gehen wurde nicht im mindesten unterbrochen. Ein Fremder bemerkte nicht einmal, daß ich blind sei, daß ich den Bordstein nicht sehen konnte.

„Famos! Famos, Kinder!" lobte der alte Soldat. „Muß ich auch lernen, sofort. Komm, Ernst, das mußt du mich lehren. Wäre doch traurig, wenn ein alter Soldat wie ich nicht vorschriftsmäßiges Marschieren lernen könnte! Also, mein Junge, wie denn nun?"

Leicht nahm er nun meinen Arm, ohne allen Zwang, und wir marschierten in strammem Marschschritt über die Chaussee hin und her, bordsteinauf und bordsteinab. Nach wenigen Versuchen wußte er das Zeichen richtig zu geben. Und nun kommandierte er: „Rechts um, marsch!" Und wir beide marschierten die Allee hinunter, so schneidig und sicher, als hätten wir den Krieg siebzig nebeneinander durchgemacht. Er pfiff einen lustigen Marsch dazu, und die Beine flogen wie Gummiglieder. Hinter uns ging der Vater und lachte vergnügt.

„Hast du wohl so einem alten, ausrangierten Soldaten auch nicht mehr zugetraut, was?" rief er dem Vater zurück, und seine Soldatenbeine klappten auf dem harten Sand wie auf Pflaster. So ging es durchs Georgium, den Park. Der alte Oberst pfiff und mein Vater kommandierte dazu.

Plötzlich wandte sich der alte Herr brüsk um und ging mit ein paar schnellen Sätzen auf den Vater zu:

„Junge, wie früher, was? 's geht noch! Geht, weiß Gott, noch! Haunchen! Und wenn's wieder losgeht dort hinterm Rhein, wir machen mit, was? Wir alte Knaben, was? Irgendeinen Platz werden sie doch noch für uns haben!" Seine Stimme zitterte. „Du und ich, was, Haunchen: wie früher!"

Stumm gaben sie einander die treuen Hände, die beiden, die einander nie im Stiche ließen, nicht im Kugelregen anno siebzig, nicht später, im Kampf um die Existenz.

Eine liebe Erinnerung ist mir dieser Tag geblieben.

Das Sehen der Blinden.

Körper- und Charakter-Sehen. — Vom Erkennen des Alters. — Wie der Blinde das Mienenspiel, wie er Stummes hört.

Als ich meine Abschiedsbesuche in Raguhn machte, schien mir, ich begegne da Leuten, die ich seit sehr, sehr langer Zeit, seit meiner Kindheit vielleicht nicht gesehen hätte, die mir einst wohlbekannt, nun aber fremd geworden waren. Mir schien, mein Verhältnis zu ihnen hätte sich sehr wesentlich gewandelt seit jener Zeit. Ich sah sie jetzt mit anderen, mit schärferen, mit durchdringenderen Augen. Mir war, als sähe ich schärfer als sehende Menschen sehen, und dabei war ich doch — blind. Dieses Scharf-, dieses Tiefsehen, dieses Körper- und Charaktereigenschaftensehen der Blinden ist nun nicht etwas Wunderbares, und darum Unverständliches, sondern es ist etwas sehr Natürliches und sehr leicht Verständliches. Es setzt nur Intelligenz, Charakterkenntnis und recht bedeutende Uebung voraus beim Blinden, und der Blinde sieht die Körper- und

Charaktereigenschaften seiner Mitmenschen sehr genau, oft schärfer und richtiger sogar als der Sehende. Dieses „Sehen" der Blinden ist etwa das Folgende:

Der Sehende erkennt zu einem wesentlichen Teile ein Kind, eine Frau oder einen Mann an der Körpergröße und dessen Bau. Ein Blinder ebenfalls. Der Sehende „sieht", der Blinde „hört" die Körpergröße. Die großen, derben Männerstiefeln, mit 150 Pfund Körpergewicht belastet, unterscheidet er leicht und ohne die geringste Mühe von den leichteren, dünneren Frauenstiefeln, die vielleicht nur mit 100 bis 120 Pfund Körpergewicht belastet sind. Noch leichter erkennt er den kleinen zierlichen Kinderstiefel, der vielleicht nur mit 40 bis 60 Pfund Körpergewicht belastet ist. Nur zwei, drei Tritte dieser Stiefel braucht er zu hören, und er weiß, ob er Mann, Frau oder Kind vor sich hat. Auch erkennt der Blinde den kurzen, hastigen, zappelnden Kindertritt spielend leicht; weiß sofort den schweren, breiten Männertritt vom Frauentritt zu unterscheiden, der stets mit Kleiderrauschen verbunden ist. Ein schwer wuchtender, dabei aber müder Tritt wird auf einen schweren, massigen, aber schlaffen, korpulenten Herrn mit Gewißheit schließen lassen. Ein schwerer, dabei aber doch elastischer und sicherer Tritt verrät untrüglich einen noch kräftigen, starken und energischen Mann. Ein Frauentritt, der mit dem Stiefelabsatz fast die Diele eintreten will, zeigt, daß die Gehende hart, knochig, eckig, ungelenk sein wird; ein leichter, schwebender Gang, der elastisch auf dem vorderen Teile des Fußes basiert, zeigt eine elastische, biegsame, bewegliche Person. Ein lässig schlürfender Gang kennzeichnet eine lässige, müde Person. Und sie wird in vielen Fällen nicht nur im Gange, sondern dann auch im Wesen, auch im Anzuge lässig sein. Kommt ein Kind munter, mehr hüpfend als gehend, heran, so werden seine Augen blitzen und

lachen; es wird frohgemut sein. Kommt es mit peinlich korrektem Schritt, so ist es entweder überkorrekt und darum unkindlich erzogen, oder es ist verängstigt, zumindest aber nicht lustig und frei. Körper- und Charaktereigenschaften drücken sich eben in den Körperbewegungen aus. Und diese Körperbewegungen sind zu einem Teile hörbar, und darum auch dem Blinden wahrnehmbar.

Das Alter eines Menschen, insbesondere eines Kindes, erkennt der Sehende vor allem an der Körpergröße. Er weiß aus Erfahrung: hat das Kind diese Größe da, ist sein Arm so lang, dann zählt das Kind unter normalen Verhältnissen vier Jahre etwa. Ist es so groß, dann zählt es sechs. Er erkennt, „sieht!" an der jeweiligen Entwicklung des Körpers das Alter.

Der Blinde dagegen erkennt, „hört!" aus der jeweiligen Entwicklung des Körpers ebenfalls das Alter. Es ist doch klar, daß sich nicht nur der Körper in seiner Gesamtheit, sondern auch jedes Körperglied im einzelnen entwickelt. So entwickeln sich denn auch die Stimmorgane des Kindes ganz regelmäßig in bestimmter Folge. Wie der Arm, so haben auch Lunge, Kehlkopf usw. von vier Jahren eine ganz bestimmte Größe, von sechs Jahren eine andere, und von acht Jahren wieder eine andere. Wie nun der Sehende sagt: das Kind, das einen Arm von „dieser" Größe hat, das muß ungefähr vier Jahre alt sein, so sagt der Blinde mit gleicher Richtigkeit: das Kind, das mit seiner Lunge und mit seinem Kehlkopf diese Töne von sich gibt, das muß ungefähr — vier Jahre zählen. Und er hat recht! Wie also der Sehende die Entwicklung des Armes sieht und daraus schließt, so „hört" der Blinde die Entwicklung der Stimmorgane und schließt aus ihnen ebenso sicher und folgerichtig. Und wie der Sehende aus der Entwicklung des Körper-

ganzen schließt, so schließt auch der Blinde aus der Entwicklung des Körperganzen. Denn — das ist dabei zu bedenken! — beim Sprechen und Singen erklingen nicht etwa nur Lunge, Kehlkopf, Brust-, Mund- und Kopfhöhle, sondern die gesamte Körpersubstanz, besonders stark die feste, die Knochensubstanz also. Man muß sich das etwa so vorstellen: so verschieden ein Weinglas beim Anschlagen erklingt, wenn es auf einem Sofa, auf einem großen Stein oder in einem Faß steht, so verschieden klingt auch die menschliche Stimme in einem rundlich fleischigen oder in einem mageren Körper. Der Blinde schließt also mit Recht aus der Stimmresonanz auf den Gesamtkörper.

Auch den Charakter weiß er treffend zu erkennen, vor allem nach dem Gehör. Eine starke Gemütsbewegung spiegelt sich leicht auf dem Gesicht des Menschen wieder; auch das Mienenspiel ist erregt und hastig. Das Gehirn teilt aber diese Gemütsbewegung nicht allein nur den Gesichtsmuskeln mit, sondern auch allen übrigen Muskeln des Körpers, es tut das automatisch, unwillkürlich. So kommt es denn, daß nicht nur die Gesichtsmuskeln, sondern gleichzeitig auch die Muskeln des Stimmorgans diese Erregung widerspiegeln, mitmachen. Spricht dann der Betreffende, so hört man in der Stimme die Erregung der Stimmorganmuskeln genau so sicher, wie man die Erregung der Gesichtsmuskeln sieht. Der Blinde, der geübt ist, hört also die Erregung ebenso deutlich, wie sie der Sehende sieht.

Ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß der intelligente und geübte Blinde oft mehr hört, als der Sehende sieht. Und das darum: die moderne Kultur, die „gute Erziehung" schreibt vor, der Mensch solle seine individuellen Gemütsbewegungen bis zu einem gewissen Grade verbergen, nicht auffallend zeigen, er soll sein persönliches „Ich" in den Hintergrund stellen,

soll eine gewisse Gleichheit und Gleichmäßigkeit zeigen. Er soll im Gespräch immer eine gewisse konventionelle Form und Förmlichkeit wahren. Er soll scheinen, wie sie alle sind, er soll bis zu einem gewissen Grade Herdenmensch sein. So legt er denn auf sein Gesicht ein gewisses, verbindliches — eigentlich allerdings unverbindliches — Lächeln, das Liebenswürdigkeit im allgemeinen ausdrückt, nicht aber seine momentanen Gemütserregungen. Er sucht vor allem alles das zu vermeiden, was sichtbar sein Inneres verrät. Denn er weiß ja, weiß es aus eigener Erfahrung — daß man immer am ehesten nach dem „sichtbaren" Ausdrucke sieht und wertet. In dem Bestreben, Sichtbares zu vermeiden, vernachlässigt er aber dann leicht die Stimmorgane, bedenkt nicht, daß sie genau so ausdrücken, was in ihm ist, wie die sichtbaren Muskeln des Körpers das tun. Oft hört man daher eine Erregung leichter, als man sie sieht. Oft ist also der Blinde leichter in der Lage, „hörend" zu urteilen, als der Sehende „sehend". Dies ein Beispiel für viele.

Doch nicht allein nur nach Hörbarem, selbst auch nach scheinbar oder tatsächlich Stummem vermag der Blinde zu urteilen, und da glauben dann viele Sehende nicht selten an sonderbare, nur den Blinden eigene Seelenkräfte. Das ist wohl erklärlich, aber dennoch falsch. Hier noch ein einfaches Beispiel: saß ich mit mehreren Sehenden stumm um einen Tisch im stillen Zimmer, und jeder von uns beschäftigte sich schweigend. Dann habe ich manchmal unvermittelt zu meinem Nachbar gesagt: „Warum starren Sie mich denn so unverwandt an? Das stört ja doch!" — Dann staunten die Umsitzenden und wußten sich nicht zu erklären, daß ich — obwohl total blind — doch bemerkt hatte, daß mein Tischnachbar mich so starr fixierte. Ich erklärte ihnen: ist es ganz still im Zimmer, dann höre

ich den Atem der nahesitzenden Personen deutlich gehen, höre auch, nach welcher Richtung er geht. So weiß ich denn, ob einer der Umsitzenden immerfort, unverwandt zu mir hinstarrt. Sein Atem, die Richtung desselben, verrät mir das. Ich höre sogar, ob er mich ganz besonders scharf, also besonders gespannt beobachtet. Denn ist er besonders gespannt, besonders durch mich als betrachtetes Objekt in Anspruch genommen, dann beachtet er seinen Atem nicht so peinlich wie sonst; er bemerkt nicht, daß sein Atem unwillkürlich intensiver, gespannter geht als sonst, daß sein Atem auch die Erregung ausdrückt, die in ihm herrscht. So höre ich, daß er mich „gespannt" anstarrt.

Dies wie vieles Aehnliche zeigt, wie der Blinde sieht durchs Ohr.

VII. Im Männerheim.

Vom lustigen Leben im Männerheim.

Das Heim. — Mein freundliches Zimmerchen. — Besuche und Gegenbesuche. — Die Pensionäre. — „Bums, zwei, drei! Bums, zwei, drei!"

Im Sommer 1895 trat ich aus der Anstalt aus und übersiedelte ins Männerheim. Ich wohnte und aß nun da, arbeitete jedoch noch als Lehrling in der Anstalt. Dieses Heim war eine Lieblingsschöpfung des Herrn Direktor Wulf, sein eigentliches Lebenswerk. Man hatte fast absolute Bewegungsfreiheit im Heim, war ein freier Mann. Es sollte für die Anstaltszöglinge eine Uebergangsperiode sein vom engen Anstalts- zum vollkommen freien Leben in der Welt der Sehenden. Die blinden Gesellen der Anstalt, Späterblindete, die ihres vorgeschrittenen Alters wegen nicht mehr in die Anstalt paßten und einige besonders verständige Lehrlinge wohnten da. Ein Vorzug war es, „Heimer" zu sein.

Ich nahm ein Zimmer vornheraus im zweiten Stockwerk. Von links drüben hörte ich die Seilerei, mein Arbeitsfeld, schnurren. Weiter links klang mir das Musizieren der Anstaltszöglinge, das leise Rauschen der alten Parkbäume. Unter meinem Fenster lag der Heimpark still und versonnen, und nachts hörte ich leise das Rollen der Vorortsbahn herüberschallen, die von Berlin nach Potsdam fuhr. Zwar hörte ich bei günstigem Winde noch immer die Hausglocke der Anstalt herüberklingen, aber ich brauchte mich nicht mehr nach ihr zu richten. Die Trompetensignale des Weckrufs und des Zapfen-

streiches, die die Zöglinge des Preußischen Kadettenhauses zu Lichterfelde kommandierten, wurden mir Eckpfeiler des Tages; leise zitterten sie zu mir herüber in mein stilles Fenster. Gern lauschte ich hinaus in die friedliche, poesievolle Abendstille, die das Heim träumend umwob. Mein trauliches Zimmerchen war einfach möbliert, aber mir erschien es das Himmelreich selbst, jedenfalls mein Himmelreich. Hier konnte ich schalten und walten nach eigenen Ideen, niemand redete mir darein, wenn ich „wieder einmal umzog". Und das „Umziehen" war ein ganz besonderes Vergnügen. Kaum hatte ich den Umzugsplan entworfen, so packte ich schon den Kleiderschrank, als wollte ich mit ihm ringen, und setzte ihn — ich war doch ein starker Seiler! — auf die Seite, trug das Vertikow an seinen Platz, rückte die Kommode anders, schob Tisch, Stühle, Bett im Zimmer herum, als sei das leichtes Spielzeug. Und bald hatte ich — ein neues Zimmer, war eben „umgezogen"! Solche Veränderungen zeigten mir so recht handgreiflich, wie unumschränkt meine Herrschergewalt doch war, daß ich als vollkommen freier Mann auf eigenem Grund und Boden saß.

Oft lud ich mir auch Ernst Schulz oder Franz Lange oder vielleicht gleich mehrere Freunde auf einmal ein und gab ein Fest.

Hurtig bereitete ich dann den werten Gästen ein leckeres Mahl. Der Spirituskocher wurde in den Waschnapf gesetzt und entzündet; in den Waschnapf aus Vorsicht, denn spritzte nun ein Funke über, so erstickte er ja sofort im Wasser. Bei kleiner Familientafel gab es Tee, deutschen natürlich, denn wir waren, besonders im Portemonnaie, sehr national. Bei Galabesuch riskierte man sogar, ja, ja! Kaffee oder — wir waren wohlhabend damals! — Kakao.

Bei solchen Festgelagen wurde eifrig debattiert, manch

kluges Männerwort entfloh dem Zaun der Zähne, manch kühne Behauptung wurde geboren, manch verschwiegenes Geheimnis wurde den Freunden leise anvertraut. Auf den Flügeln des Tee-, des Kaffee- und vor allem des Spiritusduftes — Kakao löste keine Düfte aus — schwebten tiefe, ernste Gedanken von Freund zu Freund und knüpften Bande. Erhebend war es, sich so als Wirt zu fühlen, Hausrecht zu üben nach eigenem Ermessen.

Doch nicht nur Besuche empfangen, auch solche erwidern mußte ich, und wahrlich, nicht bei den Schlechtesten der Nation saß ich zu Gaste.

Da war zunächst mein Freund Paul Kersten, er wohnte nur wenige Zimmer entfernt von mir. Irgendwo in der Uckermark oder da herum, wo die fetten Gänse wachsen, besaß er liebe Verwandte. Und deren ergiebiger Maststall machte Paul im Freundeskreise sehr bald populär. Er erhielt nämlich nicht selten Pakete, o! was für Pakete! Paul war mein lieber Freund.

Da war ferner mein Freund Willi, Willi Brandau. Er stammte aus Kassel, trug unheimlich viel Wissen in seinem eckigen Kopf und besaß einen sehr wackeren Vater, der draußen in der Welt, in Rußland, Amerika und wohl noch weiter, Tunnels baute; sein Name stand sogar in den Zeitschriften. Dieses ruhmvollen Vaters wegen imponierte mir Willi ganz besonders. Mehr jedoch immer noch, weil — weil Willi sich alle Sonnabend richtig mit Seife und einem Messer rasierte, und es war bewiesene Tatsache, Zeugen hatten es gehört, daß es leise kratzte, wenn er sich malträtierte: er hatte tatsächlich — einen Bart.

Doch auch dieser bärtige Willi war noch nicht der erste meiner Freunde. Ich hatte da noch einen Freund, Arnold

Wohlbrück hieß er, der war — man bestaunte ihn offenkundig — im glücklichen Besitz eines teuren Vaters mit einem richtigen Rittergut mit Ochsen, Pferden und allem sonstigen Zubehör, und dies Gut lag in Rußland und war sagenhaft weit. Und nun, — man denke! — verfügte Arnold außerdem noch über eine geheimnisvolle Tante, die Romane schreibt und — was noch wichtiger und seltener ist — sie sogar in den Zeitungen veröffentlichen läßt, also eine richtige Schriftstellerin, wie sie einem in der Literaturstunde als Leuchten der Kunst und Wissenschaft vorgelobt worden waren.

Also mit dem Inhaber einer romanschreibenden Tante durfte ich gleichzeitig meine verdienstarmen Beine unter ein und denselben Tisch stecken und plaudern. Das imponierte mir gewaltig, und ich fühlte mich gerade zu Arnold sehr hingezogen, denn auch ich hatte, — ganz im geheimen natürlich! — schon Gedichte gemacht, wir waren somit verwandte Seelen. Mit selbstbewußt erhobenem Haupte schritt ich stets zu Arnold, dem Inhaber der romanschreibenden Tante, und die Ehre glänzte ordentlich von meinem neuen Rocke, ich fühlte es. Daß Arnold noch obendrein vorzügliche russische Zigaretten und oft auch ausgezeichnetes Gebäck freigebigst an seine Besucher verteilte, das stand einem so berühmten Mann wirklich recht gut an und erhöhte den russischen Vater und die berühmte Tante noch.

Oft saß ich bei Arnold und hörte ihn erzählen und lernte von ihm. Denn er war, wie alle Heimbewohner, weit älter als ich. Auch las ich ihm öfter aus einem guten Buche vor, und wir besprachen darauf den Text, wie Kenner es wohl tun dürfen und sollen. Dann griff Arnold zur Trompete und blies, blies süß und weich und sehnsuchtsvoll, und oft kamen mir die Tränen, wenn er ein schlichtes Volkslied so tief und seelenvoll ins Weite klingen ließ. Er hatte ein kostbares

Instrument, eine ganz ungewöhnlich entwickelte Technik und eine Innigkeit und Tiefe des Vortrags, wie nicht viele Meister seines Instrumentes. Er war unbedingt ein Phänomen.

Das Heim zählte jedoch noch andere Pensionäre, die ihm hohe, gewaltige Ehre gaben, und damit auch mir. Da war zunächst ein gewisser Herr von Kracht. Geheimnisvoller Nimbus umwehte sein Ich. Niemand wußte genau, von wannen er kam, und wohinnen er ging. Er lernte die Punktschrift und — ja und? — wer weiß was! Unter den indischen Truppen auf Java sollte er als Offizier gedient und geblutet, Schauerliches sollte sich mit ihm begeben haben. Niemand wußte was und wie und wo. Aber jeder vermutete das Unerhörteste, was sich denken ließ. Er selbst sprach nicht über seine Vergangenheit. Schaurig, wie er gelebt, ging er auch. Eines Tages, als wir zu Mittag aßen, erschoß er sich in seinem Zimmer. Willi Brandau und ich hörten ihn stöhnen, als wir vom Essen kamen. Eine halbe Stunde standen wir an seinem Lager, dann hauchte er seinen Geist aus.

Ein Freund von ihm war der Herr Martens, ein Amerikaner, der nach Steglitz gekommen war, um deutsches Blindenwesen zu studieren. Eben war er erst, als Zigarrenreisender, in Amerika erblindet. Aber schon hatte er sich abgefunden mit der neuen Lage und war so vergnügt, als hätte er das große Los gewonnen. Er, der Weltreisende, zählte wohl hoch in die Dreißig; dennoch verschmähte er es nicht, auch mit mir 16jährigem eine Flasche Bier zu trinken.

Da war noch Herr Paul Otto, ein lustiger Bruder Studio, der erblindet war und nun in Steglitz die Blindenschrift und was dazu gehört, erlernen wollte. Er hatte einen wundervollen Baß. Wenn er sprach, klang es, als zähle ein geheimer Kommerzienrat mit lächelnder Nachlässigkeit hunderttausend

Mark auf den Tisch. Herr Otto verstand es ungemein geschickt, dem Dienstmädchen in die Backe zu kneifen, daß sie leise quietschte, und er wußte auch ein dröhnendes Lied beim Biertopp zu singen: er war allgemein beliebt. Und wenn er, sein Freund Devrient, der Mann mit der riesigen Glatze und der Amerikaner gemeinsam in der Küche saßen und mit den Gläsern klapperten, dann lachte das ganze Haus, und für unerfahrene Ohren war da manches Interessante zu erlauschen und zu erlernen. Ein lustiges Leben wurde da geführt.

Lustig war es auch, wenn Paul Kersten und ich in Schmidts Zimmer — er besaß ein Klavier — Tänze einübten. Paul strich die Geige mit wütender Begeisterung, und ich begleitete mit kräftiger Seilerpranke. Man hörte viel dabei. Kleinlich waren wir nicht! Auf eine Harmonie mehr oder weniger kam es mir nicht an. Lärm machte ja jeder Akkord. Und jeder Walzer verlangte die Begleitung: „Bums, zwei, drei!", jeder Marsch: „Bums, zwei! bums vier!" Das war leicht, und daß es schön war, das fühlten wir beide ganz genau. Wir hörten ja, pausierten wir, wie die Mädchen drüben im Heim lachten, verlockend, verführerisch wie Silber. Da griffen wir denn wieder frischen Mutes in die Saiten.

Die Optimisten und Pessimisten im Heim.

Die fröhlichen Optimisten. — Adolf, der Pessimist. — Die Moral des Almosennehmens. — Wie der Amerikaner über das Erwerbsleben der Blinden dachte. — Karl siegt mit Humor.

In den Zimmern der Heimbewohner wurden wohl alle nur erdenklichen Themata behandelt, aber neben der Anstaltspolitik, dem Anstaltsklatsch standen doch die Berufs-, die Existenzfragen der Blinden stets an erster Stelle der Erörterungen. Die verschiedensten Anschauungen wurden da ver-

fochten; doch eine gewisse Uebereinstimmung, eine Klärung der heißumstrittenen Fragen wurde nie erzielt. Temperament, Charakterveranlagung und Lebenserfahrung der einzelnen waren gar zu verschieden.

Da gab es glühende Optimisten. Die vertraten den Standpunkt, daß sich Blinde gut den Lebensunterhalt erwerben könnten bei Ausübung eines Handwerks; sie müßten nur geschickt und fleißig sein. Und so mancher weissagte kühnlich, er werde später Weib und Kind ernähren und sogar noch nach dem Mittagessen eine gute Sechserzigarre zu rauchen haben, mindestens eine! Andere lächelten nur über ihn und fragten, wieviel denn hier im Heim, wo doch äußerst günstige Arbeitsbedingungen wären, die blinden Handwerker verdienten.

„Das ist eine Sache für sich!" beharrte der Optimist unbeirrt. „Hier wird manches nicht richtig gemacht. Ich werde das später besser machen."

„Trotzdem, du," erwiderte der Zweifler, „hier verdienen die meisten nicht zehn Mark die Woche und arbeiten fleißig und nicht weniger geschickt als später dann draußen. Bei zehn Mark Wochenverdienst müssen aber Frau und Kind unbedingt hungern; und die gute Sechserzigarre muß auch wegfallen, das ist doch sicher!"

Man stimmte zu, und Adolf Gere, der der schwärzeste Pessimist war, sagte düster: „Euer lachender Optimismus ist weiter nichts als dumme Gedankenlosigkeit. Ihr denkt nichts; und darum wißt ihr auch nichts. Und wenn euch das Leben nachher enttäuscht, dann seid ihr selbst daran schuld und nicht die andern. Seht mal: was nützen wir? Und wem nützen wir? Niemandem! Nichts nützen wir! Wir arbeiten und plagen uns doppelt so hart und doppelt so schwer als die

Sehenden, und was erreichen wir dadurch? Wir verdienen uns einen Teil, aber auch nur einen Teil unseres Lebensunterhaltes, und das noch Fehlende — müssen wir uns schenken lassen, weil wir es selbst eben nicht verdienen können. Oder ist das etwa nicht so? Was? Um wieviel sind wir durch das moderne Blindenwesen denn nun besser daran als die blinden Bettler früherer Zeiten? Um wieviel? Vielleicht um nichts! Vielleicht ergeht es uns schlechter als ihnen. Denn seht mal: früher durften sie an den Landstraßen stehen und betteln, das war ihr gutes Recht, ihre Pflicht. Sie verdienten sich so ihren Lebensunterhalt und brauchten sich nicht sonderlich dabei zu plagen. Sie hatten ihr Leben, und vielleicht war das noch reichlicher bemessen als bei so manchem von uns!

Wir nun heute, wir arbeiten hart und schwer; aber Almosen müssen wir trotzdem doch immer noch nehmen, sonst kommen wir nicht aus. Der ganze Unterschied gegen früher besteht nur darin, daß die Form des Almosengebens und Almosenempfangens sich gewandelt hat. Jawohl! Wir betteln heute nicht mehr persönlich. Das machen jetzt Beauftragte, oft staatlich angestellte Bettler für uns. Das sind die Blindenanstaltsdirektoren und die warmherzigen Damen und Herren, die Mitglieder werben für unsere Blindenfürsorgevereine. Das sind heute unsere Blindenbettler! Sie wenden sich an die besitzenden Klassen und bringen Geld für uns zusammen, und verteilen es dann unter uns. Oder ist das etwa nicht so? Oder sind vielleicht die Blindenfürsorgevereine und wie sie alle heißen, nicht nur im großen organisierte Institutionen zum Betteln für uns Blinde? Ist das nicht so? (Er lachte bitter.) Das Betteln hat sich eben wie alles andere den Zeitverhältnissen angepaßt. Früher war es Kleinbetrieb, Handbetrieb des einzelnen, und jetzt ist es Großbetrieb geworden, wie alles Groß-

betrieb werden muß, wenn es lebensfähig bleiben soll. Das ist eben Zeiterfordernis. Es gibt keinen Ausweg!

Wieviel ihr auch prahlt von euren Fortschritten des Blindenwesens, im Grunde sind wir noch nicht besser dran als die Blinden früherer Zeiten, nur mehr arbeiten müssen wir als sie. So ist es."

Er sprach gewandt, fließend. Man sah, er sprach nur aus, was ihm nach reiflichem Ueberlegen klar vor der Seele stand als harte, scharfgesehene Wahrheit. Schüchtern wagte man Einspruch, sprach von den moralischen Errungenschaften. Der Blinde müsse sich doch moralisch höherstehend fühlen als früher. Eben weil er doch nicht mehr persönlich zu betteln habe usw. Doch Adolf lachte nur um so bitterer und schärfer:

„Das ist auch nichts weiter als gedankenloser Snicksnack! Auch die Moral hat sich gewandelt mit der Zeit. In früheren Zeiten wußten es doch die Scholaren gar nicht anders, als daß sie von Tür zu Tür ihre Jungen schickten zum Brotbetteln. Und die Pastoren bekamen auch nur geringen Bargehalt für ihre Arbeit; ihnen brachten die Bauern Naturalien, Gänse, Eier usw. Und wenn sie sich beliebt zu machen verstanden, dann ging ihr Geschäft eben auch gut. So war es, das weiß jeder, der ein bißchen Geschichte getrieben hat. Die alten Raubritter, die stahlen sogar auf offener Straße den Kaufleuten ihre Waren. Betteln war ihnen noch viel zu umständlich. Ihre Moral war Stehlen und Plündern. So wechselt der Begriff Moral! Ja, ja! Jetzt hat sich alles verfeinert und darum auch das Betteln. Wir sind nicht besser dran als die früheren Blinden. Ihr könnt sagen, was ihr wollt!"

Seine Reden machten tiefen Eindruck. Er sprach überzeugend. Seine Beweisführung war logisch. Das Gefühl

wollte sich gern dagegen sträuben, aber der Verstand, der mußte ihm widerstrebend zunicken. Er hatte recht. Wenigstens wußte man keine Widerlegung.

„Darum wäre es richtiger," begann Adolf wieder mit seiner fürchterlich bannenden Stimme, die Blinden würden alle umgebracht, dann könnten sie niemand mehr belästigen und von niemand mehr belästigt werden. Dann wäre das jammervolle Elend aus."

Mit schlürfenden Schritten ging Adolf wieder hinunter in die Korbmacherei, in der er täglich zehn bis zwölf Stunden arbeitete, oft noch länger. Aber mehr als zehn bis zwölf Mark verdiente er nie, wiewohl er sehr fleißig und geschickt war, oft dagegen weniger. Mit düsterem Zwang hallten seine Worte in der Seele nach und tauchten in gegebenen Momenten wieder und wieder auf wie ein schattenhaftes, spukendes Gespenst. Der Verstand besaß keine scharfen Waffen, es zu bannen.

Von diesen grauen Theorien hörte auch Herr Martens, der Amerikaner, mein neuer Freund. Er lachte dazu. Eines Tages, auf der Bank vor dem Hause war es, erklärte er uns seine Ansichten zu diesen Fragen; er hielt nie zurück; er fürchtete sich vor niemand; denn er war ja nicht, wie wir alle, abhängig von den Vorgesetzten, unterworfen der Strömung, die eben gerade am Ruder war.

„Wissen Sie," begann er, „der Herr Gere mag ja wohl gedanklich recht haben. Ich weiß, er ist ein unheimlich kluger und klarer Kopf, und was er sagt, hat Hand und Fuß. Er hat aber sicherlich nur recht von seinem Standpunkt aus, vom Standpunkte des Denkers aus. Der eignet sich aber nicht für das praktische Leben. Denn von Theorien, und wenn sie noch so richtig und unwiderleglich sind, wird der Magen nicht satt und froh, der will Brot und ein bißchen Wurst drauf. Zum

Donnerwetter! Wenn euch das Handwerk, das ihr ausübt, eben den Lebensunterhalt nicht bringt, dann betreibt es doch nicht. Laßt euch doch nicht zwingen dazu! Ihr seid nun einmal auf der Welt und müßt darum leben; keiner wird euch raten, ihr sollt euch ne Kugel vor den Kopf schießen. Na, und wenn ihr mit eurem Handwerk nicht genug verdient, Herrgott, dann macht was anderes. Handelt doch, das ernährt noch immer seinen Mann."

„Womit soll man handeln, wenn man kein Kapital besitzt?" fragte ich.

„Womit? Gut. Wenn ihr nichts Besseres wißt, mit Knöppen!"

„Dann wird uns die Anstalt zu schaden suchen, so sehr sie kann."

„Schön! Schädigt ihr sie wieder, indem ihr erzählt, sie hätte euch nichts gelehrt, was euch den Lebensunterhalt erbringen kann. Oder spielt doch in so ner netten Kneipe in Berlin Klavier. Von euch können doch so viele gut genug spielen, denke ich."

„Werden wir wieder geschädigt werden von der Anstalt. Ganz leicht ist das auch nicht!"

Er wurde nervös. „Es ist doch aber vorteilhafter für alle Teile, ihr verdient euch als Kneipenspieler euren Lebensunterhalt vollkommen und allein, als wenn ihr noch der Unterstützungskasse eurer Heimatgemeinde zur Last fallen müßt."

„Sie befürchten ja doch immer, man könnte moralisch untergehen beim Musikmachen in der Kneipe."

„Dann wundert's mich nur, daß es in Deutschland überhaupt noch moralisch gesunde Kellner gibt. Die können doch noch viel leichter „untergehen", wie ihr sagt."

Wir stimmten ihm gern zu, denn die meisten waren da-

von fest durchdrungen, daß das Spielen in Restaurants der lohnendste Beruf für sie sei.

„Oder, ich sage ja: handelt! Seht, wenn ich wieder nach Amerika komme, ich nehme sofort meinen Musterkoffer wieder in die Hand, und los geht's, zu den alten Kunden. Denn dadurch, daß ich erblindet bin, bin ich doch kein anderer oder ungeschickterer geworden. Ich verkloppe meine Zigarren noch genau so gut wie früher, ganz sicher!"

Seine Zuversicht zündete in manches Seele.

„Wißt ihr," setzte er pfiffig verschmitzt hinzu, „ich glaube, ich mache jetzt sogar ein besseres Geschäft als früher. Einem Blinden werden sie doch noch eher etwas abkaufen als einem andern. Was?"

Man wandte ein, das sei ja eben, was Adolf Gere immer behauptete, der Blinde müsse immer noch auf das Mitleid spekulieren.

„Blödsinn!" polterte er los. „Jeder Kaufmann rückt seine Vorzüge ins rechte Licht, um durch sie, durch die persönlichen Vorzüge bessere Geschäfte zu machen. Wenn das schon die Sehenden tun, warum soll ein Blinder es dann unterlassen? Seht mal: ein patenter, flotter, hübscher Kerl macht unbedingt bessere Geschäfte als ein weniger flotter und hübscher. Er macht die guten Geschäfte nur durch diese körperlichen Vorzüge, die ihm die Natur gegeben hat. Denkt ihr, es wird ihm jemals einfallen, sich häßlich zu machen, damit ihm also die natürlichen Vorzüge seiner Natur nichts helfen im Geschäft? Denkt ihr das etwa? Nie! Im Gegenteil! Er wird die günstige Veranlagung möglichst geschickt ausnützen, sich noch patenter machen, als er schon ohnehin ist. Er wird seine Vorzüge doppelt zu nützen suchen. Na, ein Blinder, der muß es nun ganz genau so machen. Sein Vorzug, die göttliche

Gabe, die ihm die allgütige Mutter Natur gegeben hat, ist eben das Blindsein, und das muß er darum tüchtig ausnützen. Tüchtig! Gerade wie der Hübsche sein Hübschsein ausbeutet im Geschäft. Das ist doch ebenso folgerichtig, finde ich, wie Herrn Geres Theorie. Nicht?"

Wir schwiegen zunächst alle. Auch er hatte recht. Und wenn man sich recht überlegte, war seine Anschauung viel praktischer als die von Adolf Gere. Während wir überlegend schwiegen, kam Karl Nietes verschlagene Stimme aus dem Hintergrunde:

„Richtig, Herr Martens hat et erfaßt! Nu hab ick et raus: weil ick, wenn ich uff de Straße rumpromeniere, so barbarschen blind bin, darum mache ick dann immer jute Jeschäfte, sozusagen."

Man lachte, der Bann war gebrochen. Man wußte ja, daß sich Karl Geld zusammenbettelte, sich davon eine Drehorgel zu kaufen, um dann — „Hoforganist" in Berlin zu werden. Der Humor trat wieder in seine Rechte.

Auf mich wirkten aber solche Erörterungen ganz eigentümlich. Sie trafen mich wie etwas Frostiges, Fremdes. Während ich darüber sprach, war mir, als sei all das nicht für mich, als ginge es mich absolut nichts an. Mein Empfinden lief in einer ganz andern Richtung. An Beruf und Gelderwerb für mich persönlich dachte ich fast nie. Mir schwebten dagegen sonderbar verworrene Wünsche und Ziele vor der Seele, Wünsche, die ich noch nicht in Worte fassen, Ziele, die ich noch kaum ahnen konnte. Damals begriff ich all das nicht; heute weiß ich, was es gewesen: ich sehnte mich aus der hemmenden, beklemmenden Enge des Blindenwesens, das man die Welt der Blinden genannt hat, heraus, sehnte mich hinein in die große, weite, reiche Welt der Sehenden mit ihrer Mannig-

faltigkeit und Buntheit. Ich sehnte mich, auch mitringen und mitstreben zu dürfen in dem mächtigen Strom, der das Leben heißt.

Fast alle Blinden jener Zeit mußten einen der üblichen Blindenberufe (Stuhl- und Korbflechterei, Bürstenmacherei und Seilerei) ergreifen. Einige wenige wurden zur Musik ausgebildet, doch nur recht ungern; denn man nahm an, daß sie damit schwerlich ihren Lebensunterhalt erwerben könnten. Andere Berufe waren noch nicht erschlossen. Gingen nun die Zöglinge, traten sie aus der Anstalt heraus, dennoch andere, neue Wege, so kamen sie leichtlich mit den festgelegten Prinzipien des Blindenwesens in Konflikt, das heißt, mit den Blindenanstalten, die ja die Vertreter dieser Prinzipien waren. Da mochte ihnen leicht die Unterstützung entzogen werden, ohne die sie in keinem Berufe auskamen. Dies empfanden sie als Härte und bitteren Zwang. Wohl möglich, daß man, wären unter den Führern des Blindenwesens auch Kaufleute, Techniker usw., also Leute des praktischen Lebens gewesen, auch damals bereits andere Berufe für Blinde hätte erschließen können. Lehrer, und darum auch Blindenlehrer konnten hier nicht die alleinigen Pfadfinder sein. Doch die wichtigste Hemmung kam den Blinden nicht von außen, sondern von innen: die Blindheit selbst hemmte sie. Das aber mochten wir jungen Leute doch nicht zugeben. Zu viel Jugendhoffnungen, zu viel Optimismus füllte noch die junge Brust.

Ein Musikabend in Berlin.

Mein erstes Musikengagement. — Der Wert des Talers. — Wie uns Paul schneidig in die Welt der Sehenden einführte. — Bei der fidelen Geburtstagsgesellschaft. — „A, Ernst, los! A!" — „Marke Kinderwindel" und andere Schnäpse. — Auf dem Höhepunkt des Festes. — Ein Morgen ohne Zeit.

Es war im Winter 1895—96. — Ich saß in meinem Zimmer. Da polterte es draußen, und ohne Anklopfen stürmte

Richard Hirsch herein, der im ersten Stockwerk des Heims wohnte.

„Du, Ernst! — er war ganz außer Atem — Sonntag müßt ihr spielen! Da machen wir Krach, aber nich zu knapp!"

Ich verstand ihn nicht recht. Ich fragte.

„Ick will dir sagen," sprudelte er heraus, „die Wirtin von meiner Stammkneipe, die hat was Kleines gekriegt. Det soll nadürlich jebührend bejossen werden. Is doch klar! Da haw ick dem Wirt euch als Danzmusik vorjeschlagen. Macht natürlich mit. Sache! Ihr kriegt pro Mann drei Em und natürlich Abendbrot, warm selbstverständlich, und Freibier. Du und Paul, meine ich!"

Ich war sprachlos. Ich sollte in der Kneipe spielen? Ich? — Freilich, geredet hatte ich ja schon oft davon, was das für ein ausgezeichneter Blindenberuf sei, aber — na ja, geredet eben! Wie man so was hinredet. An mich hatte ich dabei nicht gedacht, wenigstens nicht ernstlich. Und jetzt sollte ich Farbe bekennen, meine Theorie in die Praxis umsetzen?

Noch hatte ich innerlich wie äußerlich nicht Stellung nehmen können zu der Idee, da sprang mir Paul auch ins Zimmer, nicht weniger erregt als Richard.

„Mensch!" brüllte er vor Begeisterung, „ne famose Idee! Det wird jroßartig, nischt zu machen, jroßartig wird's! Ick werde schon en düchtigen Jungen markieren, Richard. Ei des Deubels!" Er tat einen gewaltigen Streicher über die Saiten seiner Geige, die er schon mitgebracht hatte —. „Mein Vater sein Sohn is doch en düchtiger Junge!"

Er umarmte mich stürmisch: „Ick hab mich lieb, Ernst! Dich auch, du!" Und dann strich er darauf los, als sei Kirmeß in Kleckwitz bei Raguhn.

„Ich kann doch gar nicht richtig begleiten," begann ich

schüchtern, „durch das Arbeiten in der Seilerei sind einem doch die Hände so hart und ungelenkig geworden."

„Quatsch mit Soße!" schnitt mir Richard das Wort ab. „Ihr könnt jroßartig spielen, nischt zu machen. Mensch, ihr könnt et doch mit jedem sehenden Danzspieler aufnehmen! Dat is doch klar!"

„Sache! wie Kloßbrühe!" lachte Paul übermütig und strich energisch auf seiner Herzallerliebstensein herum.

Während er nun in freudiger Erregung im Zimmer auf und ab wanderte und alle „Enden", Tänze, Märsche und Rutscher aller Art aufzählte und in das rechte Licht rückte, redete Richard immerfort von der andern Seite auf mich ein und machte mir die Vorteile des Geschäftes klar. Und allmählich wuchs in mir ein drolliges, lustiges Koboldchen auf, ganz tief in mir, das sagte mir ins dritte Ohr, ins innere, daß ein Taler, man bedenke: ein „Taler" doch immerhin Geld und zwar nicht wenig sei, daß man außerdem noch für einen Taler Bier trinken, Zigarren rauchen und Abendbrot essen könne. Dann wieder raunte mir das Koboldchen listig zu: und, bedenke, das wird eine ganz ulkige Sache, da lernst du mal so recht das freie Leben der Sehenden kennen, da bist du mal richtig wie ein freier Mensch, da stehst du mal nicht mehr unter Aufsicht.

Und dann wurde mir klar, was eigentlich ein Taler ist: Ein Taler gilt gleich 30 Flaschen Bier, gleich — wieviel? — tatsächlich: gleich 60 Zigarren und gleich — unerhört! — gleich 450 Stück Zigaretten.

„Wird gemacht!" sprach ich fest und hart. Und das Geschäft war erledigt.

Der Sonntag war da. Der Himmel hing voll Schnee, der Himmel der Sehenden. Mein Himmel hing mir voll Geigen.

In den letzten drei Tagen hatten wir, Paul Kersten und ich, jeden Abend fleißig geübt. Wir waren voll der süßesten Töne bis über den Gummikragen hinaus. Ueber diesem Gefäß der lieblichen Töne schwebte es mir wie holder Schimmer, wie Glanz und Glück. Ich hatte nämlich in diesen Tagen eine recht beträchtliche Menge von Selbstachtung, von Selbstwertschätzung in mir angesammelt, ich hatte gelernt, mich zu bewundern und noch mehr — meine Hände. Wenn ich mich wusch, strich ich mit Liebe und Hochachtung über diese Hände, die doch mein waren, hin; diese Hände, man sollte es doch nicht glauben! trommelten ein bissel auf den Tasten herum und — hatten drei Mark verdient, tatsächlich „im Handumdrehen". Wenn man die Sache recht besah, die Optimisten hatten doch recht: Geldverdienen ist nicht schwer, gar nicht!

Ich zog mich an — zum Geldverdienen! Von drüben hörte ich Pauls lustige Stimme singen; auch er machte sich wohl fertig. — Was Papa wohl sagen mochte, wenn ich ihm schrieb: Gestern habe ich drei Mark verdient! Meine ersten drei Mark!

Paul kam. Den „verlängerten Zeigefinger" in der Faust und — man sang sich vergnügt die Treppe hinunter in die Zukunft hinein oder irgendwo anders hin.

Draußen war es bitter kalt. Hohe Schneewälle lagen seitlich der Wege. Nur schmale Durchlässe gestatteten das Ueberschreiten der Fahrwege. Paul, der noch wenig nur sah, tastete mit dem Stock über die Wälle hin, um so die geschippten Durchlässe zu finden. Sie kamen nicht.

„I wat!" machte er entschlossen und sprang einfach über den hohen Wall hinweg. „Immerzu durch dick und dünn, schlenkert er sein Dasein hin!" sang er lustig und rutschte durch alle Hindernisse, die die Schneeschipper da aufgebaut hatten.

Ich folgte ihm nicht weniger mutig. Sein Geigenkasten klapperte, und seine übermütige Stimme lachte dazu.

Wir traten in die kleine Wirtschaft in der Düppelstraße.

„Mahlzeit, Gesellschaft!" machte Paul laut, kollegial und etwas frechdachsig. Schick, schneidig, patent machte sich das. Alles sah zu ihm. Forsch und überlegen hatte er sich und damit auch mich eingeführt auf dem Felde unserer kommenden künstlerischen Taten.

Bis zu dieser Stunde hatte ich Paul für einen lustigen, harmlosen, zu jedem Scherz stets bereiten Menschen gehalten, mit diesem einen „Mahlzeit, Gesellschaft!" änderte sich das. Ich hatte mit einemmale Respekt vor ihm. Ich fühlte, daß er mir überlegen war, wenigstens in der Welt der Sehenden. Er war eben nicht in der Umfriedigung einer Blindenanstalt, sondern in der weiten Welt dressiert worden.

„Na, wo habt'r denn eure olle Drahtkommode?" fragte er forsch. — „Ach, hier? Ne tadellose Ecke! Komm her, Ernst! Hier is et jut sein. Hier laßt uns ne warme Ecke bauen!"

Lärmend setzte er seinen Violinkasten hin und legte Hut und Mantel ab. Der Wirt, ein heiseres Männlein von unbestimmbarem Alter, kam auf uns zu:

„Freut mich, meine Herren, daß Sie uns beehren. Ich denke, es wird en fideler Abend werden!"

„Sache, Herr Wirt! Wo wir sin, da is et immer fidel! — Zum Donnerwetter, habt Ihr denn keinen Haken hier zum Aufhängen?"

Der Wirt sprang behende zu: „Alles da! Alles da, mein Herr! Is doch nich, wie bei armen Leuten, was? — Kalt draußen, nich? Wollen die Herren erst mal so en anständigen Grog nehmen, daß die Seele wieder wach wird. Was?"

Und schon stand ein dampfender Grog vor mir auf dem Tisch.

„Prost!" rief Paul und hob das Glas. „Auf daß Ihr Jüngster groß und stark werde wie der selige Simson!"

Er trank, und ich bewunderte Paul, bescheiden mittrinkend. Wie gewandt er doch war! Hätte ihm das nie zugetraut.

„Is en strammer Bengel!" entgegnete der Wirt geschmeichelt, „wollen ihn sich die Herren vielleicht mal ansehen?"

„Nee!" lachte Paul, „det wollen wir nich! Wir könnten ihn höchstens anriechen!"

Ein schallendes Gelächter brach los im ganzen Raum, und Paul hatte alle Herzen und alle Beachtung gewonnen.

Ich saß ein wenig verlegen unbehaglich daneben und schwieg beharrlich in mein dampfendes Glas hinein. Ein Gast trat auf Paul zu:

„Kommen Sie, Herr Kapellmeister, trinken Sie eins auf mein Wohl!" Paul hielt einen Schoppen in seiner Künstlerhand.

„Ihnen zuliebe muß ick mir mal en Zwang antun," lachte Paul und trank das Glas aus. „En Jemütsmensch sin Sie! Das muß ich Ihnen sagen. Ihre Frau sagt's auch immer, wat?"

„Ick bin ja jar nich verheiratet!" kam es trocken zurück.

„Da sin Sie fein raus!" „A, Ernst! Los! A!"

Das Stimmen der Geige begann. Ein paar flotte Dreiklänge warf Paul den Gästen hin, und wir begannen. Den Torgauer natürlich. Das war unsere beste Nummer.

Kräftig strich Paul darauf los; kräftig hieb ich in die Tasten. Ich mußte doch den Grog erst verdienen. Während ich paukte, daß der alte Kasten rein jammerte vor Rippen- und Saitenschmerzen, wurde mir ein klein wenig wohler und freier zu Sinn. Peinlich blieb mir die ganze Vorstellung auf jeden Fall.

Paul setzte nicht ab, sondern ging gleich in einen süßen Walzer über, und wir wiegten unsere Ohren selig im Dreitakt durchs Stimmengebrumm der Gäste. Ganz gemütlich wurde die Sache jetzt. Kaum hatten wir geendet, da sprangen sie auf, von diesem, von jenem Tisch und kamen auf uns zu: „Donnerwetter! Ihr forsche Kerle! Herr Wirt, zwei Bier für die Musik auf meine Kasse!" — „Ihr seid — alles, was recht ist! — tadellos!" — „Herr Kapellmeister, auf Ihr Speziellstes!"

Schon hielt ich ein gefülltes Glas in der Hand. Ich wußte, daß ich nun dem mit dem „Speziellsten" zutrinken sollte. Ich trank und sagte, das war doch wohl richtig hier: „Zum Wohl!" Aber das Gefühl beherrschte mich, daß Paul etwas viel Schöneres und Passenderes und Schickeres gesagt haben würde. Paul konnte mir jedoch keinen Rat geben; er war stark in Anspruch genommen. Um ihn drängten sich die Gäste. Er trank mit ihnen, er scherzte. Sein lustiges, ansteckendes Lachen klang zu mir her. Und ich dachte, solch Lachen, das ist hier also notwendig, damit weckt man Frohsinn. Vorsichtig riskierte ich ein kleines Lachen. Es machte sich, schien mir, nicht gerade übel. Und ich lachte etwas lauter und unbefangener.

Schon wieder hörte ich Paul vom Nebentische her rufen: „Komm, Ernst! Wollen ne Polka runterreißen!"

Er stimmte, und die Polka begann. Stück auf Stück wurde nun gespielt. Und jedesmal nach Beendigung eines Rutschers, wie Paul sagte, griff man zum Seidel, das oben auf dem Klavier, auf der Drahtkommode, stets gefüllt stand.

Dazwischen kamen noch Wirt oder Gäste und kredenzten auf einem Teller eines jener kleinen, zierlichen Gläschen, die ich nun schon so gut kannte. Jetzt war ein „Donnerwetter",

jetzt ein „Gilka", jetzt ein „Nordlicht", dann ein Kümmel darin. Am meisten jedoch — die neue Hausmarke, „Marke Kinderwindel" flüsterte mir der Wirt vernehmlich ins Ohr, und alles lachte.

Einmal stand auch Rührei mit Schinken vor mir, deß entsinne ich mich noch. Und Paul behauptet, ich hätte noch mehrere Male Stullen gegessen; aber bewiesen ist das nicht.

Die Stimmung wurde immer angeregter. Die Hände tanzten immer lockerer auf den Tasten. Es wurde immer heißer und bedrückender im engen Raum. Schon kommandierte Paul: „Der vierte Allgemeine steigt: Auf dem Baume, da hängt ne Pflaume, die möcht ich gerne ha'm."

Die Violine begann das schöne, gefühlvolle Lied zu intonieren und ich fiel rhythmushämmernd ein. „Auf dem Baume, da hängt —" jauchzte der Chorus der Gäste mit. Und die Biergläser hieben gar wuchtig und martialisch den Takt, daß es dröhnte, als zögen einige Regimenter Soldaten an uns vorüber. Ich verdoppelte meine Muskelkraft, um doch auch zu Worte zu kommen; doch das hielt schwer.

„Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit!" fiel Paul jetzt ausgelassen ein mit seiner vergnügten Stimme und strich darauflos. Ich sekundierte getreulich.

„Eins, zwei, drei: G'suffa!" schrie nun der ganze Haufe der Gäste, als wären sie alle toll geworden. Und jeder kippte dann den Inhalt seines Seidels in die weitgeöffnete Schreiluke. Vergnügt rannte der Wirt herum und füllte die allerorten begehrten neuen Gläser.

„Famose Kerle!" klopfte er mir im Vorübergehen hin und wieder auf die Schulter.

Ich fühlte meine Wichtigkeit und Tüchtigkeit an diesem Abend. Glas auf Glas wurde in meine geschätzte Hand ge-

drückt. Jetzt öffnete sich mein Mund zum Trinken und dann wieder zum Singen und zum Lachen. Die Hände trommelten auf dem Klavier herum mit spielender Leichtigkeit. Jetzt konnte ich lachen, herzlich, schallend, unbekümmert lachen. Genieren kannte ich nicht mehr. Einen Hupfer bis zur Decke hätte ich gleich tun mögen. Es war doch herrlich, ganz unvergleichlich schön in der Welt der Sehenden! —

* * *

Ich hob den Kopf. Wie eine große, hohle Nuß hing er am Halse. Er schwankte ein wenig. Nun fiel er wieder zurück in die Kissen. Schlief ich wieder oder schlief ich nicht? Die Zeit rollte über mich hin. Ich maß sie nicht. Wieder bewegte ich mich. Richtete mich auf. Gähnte gedehnt. Ich bemerkte, als ich den Kopf auf den Ellenbogen stützte, daß der Kopf in ein Nichts hinaufstand, Oede, Stumpfheit um ihn her. Ich gähnte noch einmal recht ausdrucksvoll. Mechanisch griffen meine Hände nach der Taschenuhr, die Zeit zu erfragen. Die Uhr mußte in der Weste stecken, die auf dem Stuhle vor dem Bette hing. So sollte, so mußte es sein. Doch heute — meine Hände griffen ins Leere. Da war nichts.

Was war das? Woher kam das? Eine kleine Sensation ging durch meinen noch schlafenden Körper. Und davon erwachte der Geist. Ich überdachte die Lage. Schwerfällig reisten die Gedanken umher und suchten nach Zusammenhängen. Und während ich dachte, hörte ich plötzlich ein leises Klingen im Ohr: „Eins, zwei, drei, g'suffa!" sang es da drinnen ganz fern. Das klang mir bekannt. Und es löste ein dünnes Lachen in mir aus. Und auch dies Lachen klang mir bekannt und vergnüglich. Ich lauschte behaglich dem Klingen. Dachte schläfrig

müde. Gähnte wieder und wieder dazu. Wie spät mochte es wohl sein? Ob es Tag, oder ob es Nacht war? Ich richtete mich gänzlich empor und lauschte. Man kann doch die Tageszeit an ihren Geräuschen erkennen. Ich mußte doch, war es Tag, Menschen hören. Und indem ich lauschte, mußte ich immer wieder lachen, scheinbar ohne Grund.

Langsam kletterte ich aus dem Bett und begann eine Forschungsreise durch mein Zimmer; ich suchte die Uhr. Ich tappte am Schranke hin, denn er gab freundlich Halt. Nichts Absonderliches war zu erkennen. Nichts wollte Aufschluß geben über meine Lage. Kühn, waghalsig begann ich nun das Zimmer der Breite nach zu durchqueren. Im Kopfe schwankte es. Auch das Balancieren mit den Armen gab keine genügende Sicherheit. Da ließ ich mich denn demütigen Sinnes zu einer niedrigeren Entwicklungsstufe der Wesen nieder, begann auf vier Beinen zu gehen. Ging nun sicher, mit Selbstvertrauen. Und tiefsinnige Erkenntnisse über die Vorteile, die der Vierfüßler genießt, gingen mir auf.

Während ich so in philosophischen Weltbetrachtungen durchs Zimmer kroch und forschte, tappten meine Vorderfüße plötzlich auf etwas Weiches. Wiedersehensfreude zuckte mir erhellend durchs Gehirn: meine Unaussprechlichen hatte ich gefunden, unter dem Tisch hatten sie sich versteckt. Bald fand ich auch die Weste und darin die Uhr. Doch, o Schrecken — sie sagte mir nichts vom Laufe der Zeiten, sie stand. Ich schüttelte sie erbost. Sie tickte ein paar müde Schläge und stand wieder. Tiefsinnig forschend hielt ich sie ans Ohr. Aber nichts Aufschlußgebendes klang mir, nur ganz winzig leise und fern hörte ich das „Eins, zwei, drei, g'suffa!"

Die Zeit war verschwunden für mich. Resigniert setzte ich mich auf den Stuhl, stützte den leeren Kopf und wartete

auf Neuigkeiten, die ein gütiges Geschick mir wohl aus der Welt bringen mochte.

„Hoppela!" In mir hatte es geruckt. Was war denn? Ach ja. Mein Kopf war herumgefallen gegen den Tisch. Ich hatte wohl wieder geschlafen. Ich gähnte. Mühsam richtete ich mich auf, mich anzukleiden. Da — ganz unvermittelt — gerieten meine Hände an etwas Hartes, Rundes und — die Vergangenheit kam mir zurück, unvermittelt, fast überwältigend. Ich mußte mich wieder setzen. In den Fingern hatte ich das Runde, Harte: den verdienten Taler. Und er, der Lohn meines Mühens, erzählte mir nun tausend Dinge. Mit einem schroffen Ruck wußte ich wieder von dem Aufspielen in der Kneipe, wußte von dem vielen Trinken, hörte Paul vergnügt singen, hörte das lustige Johlen der Gäste. Lächelnd horchte ich in meinen Kopf hinein. Und liebevoll streichelte ich dazu den Taler, meinen ersten Verdienst. Lächelnd wußte ich jetzt auch, daß ich nun den Kater, den Katzenjammer hatte, wie man das nannte. Gestern hatten wir eben — Ja, aber woher wollte ich denn wissen, daß es gestern gewesen war? War heute vielleicht noch Sonntag Nacht? Oder war es schon wieder Dienstag Nacht? Scharf sann ich. Aber keine Klarheit wollte kommen. Eine gelinde Verzweiflung packte mich. Ich war ja ganz verlassen. Kein Freund war gekommen, mir Kunde zu bringen aus der Welt.

Langsam zog ich mich vollständig an und beschloß, auf dem Korridor zu forschen nach der Zeit. Leise schlich ich aus der Tür. Menschen traf ich nicht. Aber aus der Küche hörte ich Tellerklappern. Nacht war es also nicht. Aber wuschen sie nun die Teller vom Frühstück oder vom Mittagessen oder vom Abendbrot ab? Wer konnte Auskunft geben? Behutsam schlich ich die Treppen hinunter. Irgendwo mußte ich

doch die Zeit finden. Immer wieder stand ich und lauschte. Es konnte ja ein Mensch kommen und mich sehen, mich fragen nach — o wer weiß, wonach!

Kaum hatte ich das gedacht, da hörte ich schon leichte Tritte die Treppe heraufkommen. Ein Kleid rauschte dazu. Es war also wohl das Dienstmädchen. Hell durchzuckte es mich: sie kommt, die Zimmer zu reinigen. Es ist also Vormittag. Fliehen war nicht mehr möglich, sie war zu nahe. Mutig tat ich nun, als ginge ich ihr absichtlich entgegen. Doch — wie sollte ich sagen: Guten Morgen? oder Guten Abend? oder — da war sie schon vor mir.

„Na, Herr Haun? Sie haben wohl Hunger?" Lag nicht etwas wie Ironie in ihrer weichen Stimme?

„Nein, gar nicht!" sagte ich so unbefangen als möglich und wartete auf weitere Mitteilungen von ihrer Seite. Eine peinliche Pause.

„Sind Sie aber schmutzig!" begann sie wieder, und ich hörte, wie sie lachte. „Was ist Ihnen denn passiert?"

„Ach, nichts weiter. Ich bin wohl ein bißchen angestrichen?"

„Scheint sogar sehr! Kommen Sie, ich will Sie gleich ein bißchen abbürsten."

Sie ging die Treppe hinauf. Ich folgte gehorsam, stumm; ich durfte mich nicht verraten. Vor meiner Zimmertür nahm sie die Bürste und bürstete an mir herum; unnötig lange, wie ich mit Unbehagen konstatierte. Mir war, als wolle sie mich verulken. Kein Wort über die Tageszeit fiel. Mir kam die gesuchte Erleuchtung.

„Wie ist denn das Wetter?" fragte ich. Nun mußte sie schon etwas von der Zeit sagen. Doch sie sagte nichts.

„Ganz schön, glaube ich," hörte ich nur. Und wieder war das Gespräch zu Ende.

„Sie müssen gefallen sein," begann sie von neuem, „ich möchte nur wissen, wo!"

Ich überging die Antwort mit einem heftigen Hustenanfall. Sie gab mir die Bürste zurück. Ich war gesäubert.

„Nun ziehen Sie sich nur erst aus!" sagte sie noch, und das klang wie ein wohlmeinender Rat, und ging. Ein schelmisches, mich ärgerndes Lachen klang nach, und wieder war ich allein, allein ohne Zeit.

Gänzlich entmutigt hockte ich mich wieder auf einen Stuhl. Wie spät mochte es nur sein? Ich sollte mich ausziehen, hatte sie gesagt. Ob es denn doch vielleicht schon wieder Abend war? Oder ob sie vielleicht — plötzlich fiel mir jetzt ein — ob sie vielleicht meinte, ich sollte den Sonntagsanzug ausziehen?

Stumm sank ich in mich zusammen und sann dem Elend dieser Welt nach. — — —

In der Frühstückspause um neun Uhr kamen sie alle, Paul Kersten, Ernst Schulz, und wie sie hießen, auf mein Zimmer, sich teilnehmend nach meinem Lose zu erkundigen. Sie fanden mich schlafend. Und ich wurde aufgeklärt. Spät in der Nacht oder früh am Morgen, Paul wußte auch keine Zeit, waren Paul und ich heimgekommen. Ich hatte die Zeit verschlafen. Als Seilermeister Fischer mein Fehlen bei der Arbeit gemerkt hatte und darüber aufgeklärt wurde, hatte er nur gesagt:

„Laßt ihm! So was kommt vor in die Praktischkeit des Lebens. Junge Leute müssen mich was riskieren, das ist in Richtigkeit und Ordnung."

Und August Beier fügte hinzu: „Der Michmann spricht nämlich aus eigener Erfahrung." —

Aus dem lockenden Frühling der Siebzehnjährigen.

Klavier, Horn und Flöte. — Solosingen. — Klavierspielen auf der Tischkante. — Wie mir der Frühling am Klavier, im stillen Park, aus den Büchern entgegentrat. — Bei Nachtigallenweinen und Blütenschwelgen am Flügel. — Zartes Liebesidyll. — Wie ich Verschwender, Mädchenverachter und dann „Dichter" wurde. — Im Liebeszauber. — Liebe Jugenderinnerungen.

Als den Seilern seiner Zeit der Fortbildungsunterricht entzogen worden war, waren auch für mich die Klavier- und Violinstunden weggefallen; ich war ohne Musik. Das war ein ödes Leben für mich. So hatte ich denn nicht lange überlegt. Mit kühnem Selbstvertrauen war ich daran gegangen, mich selbst zu unterrichten nach eigenen Methoden. Die Blindenmusikschrift beherrschte ich ja längst, und Blindennoten waren überreich zur Hand. Der Gedanke, ich könnte versagen, kam mir nicht. Eine ganze Reihe von Klavierstücken begann ich einzustudieren. Die Aufforderung zum Tanz von Weber quälte mich lange, mit einem Walzer von Chopin rang ich hart und zähe, und bewältigte ihn dennoch nicht. Die hartnäckigsten Kämpfe fochten aber meine arbeitssteifen Seilerhände mit dem zierlichen, duftigen Tongeranke der Polacca von Weber. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt: das muß werden! Und so übte ich denn mit wahrer Verbissenheit. Allmählich erklang auch ein etwas aus dem Klavier, was Laien sicher für die Polacca hielten, und meinen Ohren tönte es sogar sehr lieblich. Weber hat es glücklicherweise nie gehört.

Blieben meine ungelenken Finger solchen Aufgaben zweifellos sehr vieles schuldig, so gelang mir der Militärmarsch von Schubert und der Husarenritt desto besser. Spielte ich solche Stücke vor der Vorlesestunde im Gesangsaal, wenn sich die Zöglinge um mich her versammelten, dann mochten sie plau-

dern, schreien so viel sie wollten, mein Spiel dominierte. Befriedigt konstatierte ich das.

Eines Tages, ganz unbeabsichtigt, kam ich in den Gesangsaal, als Wilhelm Geike dort Flöte blies. Ich horchte einige Momente zu: „Ist das eigentlich schwer, Wilhelm?" fragte ich und bat um das Instrument. Ich erhielt es, und Wilhelm erklärte mir einige Griffe. Ich setzte die Flöte an, blies und — nach wenigen Versuchen war ein guter, voller Ton da. Ermutigt blies ich darauflos. Es ging vortrefflich. Häufiger lieh ich mir nun eine Flöte. Bereits nach wenigen Uebungsstunden vermochte ich leichte Lieder und Märsche gut zu blasen. Ich war begeistert. Solche Erfolge machten mich kühn, überkühn.

So trat ich denn auch eines Tages zu Otto Block und bat ihn, mir sein Tenorhorn zu leihen und mir die Kunst des Tenorhornblasens zu erklären. Mit viel Wichtigkeit und Umständlichkeit willfahrte er meinem Wunsche. Ich erhielt die mächtige Tute in meine Laienfinger. Ich stieß hinein in das prächtige Horn, aber — welch Entsetzen! — nur ein schauerliches Heulen, ein Winseln entrang sich gequält dem metallenen Munde. Ich versuchte es so; ich versuchte es so. Immer das gleiche Resultat: jämmerliches Meckern und Blöken war alles, was ich hervorzaubern konnte.

„Mensch," schrie Otto erbost und geängstigt, „du verbläst mir det Horn!"

„Keine Angst, Otto, es kommt schon!"

Und wieder stieß ich mutig hinein. Es wäre doch schlimm, wenn ich, der schon so viel Musik bewältigt und überwältigt hatte, so ein kleines Horn nicht zur Raison bringen konnte. Mit leidenschaftlicher Wut pustete ich in das Musikgeräte.

Mich schmerzte die Lunge. Und prompt fuhren prasselnde Knattergeräusche meinem Freunde Otto in die Ohren. Er floh. Ich solle allein tuten. Ich tat es. Ich arbeitete im Schweiße meines Angesichts, aber kein Wohllaut wollte erstehen. Von unten klang eine Stimme:

„Macht doch 's Fenster zu bei eure Tute!" Ich schloß das Fenster nicht. Der Widerstand dieses Instrumentes reizte mich. Ich wollte, mußte blasen lernen. Doch als ich dann unten die Jungen hörte, wie sie mir das Hammelblöken und Nachtwächtertuten täuschend ähnlich nachmachten, da war ich kuriert. Entschlossen gab ich den Kampf auf. Diese Kunst erstritt ich mir nicht.

In meinem Zimmer im Heim war ich ohne Instrument. Da kam es ganz natürlich, daß ich meine Singstimme versuchte, um doch wenigstens etwas Kunst um mich zu haben. Ich versuchte leise und schüchtern zu singen und erlebte eine freudige Ueberraschung: meine Stimme klang, schon nach wenigen Versuchen, recht nett, recht biegsam und schmiegsam. Frohe Hoffnung durchrieselte mich. Eifrig übte ich weiter nach eigenen Gesangsmethoden. Und nun wußte ich, daß ich einen recht freundlichen, warmen, weichen Bariton hatte, daß ich mir auf diesem billigen, so leicht transportablen Instrument jederzeit Musik vormachen konnte.

Eifrig, aber heimlich suchte ich Noten für Sologesang zu erhalten. Ich tat das heimlich, denn es galt für überspannt, anmaßend, wenn man Solosingen wollte. Denn was für einen Sehenden ein hübsches Gesicht ist, ist dem Blinden eine schöne Stimme. Und wie offen zur Schau getragene sorgliche Pflege dieses Gesichtes meist als eine schlimme Eitelkeit betrachtet wird, so wurde auch die Pflege einer schönen Stimme in der Blindenanstalt für unschön, für belächelnswert gehalten. So

wagte ich denn nicht, drüben in der Hauptanstalt am Klavier zu singen, man konnte mich ja doch leicht hören.

In meinem verschwiegenen Zimmer studierte ich mir, die Tischkante als Tastatur benutzend, ein paar einfache Lieder ein und sang sie zu meinem stummen Klavier. Frohe Erwartung füllte mich. Eines Sonntag nachmittags, vor dem Abendessen, ging ich hinüber zur Aula — die Zöglinge mußten sich im Park ergehen — und versuchte meine neue Kunst. Und meine Freude war groß, übergroß. So wie ich mir die Musik vorgestellt hatte in Gedanken, so klang sie auch, ich hatte die stummen Noten richtig gehört vom Papier. Ich vermochte also Musik zu lernen ohne Instrument. Wie ein Wunder wollte mir das erscheinen. Wie ein froher, jubelnder Rausch kam es über mich. Ohne mich fernerhin vor etwa lauschenden Ohren zu schämen, begann ich nun laut, mit voller Stimme, meine Lieder zu singen. Und ich hörte warm beseelten Gesang, schöneren, als ich zu hören geglaubt hatte. Jubelnd sang der Saal mit, und in mir lachte und frohlockte es auf in neuen Empfindungen. Und in einer Singpause hörte ich draußen den ersten Buchfinken des Jahres schmettern.

Eine sonnenfrohe herrliche Zeit brach an für mich. Mit jeder Woche lernte ich neue Lieder singen. Mit jeder Woche erblühte der Frühling jubelnder unter den hohen Parkbäumen. Mir war, als sei dies der erste Frühling, den ich so recht erlebte, so recht mit Bewußtsein erlebte und genoß. Und doch zählte ich bereits siebzehn Jahre. Stille Feiern, Gottesdienste des Schönen waren mir meine Gesangstunden in der stillen Aula. Den ganzen Tag über freute ich mich auf diese Stunde. War es dann neun Uhr, kamen die Zöglinge aus dem Park zur Andacht in die Aula, dann ging ich hinunter und ging, bald stürmend, bald sinnend unter den ernsten Parkbäumen

hin und wußte meist kaum, daß ich ging, was ich dachte, was ich fühlte.

Nach der Andacht kamen noch einige Mädchen oben durch den Park, die zum Heim hinübergingen. Und ihr silbernes Lachen klang süß und weich zu mir herüber. Dann wurde es ganz einsam um mich her. Niemand kam jetzt mehr in den Park. Endlich ging auch ich ins Haus, in mein Zimmer. Dann nahm ich sinnend ein Buch zur Hand, setzte mich ans offene Fenster und las. Und der Frühling, der Frühling der Siebzehnjährigen strömte zu mir herein in breiten, schwülen Wogen, und unter meinen gleitenden Fingern wuchs mir Ingeborg, des kühnen Frithjof holde Braut, aus dem Buche auf, und der Rattenfänger von Hameln sang mir seine munteren Liebeständeleien zu. Und plötzlich — ganz unerwartet — hörte ich traumverloren wieder das süße, lockende Lachen der Mädchen, die nach dem Heim gingen. Und sie schliefen doch schon längst weit von mir in tiefem Frieden. Eine merkwürdige Zeit war es.

* * *

Tage, Wochen gingen ins Land. Der Park duftete üppig in frischem Grün. Der Buchfink schmetterte jubelnder. Die Amseln flöteten inniger herüber vom Mädchenpark. Laue Nächte kamen. Träumerisch saß ich an meinem Fenster und las Gedichte von Heine und Uhland und Lenau und Eichendorff. Und mir war, als fühlte ich blinkenden Mondenschimmer mich umrieseln und umraunen, als hörte ich Worte, die weither aus träumenden Fernen mich umgrüßten. Und der blühende Flieder duftete wollüstig zu mir ins Fenster, und die Nachtigall

ließ selig still ihr weiches Singen herüberklingen aus fernen Parken.

An solch einem Frühlingsabend war es. Wieder hörte ich das süße Weinen der Nachtigall leise herüberzittern aus schwelgenden Blütendüften ferner Parke. Wie körperlos, wie aufgelöst in Stimmung, nichts als Stimmung, saß ich am Flügel in der Aula und sang das holde, an Innigkeit des Ausdrucks nie zu überbietende: „Leise flehen meine Lieder durch die Nacht zu dir". Da hörte ich, ganz leise nur, daß die Mädchentür der Aula plötzlich knarrte. Wie ich so sang, ganz dem süßen Zauber dieser herrlichen Musik hingegeben, da empfand ich doch, daß ich dachte: die Tür war zu Anfang geschlossen, jemand muß sie geöffnet haben. Und wie ich weiter sang:

„Laß auch dir die Brust bewegen.
Liebchen, höre mich!
Bebend harr' ich dir entgegen:
Komm, beglücke mich!"

Da wußte ich, daß dort an der Tür jemand heimlich lauschte. Leiser sang ich das Lied zu Ende; leiser ließ ich die letzten Töne verzittern im Raum. Dann, ganz unvermittelt, sprang ich auf, war mit wenigen mächtigen Sätzen an der Mädchentür, hatte deren Klinke fest in der Hand. Gerade aber in diesem Moment wurde die Türe von außen ins Schloß gezogen.

Doch die Tür schloß sich nicht ganz; denn in der Türspalte klemmte die Falte eines Kleides. Stumm stand ich an der Tür. Stumm ließ ich meine Finger an der Kleiderfalte hinabgleiten. Und was es in mir dachte, war ganz verworren und traumhaft. Behutsam öffnete ich jetzt die Tür. Sie wurde

nicht zugehalten. Die Kleiderfalte hielt ich behutsam, wie etwas Kostbares, Zerbrechliches, in spitzen Fingern. Sie floh nicht.

Still war es. Ahnungsschwanger schien die Welt wie am ersten Schöpfungstage. In meinen bebenden Fingerspitzen hielt ich die Falte, sie zitterte leise.

Wie lange ich so gestanden, ich weiß es nicht. Mählich ließ ich die Kleiderfalte frei. Mählich glitten meine Finger zurück. Und urplötzlich kam wieder frisches, pulsierendes Leben in mich hinein. Wieder nur mit wenigen Sätzen war ich am Flügel und wühlte meine Fäuste jubelstark hinein in die Tonmassen. Unter meinen Fingern brauste und brüllte es. Schön wohl kaum; doch laut und heiß und leidenschaftlich, so, wie ich es bedurfte, um nicht zu ersticken vor —

Ich wußte kaum, woran ich hätte ersticken sollen, und doch hatte ich das Gefühl des Erstickens deutlich in meinem Halse. Mit einem brutalen Schlag in eine schreiende Dissonanz sprang ich auf, sprang über Bänke, sprang die Treppen hinunter, jagte in den Park, lief die Wege herum wie ein Toller, stürmte zur oberen Bank des Parkes und begann immer und immer wieder über sie hinweg zu springen, bis ich atemlos, mit pochenden Pulsen erschöpft nachließ und langsam und ruhiger hinüberging ins Heim.

Noch immer war ich wie in einem Taumel, ohne Gedanken. Vor der Heimtür saßen Kameraden, Adolf Heß war darunter.

„Adolf," rief ich ihm übermütig zu, „hol mir mal ne Sechser, ja!"

Adolf erhob sich und holte mir die gewünschte Sechserzigarre; er betrieb im Heim einen schwungvollen Handel mit Zigarren.

Neben den Bänken der andern stehend, entzündete ich die Zigarre, eine Sechser, man denke, dieser Luxus! Eine Zigarre werktags! Und dazu noch — eine zu sechs gleich! Doch in mir war der Oekonom totgeschlagen. In mir lachte es dem Geldbeutel übermütig zu: lächerlich, du Angsthase! Heute ist doch Fest! Ein Fest erster Ordnung!

Mit vornehmer Lässigkeit sprach ich, die Zigarre so recht auffällig im Munde, sie sollten doch alle jeden Moment empfinden, daß ich — werktags eine Zigarre, eine zu sechs, rauchte.

Sehr bald wußte ich das Gespräch auf die Mädchen zu bringen und sprach dann wie ein hartgesottener Berliner Lebemann, möglichst verächtlich, möglichst geringschätzig, möglichst mit Ueberlegenheit über sie. Das hatte man ja längst, ach wie lange schon! alles hinter sich gelassen, über derlei Dinge war man ja erhaben. Und während ich mit viel Kühnheit und Mut behauptete, Mädchen seien ja doch nur eine zweite Kategorie von Menschen, jauchzte es immerfort in mir hell und glückesfroh: „Sie lief nicht fort! Sie lief nicht fort!"

Und ich fühlte mich so froh und so stolz und so stark und so jung wie nie zuvor: „Sie lief nicht fort! Sie lief nicht fort!"

Selig, herrlich war dieser Tag.

Nachts schlief ich wie tot. Als ich dann aber gegen Morgen erwachte, da schien mir, ich hätte gar nicht geschlafen, sondern ich wäre auf schimmernden Wolken einhergegangen, umsungen von Nachtigallenweinen, umweht von Blütenduften. Und da hörte ich auch schon wieder die Nachtigall, die noch immer sang und sehnte. Lange, lange lauschte ich ihr. Und dann hatte ich in meiner Seele die folgenden Worte gefangen, die mir schön, selig schön schienen:

„Es weinet und klaget die Nachtigall
Mit unüberwindlich hinreißendem Schall.

Sie bezaubert das Herz
In unendlichem Schmerz.
Und es sinket hin
Vor der Sängerin.

Sie schmettert so jubelnd, sie klagt so bang.
Sie fleht so innig in Liebesdrang.
Und ich hört' ihr zu
In waldheiliger Ruh.
Die Gedanken mein,
Waren dein! Alle dein!"

Ein Gedicht war in mir gewachsen, und ich wußte gar nicht wie. Ich wußte nur, und wußte doch auch nicht, wem es galt, wem es gelten mußte: Marie Becker mußte es gelten. — —

Und die Nachtigall weinte. Und die Blüten dufteten. Ich war jung! jung! jung! — — —

* * *

Mehrere Tage war ich nicht zur Aula hinübergegangen. Eine gewisse Scheu hielt mich davon zurück. Aber abends hatte ich versucht, möglichst unbefangen und von Kameraden unbemerkt im Park herumzustreifen, mich möglichst in der Nähe des Mädchenparkes aufzuhalten, um dort irgend etwas zu erfahren oder zu erleben. Ich wußte selbst nicht, was. Ich wußte nur, daß es mich dort hinzog, unwiderstehlich.

Es waren weiche, warme Frühlingsabende. Ein leichter, lauer Wind fächelte wie versonnen spielend durch die jungen Blätter und trug tausend verlockende Stimmen und Laute herüber vom Mädchenpark. Ich suchte ein einsames Plätzchen auf und setzte mich. Vielleicht am Tisch hinter der Turnhalle, der dem Mädchenpark ganz nahe stand, oder unter ein Gebüsch ganz oben im Park, wo man alles ringsum deutlich hören konnte, was geschah.

Immer schon hatte man viel Interesse an den Mädchen gehabt. So manche von ihnen kannte man; denn in der Schulzeit war man mit ihnen in ein und demselben Klassenzimmer, wenn auch auf getrennten Bänken sitzend, unterrichtet worden. Man hatte miteinander geplaudert und gescherzt, bevor der unterrichtende Lehrer hereintrat. Und man hatte wohl gar ein kindliches Flirtchen versucht. Freilich, seit der Konfirmation kam man nicht mehr mit ihnen zusammen; das war streng untersagt. Aber man hörte ihre Stimmen noch hin und wieder in der Gesangstunde des gemischten Chores, wie sie Liedertexte aufsagten, man hörte sie singen. Eine gewisse Verbindung, wenn auch nur heimlich, verboten, bestand noch immer. So saß ich auch jetzt, und lauschte zu ihnen hin.

Drüben gingen die Mädchen plaudernd auf und ab, oder sie saßen auf irgendeiner Bank. Bald klang lustiges, frisches Lachen, bald verstohlenes Flüstern zu mir herüber. Und ich lauschte gespannt.

Nun begannen sie weit hinten ein Lied zu singen, wie sie es alle Abende zu tun pflegten. Einfach schlichte Volkslieder waren es zumeist. Sie wurden zwei-, auch wohl dreistimmig gesungen. Leise trug der Abendwind die weichen Klänge zu mir her. Und ich lauschte noch angespannter, ob ich nicht irgend etwas hören mochte, was ich gern gehört hätte. Die Sängerinnen näherten sich. Kamen ganz dicht an mir vorüber und entfernten sich wieder. Friederike Drägers weiche Stimme hatte ich deutlich erkannt. Auch wohl Marie Koch; aber — andere hatte ich nicht unterscheiden können. Nun klangen die Stimmen wieder von der jenseitigen Hälfte des Parkes her. Ich fühlte, künstlerisch ist dieser Gesang nicht; und doch vielleicht schöner und echter als Kunstgesang. Nichts Gewolltes und Gemachtes lag darin. Die Musik, so schön und

schlicht wie sie ist, drang hier an mein Ohr. Sie näherten sich wieder. Doch so viel ich lauschte, Marie Becker konnte nicht mit ihnen singen. Eigentlich etwas ärgerlich dachte ich das. Und war unzufrieden. Gleich aber mußte ich schon wieder mir selbst zulächeln. Was hatte ich denn ärgerlich zu sein? Marie Becker konnte doch singen oder nicht singen, wie sie wollte, und mich ging das gar nichts an, gar nichts! Ich konnte auch singen, wie ich wollte, und niemand hatte sich darum zu kümmern. Niemand!

Mit einem Ruck stand ich auf und ging hinauf zur Aula. Ich konnte doch singen, wie ich wollte! Ich ließ mir denn doch von niemand Vorschriften darüber machen, von niemandem! Auch von Marie Becker nicht!

Mit solchen Empfindungen war ich hinaufgegangen. Nun stand ich oben am Flügel, und es war wieder um mich, wie immer schon. Die Nachtigall weinte fern in blühenden Blütenbäumen, und der süße Geruch der Linden strömte voll und warm zu mir herein und betäubte mich fast mit seinem üppigen Duften. Und vor mir stand der Flügel und wartete auf mich. Und ich — worauf wartete ich?

Leise, sehnsüchtig begann ich einige Harmonien anzuschlagen. Mir fehlte der rechte Mut. Ganz leise und schüchtern begann ich wieder mein: „Leise flehen meine Lieder durch die Nacht zu dir" zu singen. Und jetzt wußte ich nicht, ob ich gut sang oder schlecht. Ich war wohl so traurig; oder war ich frohgemut? Ich vermochte es nicht zu sagen. Beides war wohl eigentlich dasselbe. Oder gab es da einen Unterschied?

„Hörst die Nachtigallen schlagen!
Ach, sie flehen dich.
Mit der Töne süßen Klagen
Flehen sie für mich,"

sang ich und wußte, daß sich jetzt etwas ereignen mußte, ich wußte es ganz gewiß. Und richtig! Jetzt, gerade jetzt, knarrte die Mädchentür wieder, genau so wie damals schon. Obgleich ich gewußt hatte, daß es jetzt kommen mußte, war ich doch erschrocken, und der Atem schien mir zu stocken. Doch ich zwang ihn und sang das Lied leise zu Ende. Mit jeder Note hatte ich langsamer gesungen. Ich suchte damit das Ende noch möglichst hinauszuschieben. Denn mir graute vor diesem Ende. Ich wußte nicht, konnte mir gar nicht denken, was danach kommen sollte.

Verhauchend endete es. Verzitternd schmolz der letzte Ton. Und nun? — Was nun? — Was sollte nun kommen?

In meinem Kopf siedeten, überstürzten sich die Gedanken Ich schien wie im Fieber. Nun hatte ich wohl den Flügel geschlossen. Nun war ich wohl langsam auf die Tür zugegangen. Sie hatte ein wenig geöffnet gestanden. Wie unter einem geheimnisvollen Zwange hatten meine Finger nun hindurchgefaßt durch die schmale Oeffnung, hatten da eine kühle, atlasweiche Hand gefühlt, die eine Kleiderfalte hielt. Still, wie ein Schmeicheln, hatten meine Finger über die stumme Hand hingestrichen, wieder und wieder, und waren dabei immer langsamer und langsamer geworden, und hatten am Ende wohl ganz stillgestanden, ganz still. Dann waren sie wohl zurückgesunken, matt, kraftlos. Dann hatte draußen, nach langer Zeit, ein Kleid gerauscht, ganz winzig leise. Und Tritte waren scheu und still davongegangen, so scheu und so stumm, als weinten sie. An der Treppe hatten sie lange gestanden, lange. Dann waren sie müde, Schritt nach Schritt, die Treppe hinabgestiegen. Immer weiter hinab. Bis sie verhallt waren unten auf dem Korridor. Und als alles, alles vorbei gewesen, da waren auch meine Füße von der Tür zurückgetreten und waren

ganz langsam und ebenso stumm auch hinuntergegangen. Ganz still, ganz stumm. Dann war ich in den Heimpark getreten, der so stumm und einsam dalag wie ein Kirchhof. Mich hatte gefröstelt, obgleich es warm gewesen.

Da bin ich auf- und abgegangen, immer auf und ab. Und müde sind die Gedanken zurückgekommen aus der Vergangenheit, die erst eine Viertelstunde alt war und doch schon so weit zurücklag wie eine schöne, lächelnde Kinderzeit. Da sah mich ganz plötzlich, ganz unvermittelt die Zukunft an, groß und stark und hartknochig wie ein Riese. Und sie hatte kalte, vielleicht schon tote Augen und hatte — kein Herz. Und wie sie mich ansah, da fror mich hart, und ich schüttelte mich vor Grauen.

Doch der Angsttrotz bäumte sich in mir auf. Ich wollte mich doch nicht unterkriegen lassen! So öffnete ich denn die Augen weit und sah sie an, diese Zukunft ohne Herz, diese Augen ohne Leben. Und ich erschrak! Es war mir, als sähe sie aus wie die großen, grausigen Maschinen in meines Vaters Fabrik. Die waren auch so kalt und hart und herzlos und tot gewesen und hatten doch Leben und Leidenschaft gehabt wie ein Raubtier. Und weiter dachte ich: und diese Raubtiere da in der Fabrik, die hatten sich gegen mich gewandt, und ich war wehrlos gewesen; nur der Vater, der hatte sie gezwungen mit einem einzigen starken Blick. So dachte ich und lächelte müde dazu. Denn ich wußte ja heute, daß das alles nur kindliche Angst von mir gewesen.

Aber das Raubtier, das ich jetzt vor mir sah, schon nicht gar so weit mehr von mir, das war keine kindische Angst, das war ein wirkliches, ein grausiges Raubtier. Dem mußte ich wohl einst erliegen? Oder nicht? Auch der Vater hatte ihm Tribut zahlen müssen, mein kluger, starker, lebensfroher Vater.

Konnte ich es da besiegen, dieses herzlose, wilde Tier? An die Seilerei dachte ich; an das fast kindlich naive Hoffen meiner Kameraden; an die Branntweindestille, die Seilermeister Donat in Raguhn unterhielt, damit er seine Kinder ernähren konnte, und mich durchfror es. O, das grimme Raubtier fühlte ich deutlicher auf mich zukriechen. Und der Vater, — wo war der Vater? — Würde der mir jetzt noch helfen können gegen dies Raubtier Zukunft?

In mir war es müde und tot. Noch immer ging ich auf und ab. — Da plötzlich! — Was war das? — Was kam da? — Von drüben aus der Anstalt klangen leise getragene Klänge herüber. Nur ein Schweben war es. Aber ich kannte dies Schweben, dies warme Tönen von Kindheit an. Die Abendandacht der Anstalt war es. „Breit aus die Flügel beide" sangen sie. Und ich stand still und lauschte, als hörte ich da etwas ganz Neues, etwas ganz Fremdes.

„O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein.
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen:
Dies Kind soll unverletzet sein!"

So klang es mir ins Ohr und so summte ich nun auch mit, wie ich hundertmal mitgesummt hatte, als ich noch in der Anstalt wohnte. Die quälenden Gedanken waren aus meinem Kopfe verschwunden. Nur ein freundlich lächelndes Kindheitsgefühl steckte noch in mir. Und lächelnder und lichter wurde es mit jedem Moment. Es war, schien mir, als ob die Mutter über mein Kinderbettchen gebeugt stand und mir leise und warme Worte zuflüsterte, die ich nur halb verstand, aber doppelt empfand. Ich hätte die Hände falten und beten

mögen wie damals: „Mein Herz ist rein". Ich aber betete nicht jetzt. Ich stand nur stumm und still und blickte auf in die Nacht, aus der solcher Friede herniederklang, mir ins Ohr. Und ich empfand so tief und voll wie selten, wie schön, wie herrlich gut die Welt ist. Und ich glaube, das war auch ein Gebet.

Als ich dann später zur Ruhe ging, mußte ich doch lächelnd darüber nachdenken, wie sonderbar doch die Menschen sind. In ein und derselben Stunde hatte ich gejubelt und gejauchzt wie ein schönheittrunkener Gott und hatte auch geklagt, wie ein Sterbender. Und das war ich, war ich?

Indem ich mich recht behaglich zurechtlegte, dachte ich: Also so ist das Verliebtsein! Ich lachte mir etwas, denn das war gar so lustig. Und fühlte, wie jung, wie herrlich jung ich war. Das grimme Raubtier hatte ich vergessen!

Vom Geldverdienen.

Große Arbeitsaufträge. — Arbeiten auf eigene Rechnung. — Die Freude des alten Rex. — Die selbstverdiente Zither.

Unter Schwärmen und Sehnen war mir der Sommer unbemerkt herangekommen. Da traf in der Seilerei eine unerwartete Botschaft ein vom alten Rex: die Kgl. Artilleriewerkstätte zu Spandau hat der Anstalt gewaltige Arbeitsaufträge in Seilerarbeiten überwiesen. Die Seiler müssen jetzt ihre Leistungsfähigkeit verdoppeln, verdreifachen. Die Ferien fallen aus. Nach Feierabend, das heißt nach sieben Uhr, müssen noch Ueberstunden gemacht werden. Die Arbeit dieser Stunden wird aber den Lehrlingen bezahlt, wie sie auch den Gesellen bezahlt wird.

Zunächst war ich empört über solch eine Zumutung,

mußten doch nun meine schönen, stillen Feierstunden in der Aula wegfallen. Dann aber kam die ruhige Ueberlegung, man jubelte der Botschaft zu. Denn sie verhieß ja das Geldverdienen. Mächtige Hanfballen kamen. Neue Maschinen wurden aufgestellt, alte gereinigt. Proben wurden angefertigt, in Spandau geprüft, für gut befunden. Die eigentliche Arbeit konnte beginnen. Seite an Seite mit den alten Gesellen arbeitete man nun. Die Beine liefen wie die Wiesel die Bahn auf und nieder; die Finger huschten wie die Mäuschen so flink und leicht durch den Hanf. Man suchte es den erfahrenen Gesellen gleichzutun. So war es den Tag über von sieben Uhr bis sieben Uhr. War dann aber das Abendessen rasch verzehrt, dann begann erst die eigentliche Arbeitsfreude. Die Arbeit des Tages war gewissermaßen nur eine Vorübung für den Abend; denn nun, nach dem Abendessen, galt es, das Erlernte praktisch auszumünzen, nun arbeitete man — auf eigene Rechnung. Mit leidenschaftlicher Hast warf man sich in die Arbeit. Müdigkeit war ein fremder Begriff. Man arbeitete wie eine Maschine, nur freudiger, stolzer als die. So ging es meist bis Mitternacht. Dann nahm man noch mit sehr viel Befriedigung und Selbstachtung eine bereitgestellte Flasche Bier zu sich und legte sich, um augenblicklich fest und gut zu schlafen.

Am kommenden Morgen war man so frisch und arbeitsfroh wie nur möglich. Kam dann der Sonnabend, dann ging man festen, sicheren Schrittes hinüber in die Anstalt, in das Bureau des alten Rex. Traf man Bekannte unterwegs, etwa einen Korbmacher oder einen Musiker, man hielt sie mehr oder weniger für Bummler, dann rief man ihnen eilig zu: „Keine Zeit, du! Müssen erst zum alten Rex. Geld holen!“ Und man rief es laut genug, daß auch andere noch diese frohe Botschaft vernehmen konnten. Im Bureau klopfte einem der liebe

alte Rex freundschaftlich, wie einem Gleichberechtigten, liebevoll auf die Schulter und sagte einem, was man doch für ein tüchtiger Kerl wäre, was er doch für Freude an seinen fleißigen Seilern hätte usw. Dann nahm man froh den Lohn der Woche in die Hände und ließ ihn geräuschvoll in die Hosentasche klimpern. Gewichtig wuchtig stampfte man nun wieder den Korridor entlang, und traf man wieder Bekannte, dann klapperte der silberne Lohn verlockend in der Tasche, zufällig natürlich! Jetzt zog man nicht die Seilerbluse aus, man schämte sich ihrer nicht mehr, sie war ja — wie hatte der alte Rex doch gesagt? — ein Ehrenkleid der Arbeit. Hoch reckte man den Kopf. Was hatte der alte Rex noch weiter gesagt? „Ihr arbeitet jetzt für die deutsche Wehrmacht, für Deutschlands Ruhm und Größe! Ihr arbeitet wie jeder brave Soldat für das Vaterland!" In der Tasche klimperte das Geld.

In dieser Zeit ging ich das erstemal zum Rasieren, und tat das dann alle vierzehn Tage. Ein Mann benötigt das! —

Allein machte ich nun auch meine Einkäufe in der Stadt. Paul brauchte ich als Führer nicht mehr. Ich fand mich allein. Ein Mann muß das können.

Wohl jeden Tag rauchte man eine Sechserzigarre. Billigere waren einem denn doch nicht mehr standesgemäß. Und verschiedentlich gab man sogar einem Korbmacher oder einem Musiker, den armen Hascherln, eine ab, auf Ehre! Man war nicht so kleinlich. Gott, man hatte es ja dazu!

Beim Spinnen in der Seilerei sprach man mit Wilhelm Fuhrmann und Arno Wohlbrück über Politik. Man äußerte seine Bedenken zu den Maßnahmen des Reichskanzlers, man erklärte, wie es richtig zu machen sei in der äußeren Politik. Man war ja doch — auch von der Branche; denn man arbeitete ja auch — für Deutschlands Ruhm und Größe.

Wie lange das so ging, weiß ich nicht. Wohl nur einige Wochen. Dann war die Bestellung erledigt. Aber den Verdienst hatte man nicht etwa nur in Zigarren oder Bier angelegt, nein! Ich hatte Ersparnisse gemacht. Ich kaufte mir eine Zither. Nach wenigen Erläuterungen der Spieltechnik erlernte ich das Zitherspielen leicht und rasch und spielte nun sehr stolz und selbstbewußt auf dieser selbstverdienten Zither. Nun hatte ich mein eigenes Instrument im Heim, konnte meinen Gesang auf eigenem Instrument begleiten.

VIII. Als Blinder drinnen und draußen.

Vom Sicherheitsgefühl und vom Alleingehen der Blinden.

Gehen in der Villen-, in der Verkehrsstraße. — Hindernisse. — Ueberschreiten einer Straße. — Hilfsmittel beim Auffinden eines bestimmten Hauses. — Das Alleingehen, ein Stückchen Lebensfreude. — Vom sechsten Sinn der Blinden. — Der Sturm über den Berliner Christbaummarkt.

Innerlich wie äußerlich hatte mich die Zeit des Geldverdienens recht sehr geändert. Zwar sorgten meine guten Eltern noch immer für derbe Seilerblusen und -stiefeln, für einen guten Sonntagsanzug und sogar einen Winterüberzieher; aber ich selbst, ja, ja, ich selbst sorgte gleichfalls für mein Aeußeres. Einen sehr schönen, umfangreichen Schlips hatte ich von eigenem Gelde erstanden, und ich fühlte ihm liebkosend an, wie schön er war. Einige Reservegummikragen besaß ich jetzt, war also herrschaftlich, gigerlhaft ausgestattet. Doch all dies befriedigte meinen Ehrgeiz bei weitem nicht! Ich kaufte mir Parfümfläschchen, das Stück zu vierzig und dann und wann selbst fünfzig Pfennigen. Aus diesen zarten Duftfläschchen besprengte ich mich reichlich und nicht zu selten. Wie ich einstens aus Farben wundersame Farbensinfonien zusammengestellt hatte, so goß ich jetzt wundersame Duftwogen an meinen siebzehnjährigen Körper und brachte mich so bei meinen Mitmenschen in guten Geruch. Eine Wolke von Duft umwogte mich allezeit mit Vornehmheit und Wohlhabenheit. Und das war durchaus natürlich, ja notwendig. Denn man war ja was! Man leistete ja was! In der Tasche klimperte es verlockend! Man hatte — Geld!

Gar häufig packte einen dann plötzlich der Hochmutsteufel: Hut auf, Stock in die Hand, Zigarette im Munde und —

„Tschüssing, Jungens! Wollen mal en lütten Sauser machen!"

Paul: „Soll ick dir führen, Ernst?"

„Führen? Warum denn? Finde mich doch allein!" — Fast eine Beleidigung war diese Zumutung. Stolz ging man weg. Hart schlug die Heimparktür hinter einem ins Schloß.

Die Rotenburgstraße ging es entlang. Das war durchaus gefahrlos. Die Stiefelsohlen hatten nur darauf zu achten, daß man dauernd den glatten Steinplattenstreifen des Bürgersteiges unter den Füßen hatte, und ein Stoßen war ausgeschlossen. Alle Hindernisse wie Bäume, Laternenpfähle, Bauzäune usw. standen ja, wie in den meisten Villenstraßen, rechts und links von diesem Plattenstreifen auf dem kleinsteinigen Pflaster.

Schwieriger war das Alleingehen auf den Bürgersteigen, die nur eine einzige Pflasterart hatten. Da konnte man leicht von dem goldenen Mittelweg abweichen und an Hindernisse stoßen. Hier konnte man ja zwar an der Bordkante eine Leitstange, eine Führerin finden, so nämlich, daß der Spazierstock beim Gehen immer am Bordstein entlang glitt. Doch auch das hatte häufig Gefahrvolles. Nicht selten standen da, dicht am Bordstein, Bäume und Laternenpfähle, auch mochte plötzlich ein Pferd, das still vor seinem Wagen stand, einem nach dem Kopf schnappen, wohl in der impertinenten Meinung, da sei Häcksel oder Heu verborgen. Ging man aber am Hause entlang, dann stieß man sich wohl an Briefkästen, oder man trat Damen, die die Schaufenster bewunderten, auf die Kleider. Unangenehmes überall! So zog man es denn vor, einen festen Anhalt zu verschmähen, und sich frei in der Mitte des

Bürgersteiges zu bewegen. Es ging nicht schwer. Denn der Stock wurde ein wenig vorgehalten, und die lebenden Hindernisse, die Menschen, wichen meist aus, die leblosen aber, etwa Bäume, wurden vom Stock signalisiert und dann weise umgangen. Wohl kamen Püffe und Zusammenstöße nicht selten vor, doch das war nur interessant, nicht betrüblich. Denn da konnte man Charaktere studieren. Der eine schimpfte grob und laut; der andere entschuldigte sich, und oft hörte man nur ein leises, freundliches Lachen und wußte, daß man zur Heiterkeit eines Menschen beigetragen hatte; gewiß ein löblich Tun in dieser Welt.

Da galt es Straßen zu überqueren, das mochte gefährlich werden, wurde es jedoch nie, denn man hatte sich in der Werkstelle bei der Arbeit über alles Notwendige informiert. War die Straße geräuschfrei, hörte man keinen Wagen fahren, dann überquerte man sie ruhig und langsam; man ging wie einer, der die Miete bereits am Ersten bezahlt hat; war sie befahren, dann paßte man rasch einen Moment ab, wo es still war, machte rasch rechtsum und fuhr rechtwinklig über den Fahrweg wie ein geölter Blitz mit mächtigen Sätzen, rechtwinklig, denn der gerade Weg ist der kürzeste, der, auf dem man darum die wenigsten Gefahren vermuten mußte. Rollten jedoch ununterbrochen Wagen neben einem her, so bat man einen Passanten um Führung. Der eine beachtete es nicht, ging wortlos vorüber, er mochte eilig zu seiner Beschäftigung gehen oder — das wäre natürlich noch wichtiger, — zu einem Stelldichein; wer weiß. Ein zweiter, manchesmal selbst ein dritter, wurde gebeten und bald lag eine freundliche Hand auf dem Unterarm und geleitete einen sicher und leicht durch das Gewühl der rollenden Wagen.

Besondere Schwierigkeiten stellten sich ein, wenn man eine

ganz bestimmte Haustür aufsuchen wollte. Man mußte sie von anderen erfragen. Ging man dann aber wieder zurück, so zählte man nach Verlassen der Haustür die Schritte, die man bis zur nächsten Straßenecke ging und merkte sich diese Zahl. Besuchte man das Haus ein zweites Mal, so brauchte man fremde Hilfe nicht wieder. Man zählte von der Straßenecke die Schritte und hatte die gewünschte Tür erreicht. Später machte ich das jedoch noch praktischer. Ich zählte nicht die Schritte ab, sondern ich sang zum Takte der gehenden Schritte „Deutschland, Deutschland über alles". Ich wußte dann nach vorausgegangener Ausprüfung, daß ich bei diesem oder jenem Worte an der Haustür war. Diese Methode war leichter und amüsanter.

Karl Niete hatte eine noch originellere Findungsmethode entdeckt: er erroch sich die Häuser! Tastend ging er an der Häuserreihe hin. Kam eine Haustür, so öffnete er diese, steckte den Kopf hinein und sog prüfend den Duft in die umfangreiche Nase. Roch es etwa nach Milch (ein Milchgeschäft war im Hause), dann war er noch zwei Haustüren entfernt von seinem Ziel. Roch es aber etwa nach dumpfigem Stroh (ein Weinlager), dann war es die nächste Türe. Roch es aber nach Leder (ein Schuhmacher wohnte im Keller), dann wußte er, daß er richtig war. Ging er so schnuppernd von Haus zu Haus, dann amüsierten sich wohl die Passanten und noch mehr die Straßenjugend über ihn, doch das störte ihn wenig. Er lachte mit ihnen und freute sich seiner Intelligenz.

Das Alleingehen ist für den Blinden nun nicht etwa, wie häufig angenommen wird, ein fast sträfliches Sich-Ingefahrbegeben, sondern es ist eine Notwendigkeit für ihn, ein Stückchen Lebensfreude. Es setzt allerdings voraus, daß der Gehende scharfe Sinne hat und nicht unnötig tollkühn ist. In erster Linie

wird ihn das Ohr leiten. Der Schall seiner Tritte zeigt ihm die Hindernisse mit Gewißheit an, ehe er sie berührt, ehe er sich also stößt. Es ist dies ein sehr natürlicher Vorgang, der jedem Menschen wohlbekannt ist. Jeder weiß ja, daß ein Wald, das Hindernis, den Schall der rufenden Stimme zurückwirft, weiß auch, daß dieser Schall, dieses Echo, je nach der Entfernung verschieden ist. Dieses Naturgesetz vom Rückwurf des Schalles hat sich der Blinde zunutze gemacht. Auch sein Schritt wird von den Hindernissen des Weges zurückgeworfen, und auch er hört an dem zurückkehrenden Schall, ob das Hindernis weit oder weniger weit von ihm entfernt ist. So sagt er sich denn: klingt der Hall deiner Schritte immer gleich, wenn du jetzt gehst, so wirst du auch immer in gleicher Entfernung vom Haus neben dir hingehen, wirst immer in der Mitte des Bürgersteiges bleiben. Das Ohr also leitet ihn. Auch sagt er sich mit Recht: plötzlich klingt dieser Schall nach dorthin anders. So muß dort etwas geändert sein, es muß dort ein neues Hindernis stehen, vielleicht ein Wagen an der Bordsteinkante. Er hört also den Wagen, obgleich der vollständig in Ruhe verharrt.

Doch nicht das Ohr allein, auch andere Sinne zeigen ihm Hindernisse an, helfen ihm, sich zu orientieren. Er fühlt, geht er an einem Wagen vorüber, daß die herrschende Luftströmung plötzlich eine Aenderung erfährt und schließt ganz richtig, daß da ein Etwas stehe, das die Luftströmung umleitet. Auch empfindet er Gegenstände durch den Thermensinn. Der Gegenstand strömt ihm seine Eigenwärme oder -kälte entgegen, und er erkennt ihn an dieser. Ueberschreitet er einen Fahrweg, so bemerkt er die Bordsteinkante des Bürgersteiges zumeist schon ein, zwei Schritte vorher; denn das Pflaster senkt sich vor der Bordsteinkante ein wenig. Die Kante, die der Sehende

sieht, fühlt er also mit den Füßen und fällt darum nicht, er tritt sicher auf sie hinauf.

All diese Sinnesbetätigungen insgesamt hat man fälschlich als „sechsten Sinn der Blinden" bezeichnet und glaubte da einen Sondersinn der Blinden gefunden zu haben. Das ist jedoch ein Fehlschluß. Die Wissenschaft erkennt keinen „sechsten Sinn der Blinden", sie weiß nur, daß im Menschen, fehlt ein Sinn, die übrigen, meist schlummernden Sinne geweckt werden und sich dann schärfen.

Solche Spaziergänge unternahm man in jener Zeit häufig. Man tat es, die neue Kunst des Alleingehens zu üben, sich selbständig zu fühlen und — vielleicht auch — Abenteuer zu suchen. Sie stellten sich dann und wann auch wohl ein; meist waren sie jedoch bescheidener, als man zugab. Kam man nämlich heim, so übertrieb man gern; wenigstens ich, muß ich zugestehen, tat das mit Vorliebe.

Eines Abenteuers möchte ich hier noch gedenken. Ich erlebte es allerdings nicht allein, sondern mit Paul Kersten gemeinschaftlich.

Es war, irre ich nicht, Weihnachten 1896. Ich wollte heimfahren, wagte jedoch den Weg zum Anhalter Bahnhof in Berlin nicht allein.

„Führ' ick dir!" prustete Paul selbstbewußt, und die Sache war abgemacht. Koffer in die eine, Stock in die andere Hand. Los!

Ohne Zwischenfall kamen wir zum Wannseebahnhof nach Berlin. Dort begann nun Paul sein häufig geübtes Heldenstücklein vorzuführen. Fest nahm er mich unter den Arm, nahm Selbstbewußtsein in die Seele und begann die Führung. Leicht kam man durch die Köthener und Dessauer Straße bis zum Askanischen Platz. Doch da — o weh! — ein Lichtmeer

blendete den noch nicht voll erblindeten Paul, den Führer. Ungewohnt, im Schmucke der Weihnachtsbäume, die des Verkaufes harrten, sah der Platz aus. Paul hemmte den Schritt:

„Heute is et janz anders als wie sonst. Ick wer' mir noch verbiestern mank die vielen Bäume!"

Er trippelte unstet und unentschlossen hin und her; er lachte überlaut und übernervös. So tat er immer, das wußte ich, wenn er sich nicht mehr sicher fühlte. Er zögerte immer noch, und der Zug, meinte ich schüchtern mahnend — wartet nicht.

„Ick will mir bloß en Häppken orientieren, du! Also, warte mal. Det wollen wir schon deichseln! Hier is —"

Ich hörte förmlich, wie er Courage in sich hineinpumpte, Courage zum Sturm über den Askanischen Platz. In einem Moment, als gerade weniger Wagen an uns vorüberrasselten, raffte er den Spazierstock, den verlängerten Zeigefinger der Blinden, wie man ihn in der Anstalt nannte, fest in die Rechte, packte mich mit Athletenstärke unter den Arm und warf seinen umfangreichen Körper ins Gewühl Berlins.

„Platz!" schrie er lustig den Gefahren zu, die von allen Seiten heranbrausten. Und wie ein Automobil mit seinem Lastwagen, so fuhren wir, zermalmend, bahnbrechend über den Platz. Mit wenigen hurtigen Sprüngen hatte man den ersten Fahrweg genommen und brach nun in das grüne Gewirre der Christbäume ein. O weh! Schon ging es schief! Hatte der wohlweise Rat von Berlin die Bäume nicht in geraden Straßen aufgestellt, oder hielt vielleicht nur ein einzelner Baum fürwitzig seine grünen Arme zu weit ins Großstadtleben? Blitzschnell hatte ich ihn ergriffen. Oder er mich? Blitzgeschwind wälzten wir uns kollernd am Boden. Blitzgeschwind war eine streitbare Berliner Christbaumverkäuferin zur Stelle

und mischte sich handgreiflich ins Getümmel. In äußerst flüssigem, echtem Berliner Deutsch redete die gewandte Dame auf mich ein, äußerst behende begann sie, auf mir herumzuklopfen, wohl, um mich vom Staub der Straße zu befreien.

Paul mischte sich handelnd ein. Treu stand er zu mir, und so rasch ich den residenzlichen Boden geküßt hatte, so rasch war ich auch schon wieder auf den Hinterbeinen, schwang in den vorderen abwehrend den schweren Koffer und raste so mit meinem Führer über oder durch das Grün des Platzes. Christbäume sanken, Schemel stürzten, Weiber zeterten zum Gotterbarmen. Mit vorgehaltenem Koffer stürmten wir vierbeinig weiter dem Sieg entgegen. Alles rennet, rettet, flüchtet.

„Hurra!" Wir sind am Bahnhofsportal, der Askanische ist überstiegen; Paul hat seine bekannten Führertalente wieder einmal glänzend und genußreich für alle Beteiligten bewährt. Karte wird gelöst. Treppen hinauf. Abteiltür auf. Hinein und — der Zug beginnt zu rollen. Gerade noch erreicht!

Als Chordirigent und Komponist.

Ich werde Chordirigent und beginne zu komponieren. — Mein Singspiel. — Das hohe C. — Von Beifallsorkanen und seligen Künstlerwonnen.

Häufiger, immer häufiger kamen große Arbeitsaufträge für die Seilerei. Die Seiler mußten daher dauernd von den Gesangstunden des Männerchors der Anstalt dispensiert werden. So wurden denn die ständigen Sänger neu gruppiert zu einem eigenen Chor, auf die Seiler zählte man nicht mehr.

Als nun die Arbeitsaufträge zu Ende gingen, fehlte den Seilern die liebe Beschäftigung des Männerchorsingens. Man sang ja so gern bei der Arbeit in der Werkstätte, sich die Zeit zu kürzen. Rasch beschloß man, einen eigenen, einen Seiler-

chor zu gründen, geeignete Singstimmen waren ja da. Herr Otto, der lustige Bruder Studio aus dem Heim, jetzt Musikschüler des Herrn Meyer, ließ sich gern bereit finden, den neuen Chor zu dirigieren, das heißt, ihm Chöre einzustudieren. Bereits nach wenigen Uebungsstunden zeigte sich jedoch, daß Herr Otto nicht genügend musikalisch war, Dirigent zu sein; oft hörte sein Ohr die Fehler nicht heraus, Feinheiten entgingen ihm häufig. Da trat der Chor eines Tages unerwartet an mich heran: „Ernst, du mußt unsern Chor leiten!"

Ich war sehr überrascht. Wie konnte man mir, der doch nicht Fachmusiker war, so etwas zumuten?

„Das geht nicht," erklärte ich, „wir blamieren uns bloß, und der Anstaltschor (er wurde auch Korbmacherchor genannt) lacht uns aus. Das geht nicht!"

„Du kannst Klavierspielen, Geigenspielen, Flöteblasen und Solosingen. Wer das kann, ist auch ein guter Dirigent. Und außerdem: du bist ein Seiler! Und die Seiler können bekanntlich alles, was sie wollen!"

„Und woher sollte ich wohl die Chöre nehmen zum Einüben?"

„Läßt du dir von deiner Schwester schicken!"

Sie waren rasch damit fertig. Mariannchen beherrschte wohl die Punktschrift, und unsere Korrespondenz war rege; aber die Notenschrift der Blinden hatte sie nicht erlernt; sie konnte mir also auch keine Männerchöre abschreiben. Alle Einwendungen meinerseits fruchteten nichts. Ich mußte es mit dem Dirigieren versuchen. Sehr bald merkte ich auch, daß ich das Einstudieren der Chöre leicht leiten könnte. Aber woher Chöre nehmen?

Sorgenvoll sann ich auf einen Ausweg. Denn gern wäre ich der Dirigent der Seiler gewesen, meine Eitelkeit, aber auch mein Tatendrang waren geweckt.

Zunächst begann ich, die gemischten Chöre, die wir im Chor des Herrn Meyer gelernt hatten, für Männerchor umzusetzen. Es gelang ohne Mühe. Und die so gewonnenen Chöre klangen gut. In freundschaftlichen Plauderstunden horchte ich unbemerkt Franz Lange aus, suchte von ihm etwas über die Regeln der Kompositionskunst zu erfahren, über die Technik der kompositorischen Satzkunst. Nur Weniges erfuhr ich; aber es gab mir doch schon eine ungefähre Vorstellung von dem, was die Theorie der Musik ist. Die so erlauschten Kenntnisse anwendend, begann ich, Volkslieder für meinen Chor zu bearbeiten. Ich studierte sie ein und wartete nun auf die abfällige Kritik der Musikschüler der Anstalt, die sämtlich im Anstalts-, im Konkurrenzchor waren. Doch kein Wort des Tadels ließ sich hören. Ich mußte also richtig, fachgemäß bearbeitet haben. Kühner wurde ich da. Viele von den herrlichen Gedichten, die ich an den stillen Frühlingsabenden an meinem trauten Fenster lesend genossen hatte, hatten mir schon beim Lesen wie Musik, wie lauter Singen und Klingen im Ohr gesungen. Wenn ich diese Musik der Worte faßte, hielt — wenn ich sie meinem Chor als Lied eines Komponisten einstudierte? Einen Namen des Komponisten konnte man ja leicht finden.

Kaum hatte ich es erwogen, da machte ich mich bereits an die Arbeit. Doch so leicht war das nicht. Wohl sang mir auch heute noch so manches der Gedichte. Aber wenn ich am Flügel in die Tasten griff, dann war sofort alles tiefe innere Klingen der Verse verscheucht. Die harten Töne, die die Menschen Musik nennen, töteten grausam alle Poesie. Wieder saß ich an meinem stillen Fenster, las und fühlte die Gedichte in stiller Andacht. Wieder klangen sie mir deutlich im Ohr. Da sprach ich mir die Gedichte vor, erst leise, dann lauter, wirk-

licher. Und je weiter ich die Deklamation steigerte, desto mehr zog ich auch die Harmonie, die ich innerlich hörte, mit den Worten heraus aus mir in die wirkliche Welt, desto mehr vermochte ich die innerlich empfundenen Töne in Noten zu fixieren. Ziemlich klar klang mir jetzt die Musik. Rasch ging ich zum Flügel und suchte die Töne, die ich hörte, auch zu finden. Es gelang, und ich — ich hatte ein neues Lied für meinen Chor gefunden.

Ich jubelte. Ich war selig. Nun hatte ich ja die Mittel gefunden, meinen Chor weiter zu erhalten. Die Korbmacher sollten uns Seiler mit unseren waghalsigen Versuchen nicht belächeln dürfen. Wir wollten schon zeigen, was wir konnten. Wieder erwartete ich von den Musikern, von Franz Lange, von Schönewolf abfällige Kritik meiner Chöre, erwartete, daß man erklären würde, ich hätte merkwürdige Komponisten entdeckt, die komponierten ja mit Fehlern. Doch wieder wartete ich vergebens. Fehler konnte ich also nicht gemacht haben beim Komponieren.

Ueber Umwege hörte man, daß die Mädchen gern dem Seilerchor lauschten, wenn er übte. Jeder von uns, auch ich, wußte natürlich, daß sie auf ihn, ausgerechnet auf ihn am meisten horchten, und man verdoppelte seinen Eifer. Energisch schlug ich mit dem Taktstock — ein solcher war eigentlich nicht nötig, — auf das Notenpult des Flügels und kommandierte und kritisierte, daß es nur so eine Art hatte. Leise, schüchtern sprach ich dabei nicht. Wer weiß denn, wer da unter mir aus den Mädchenzimmern heimlich lauschte auf mein Dirigieren! Man fühlte sich. Man leistete ja etwas. Und niemand ahnte ja, daß dieses und jenes Lied gar nicht von einem Komponisten war, sondern — von einem Seiler.

Wochen vergingen. Da hörte man, daß der Mädchenchor,

der von Herrn Hinze, einem Lehrer der Anstalt, geleitet wurde, ein Singspiel einübe und dann in der Aula öffentlich aufführen wolle. Es hieß „Aschenbrödel" von Abt. Man staunte. Noch nie war ja ein größeres Chorwerk in der Anstalt gehört worden, man hatte keine Vorstellung, was ein Singspiel wohl sein mochte.

„Das is so ne Rumspringerei mit Gesang," erklärte Ernst Schulz.

„So ne Mädchenparade, wat?" meinte August Beier lustig. „Da parad' ick mit!"

Willi Brandau gab seine Meinung und auch Arnold Wohlbrück, und es wurde festgestellt: ein Singspiel ist so was zwischen einem Drama und einer Oper etwa, wo man bald singt und bald spricht.

Ich war mir noch immer nicht klar. So lauschte man denn in den Uebungsstunden des Mädchenchors im Nebenzimmer, man wollte das Geheimnis des Singspiels bald enträtseln. Endlich wußte ich's. Es war etwas wie eine halbe Oper, manches wurde rezitiert, manches in Solorollen, anderes im Chor gesungen, und der Chor schien sehr wichtig dabei zu sein.

Aschenbrödel machte sich prächtig. Bald wußte ich die ganze Musik auswendig. Und schon stand es in mir fest, daß auch ich ein Singspiel für meinen Chor dichten und komponieren mußte, daß wir dem Mädchenchor nicht nachstehen, daß wir sogar hier den Korbmacherchor überbieten mußten. Hurtig ging ich an die Arbeit. Geschichte und Sage wurden nach einem geeigneten Stoff durchsucht. Es war nicht ganz leicht; denn ich konnte nur wenige Soli besetzen mit meinem Chor, Frauenrollen mußte ich gänzlich meiden, günstige Gelegenheit für choristische Entfaltung mußte gegeben sein. Der Stoff

fand sich. Rüstig wurde die Dichtung und Komposition in Angriff genommen und gefördert. Den Freunden sagte ich, meine Schwester hätte mir ein Singspiel abgeschrieben und geschickt; wir könnten nun auch ein Singspiel aufführen.

Mit heller Begeisterung war man allgemein bei der Sache. In allen Freistunden, bei der Arbeit selbst übte man. Der große Tag kam.

Der alte Rex hatte, wenn auch anscheinend nicht gern, die Erlaubnis zur Aufführung und zur Einladung von Gästen gegeben. Am 22. März 1897 war es, am hundertsten Geburtstag des alten Kaisers, also an einem arbeitsfreien Tage. Man wusch sich so gründlich, als hätte man alle Sünden dieser Welt von seinem jugendlichen Körper zu waschen. Die besten Kleidungsstücke zog man sich an, einen neuen Gummikragen legte man um den Sängerhals, der heute Triumphe sammeln sollte. Mit peinlichster Akkuratesse war man um sich bemüht. Nur leise, fast flüsternd, sprach man, denn — die kostbare Stimme mußte geschont werden. Vier Uhr war vorüber. Ich ging zur Anstalt hinüber. Im Künstlerherzen Begeisterung, in der Hand — eine Flasche Veilchenodeur. In der Aula traf man sich wie besprochen. Gemessenen Schrittes trat ich von Sangesbruder zu Sangesbruder und besprengte sie mit dem lieblichen Oel aus meiner Flasche. Mein Freund, der Landsknechtsführer, Paul Wittwer, erhielt einen extraschweren Guß, er sang ja Solo. Und selbst der Rabensteiner, der wilde Raubritter (Otto Feckel) wurde geweiht von meiner köstlichen Flasche, obgleich ihm wohl beißender Pulverdampf besser getaugt hätte. Zuletzt vergaß ich auch mich nicht. Den ganzen Rest der Flasche kippte ich mir auf die Männerbrust. O ja, man steckte etwas ins Geschäft! Bare vierzig Pfennige hatte das edle Naß gekostet.

So lieblich duftend bestieg man, nun wohlgerüstet, das Podium zwischen Orgel und Flügel. Es läutete, läutete zum Singspiel der Seiler. Hoher Stolz schwellte die Brust. Die Aulatüren sprangen auf, und die Gäste strömten herein in Scharen. Eintrittsgeld nahm man nicht; denn um schnöden Mammon war einem seine Kunst denn doch nicht feil. Alle Zöglinge der Anstalt und der Heime, die Lehrer, die Beamten, deren Familien, auch Freunde kamen. Und wer die kunstgeladene Schar der Seiler nicht sah, der roch sie wenigstens. Eine dichte Wolke von Veilchenduft hüllte sie geheimnisschwanger ein.

Es ward still. Max Fetting, das Hausorchester, drückte ein paar Akkorde in die Tasten des Flügels, und der Chor erhob sich geräuschvoll, doch mit Würde. Der Einleitungschor begann. Als der Chor geendet hatte, erhob sich der Rezitator und berichtete in schöngesetzten Versen, daß der wilde Rabensteiner, der grimme Raubritter, die Burg des Freundes in dessen Abwesenheit schnöde gestürmt, geplündert, verbrannt habe, daß er die holde Tochter des Freundes mit sich geführt habe und auf seiner Burg nun gefangen halte. Mächtig donnerten und zürnten die Worte. Der Chor fiel wutschnaubend ein. Er schwor dem grimmen Frevler Rache. Nun erhob ich mich, wandte mich an Paul Wittwer, den Landsknechtsführer, und klagte ihm mein Leid. Denn das schöne Burgfräulein war meine Braut. (Leider nur in diesem Stück.) Ich beschwor ihn mit rührenden Worten und Tönen, mir doch zu helfen mit seinem Fähnlein, den Rabensteiner zu besiegen, ihm die Braut wieder abzunehmen. Paul war ein edler Mensch. Gern versprach er, mir beizustehen. Und er lud mich ein, mit ihm zu seinem Fähnlein zu gehen.

Einige prasselnde Akkorde des Klaviers, und der Lands-

knechtschor begann sein Leiblied zu intonieren. Mit groben, bierrauhen Stimmen, wie es einem Landsknecht geziemt, versicherte er, daß er Kartenspiel, Weiber und Bier über alles liebe, daß er sich den Teufel um niemand und nichts schere, daß er aber nie Unrecht dulden wolle in dieser Welt. Eine fröhlich gesungene Bierunterhaltung in lyrischen und auch rezitativischen Gesprächen entspann sich; fehlte nur das Bier. Man suchte sich gegenseitig zu überbieten in süßen, schwärmenden Cantilenen und groben, polternden Zornergüssen; wahre Männer dufteten und sangen auf dem Podium.

So ging es fort zwischen Solo-, Chorgesang und Rezitationen, bis der Rabenstein erobert, verbrannt, und der Raubritter selbst gefangen worden war. Bis die Braut befreit wurde.

Die rührende Wiedersehensumarmung zwischen mir und meiner Holdseligen ließ ich klugerweise weg, sowie auch den dazu dringlichst erforderlichen heißen Kuß. Denn so etwas hätte Rex natürlich sehr übel begutachtet, in einer Anstalt gibt es derlei nicht. So gab ich denn diese Schlußszene symbolisiert. Ich sang nämlich, von der Zither stimmungsvoll begleitet, einen Lobgesang der treuen Liebe und illustrierte den Kuß durch ein wundervoll mit der Fistelstimme gesungenes hohes C. Wie der holden Nachtigall seliger Liebesschluchzer süß aus duftenden Fliederbüschen schwelgt, so schwelgte auch mein hohes C süß aus der wohlparfümierten Sängerbrust hervor. Und ich fühlte deutlich beim Singen, welch schönen Widerhall es dort im Publikum fand, besonders links, wo die Mädchen saßen. Prächtig schloß das Singspiel ab.

Kaum war der letzte Ton verhallt, da brach ein gewaltiger Beifallssturm los. So heiß man sich gemüht hatte, so heiß mühten sich jetzt auch die Hörer, ihren Dank zu bezeigen. Mit

Händen, Beinen und Kehlen arbeitete man im Saale, dem Seilerchor mächtige Begeisterungsstürme auf das Podium zu schicken. Und man hörte deutlich, wie ehrlich es das geehrte Publikum meinte.

Gerührt senkte man demutsvoll das Haupt, krümmte den Seilerrücken und nahm alle Anerkennung auf sich. Durch Tragen schwerer Hanfballen war der Rücken gestärkt, man mochte viel, sehr viel ertragen.

Während man aber so stand und vom Künstlerglück fast begraben wurde, wartete man doch, wartete auf — man wußte kaum, worauf. Als sich aber endlich der Saal leerte, und kein Lehrer noch Beamter, selbst Rex nicht, gekommen war, einem die Hand zu drücken, da wußte man, auf was man gewartet hatte: auf ein Wort der Anerkennung von oben. Doch das blieb aus.

Innerlich etwas enttäuscht, äußerlich höchst befriedigt, nahm man nun die Glückwünsche der vielen Freunde entgegen. Sie kamen alle, alle auf das Podium und reichten ihre Hände dar. Und es gab ein Beglückwünschen erlesenster Art. Es war erhebend. Und selbst, o Freude, die Konkurrenz, Schönewolf nämlich, der Dirigent des Korbmacherchors, kam herzu, reichte mir seine Hand und sagte laut und neidlos vor allen:

„Großartig, Ernst, großartig habt ihr's gemacht! Wahrhaftig, das können wir nicht, das muß ich sagen! Großartig! Wo treibst du nur immer die Sachen auf, Mensch?"

„Hat's dir denn gefallen?" fragte ich wieder und strahlte vor Wonne.

„Großartig! Sehr wirkungsvoll gearbeitet ist das. Der Komponist muß von der neuitalienischen Schule sein!"

„Ach!" machte ich erstaunt. „Dann ist das wohl ein

Italiener?" fragte ich so bieder als möglich, und in mir lachte es vergnügt.

„Sehr möglich," meinte Schönewolf. „Es kann aber auch ein Deutscher aus der Schule der Italiener sein. Na, davon verstehst du nichts," setzte er mit etwas Nachsicht hinzu, „das weiß nur der Fachmusiker."

Ich lachte.

„Aber der Text ist unbedingt echtes Deutsch," meinte Franz Lange und gab mir die biedere Rechte, „so charakteristisch kann man gar nicht übersetzen."

So sprach man über meine Schöpfung, und ich stand als lachender Laie daneben. Benebelnd viel Weihrauch wurde um mein unschuldig Haupt geräuchert. Ich fühlte mich wie im Lande des Glückes. Wie in einem schimmernden Glorienmantel fühlte ich mich. Ich wußte mich auf dem Gipfel des Glückes. Neider hatte ich nicht mehr. —

Der Zukunft entgegen.

Ich erkenne meinen Weg, das neue Ziel. — Abschied vom lieben, alten Rex. — An des Vaters Seite hinaus in die Welt, der lockenden Zukunft entgegen.

Als ich am andern Morgen die Augen aufschlug, war das anders. Alles hatte sich geändert. Das goldene Zukunftsschimmern war verblaßt. Grau in grau lag vor mir. Alltag blickte mir nüchtern entgegen. Drüben schnurrte die Seilerei und rief mich zur Arbeit. In mir aber rief es laut: dorthin gehörst du nicht mehr! Dort ist nicht mehr dein Reich! Und ich fühlte es: hier in der Blindenanstalt hatte ich meine Rolle zu Ende gespielt, hier hatte ich den Gipfelpunkt meiner Leistungen erreicht, hier konnte ich nicht mehr aufwärtssteigen, Ebene nur noch gab es hier für mich oder gar — Abstieg. Und in mir bäumte es sich auf: Nicht hinab zur Niederung! Nicht

auf der Ebene des Alltags! Auf, zur Höhe, zum Licht! Das ist dein Weg, das ist dein Ziel. Was ich wohl schon längst gefühlt, jetzt wußte ich's klar: du mußt klettern, streben, ringen, das ist dir Naturgesetz, das fordert dein Ich. Im Alltagsgleise trotten ist dir Tod. Und mögen auch Hindernisse kommen — und sie werden kommen — felsige, schier unübersteigbare, sie werden besiegt werden. Denn Hindernisse sind nur da, dem Starken die Kraft zu stählen, den Willen zu härten. Und hart faßte ich meinen Entschluß.

Und dann war der Vater gekommen. Wir waren in Berlin gewesen. Autoritäten hatten mich geprüft. Hatten Talent gefunden, hatten dennoch aber abgeraten, Musik zu studieren; denn der Weg des Künstlers sei hart und schwer, und mehr Dornen als Blumen ständen auf seinem Wege.

Anfangs hatte mich das bedrückt. Dann aber war ein harter Trotzwille in mich gekommen. Und ich hatte fest die Zähne aufeinandergebissen und gesagt zum Vater: „Und ich werde doch Musiker! Doch, doch!" — Und des Vaters fester Druck der Hand hatte geantwortet: Du wirst's! Du wirst's!

Dann hatten wir vor dem alten Herrn Direktor gesessen, und der hatte gesagt: „Ganz offen, Herr Haun: daß unser Ernst Talent hat, das wissen wir längst. Aber wir haben nicht gewagt, ihn zum Musikstudium zu ermuntern; wagten das nicht aus Verantwortungsgefühl heraus.

„Versteh mich recht, mein Ernst," und seine Stimme hatte so warm und treu und gut geklungen wie immer, „ich habe auch dein Stück ignoriert, weil ich dich nicht aufmuntern wollte. Sieh, als Seiler hast du deine bescheidene, aber gute Existenz. (Ich mußte lächeln und dachte an die Sechserzigarre der Optimisten im Heim.) Was dich als Musiker erwartet, ist sehr unbestimmt; wir wissen es nicht, und du weißt es nicht. Und

weil wir dein Bestes wollen, darum führen wir dich gern auf den sicheren Lebensweg.

„Sehen Sie, Herr Haun: Wird eine Organistenstelle frei, auf die rechnet Ernst doch, dann sind bereits auch schon hundert und mehr Bewerber da. Und unter diesen sind viele wirklich tüchtige Leute. Ist nun Ernst unter ihnen, meinen Sie, man wird ihn, als Blinden, wählen? Doch kaum! Er hat doch stets dann geringe Aussicht. Wir Blindenanstaltsleiter wissen das leider aus der Praxis nur zu gut. Fürsprache ist da erforderlich!"

„Und gerade weil ich das weiß, glaube ich, daß mein Junge Musiker werden darf. Der jetzige Generalsuperintendent von Berlin ist nämlich ein Duzfreund meines Schwagers, des Pastor Hause, der auch Ernsts Pate ist. Und der Herr Generalsuperintendent hat schon, als Ernst noch klein war, immer versprochen, wenn wir beisammen waren, sich für ihn, wenn er erst einmal groß wäre, zu verwenden. Darauf gründe ich meinen Feldzugsplan!"

„So! So!" sagte der alte Herr sehr interessiert, „das ist allerdings ganz etwas anderes. Da streiche ich die Flagge! Dann mag unser Ernst getrost den steinigen Weg beschreiten, dann hat er begründete Aussicht, ans Ziel zu gelangen."

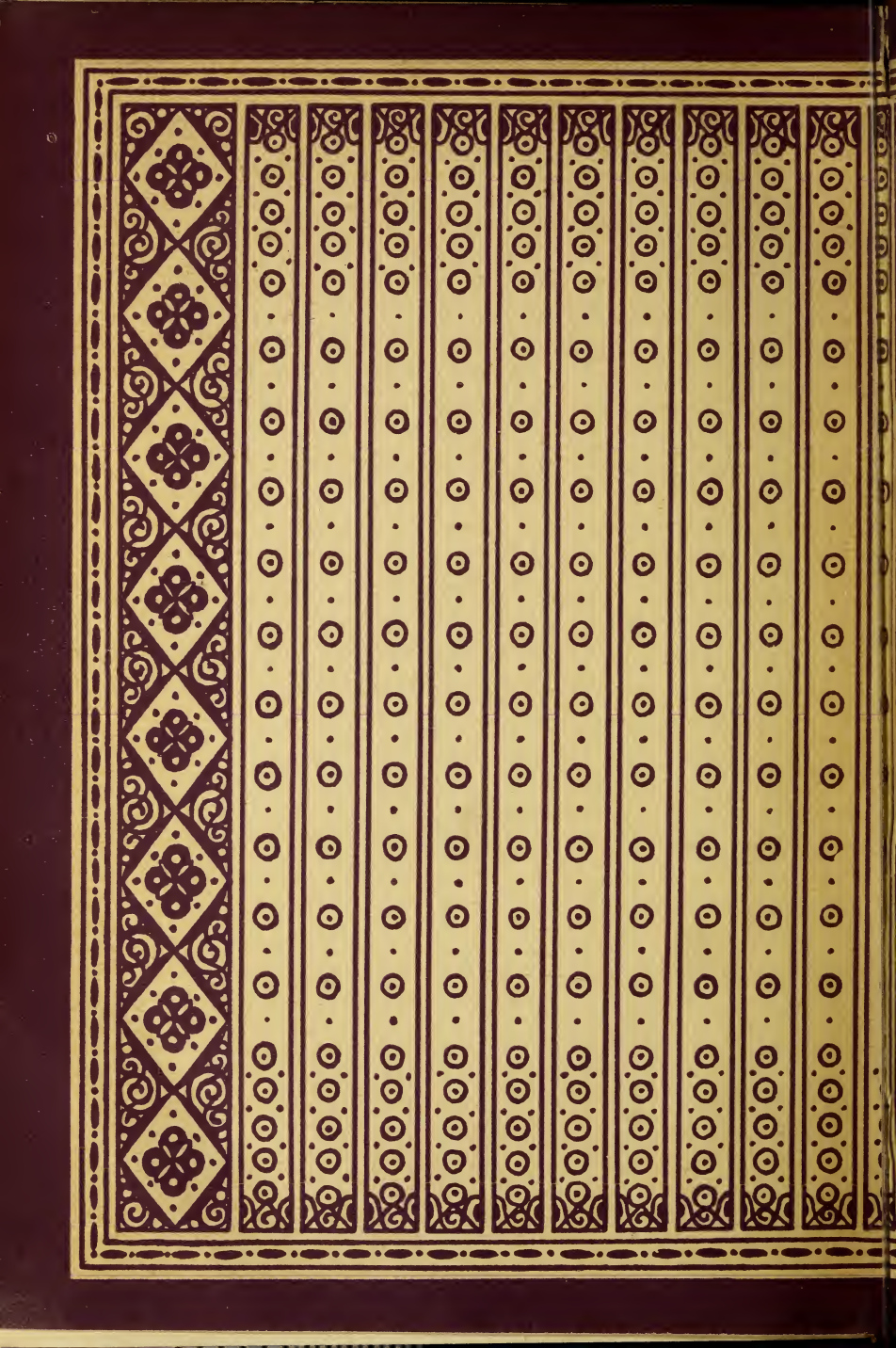
Herzlich, fest hatte er meine Hand ergriffen: „Ich wünsche dir Glück, mein Junge! Von ganzem Herzen, aufrichtig!"

Still war es im Zimmer geworden. Dann war das Nähere besprochen worden. Ich sollte die Anstalt verlassen, da sie keine gediegene musikalische Schulung geben konnte. Ich sollte mich in Leipzig vorbilden lassen und dann das dortige Kgl. Konservatorium der Musik besuchen.

Innerlich nahm ich mir vor zu arbeiten, so hart und schwer, wie ich es nur immer vermochte. Kostbare Jahre

waren mir in der Seilerei verloren gegangen, aber sie mußten noch ersetzt werden können.

Dann hatte der alte, gute Rex meine Hand ergriffen: „Weißt du noch, Ernst? Als du eintratest bei uns, da sagte ich: wir legen nicht den Hauptwert beim Erziehen unserer Jungen aufs Lernen, sondern darauf, daß sie eine schöne, frohe, leichte Jugend haben, damit ihnen die Erinnerungen an diese Jugend stets lieb und wert sein mögen, ihnen wie ein helles Licht im dunkeln Leben vorausleuchten. Weißt du das noch? Nun, mein Junge, hast du so eine frohe Jugend gehabt? Trägst du solche lichte Erinnerungen mit dir hinaus ins Leben, ins Ungewisse?"

Da hatte ich froh und fest die Hand des alten Blindenvaters ergreifen und antworten müssen aus vollstem Herzen: „Ja, Herr Direktor. So eine Jugend habe ich gehabt, und solche Erinnerungen werden mir meinen dunkeln Weg erhellen helfen. Hier in dieser Anstalt habe ich eine zweite Heimat gefunden. Ich werde sie nie vergessen!"

Fest lagen unsere Hände ineinander. Dann schieden wir. Stark ging ich neben dem Vater her. Ging hinein ins neue Leben, ins Leben der Sehenden, ging hinein in den schweren Kampf, den sie alle kämpfen müssen. Und in mir stand es leuchtend klar geschrieben: Du wirst siegen! Du wirst siegen! — Und ich habe gesiegt!